

JESUS
WIE SIE IHN SAHEN

JESUS
WIE SIE IHN SAHEN

EINE DEUTUNG DER DREI ERSTEN EVANGELIEN

VON

CARL ALBRECHT BERNOULLI



BASEL 1928
VERLEGT BEI BENNO SCHWABE & CO.

Druck von Benno Schwabe & Co., Basel

VORWORT

In meinem vor zehn Jahren erschienenen Buche *Johannes der Täufer und die Urgemeinde* versprach ich, eine Darstellung des irdischen Jesus folgen zu lassen. Sie verzögerte sich nicht nur aus äußern Gründen. Erst heute liegen sowohl bei der Psychologie als bei der Geschichtsforschung die Dinge so, daß der Plan reifen konnte. Jener damals (S. 139) angesagte „psychologisch-historische Konstruktionsversuch“ des Personalproblems Jesus empfing seine richtigen Lichter von Studien, die ich seither betrieb. Im Oktober 1918 geriet ich an die Metaphysik von Ludwig Klages, die auch den Hinweis auf J. J. Bachofen enthielt. Ueber diesen meinen näheren Landsmann habe ich inzwischen mehrere Arbeiten veröffentlicht, die in diesem neuen Buche nachwirken. Gleichzeitig aber nahm die wissenschaftliche Erforschung der drei ersten Evangelien eine verschärfte Wendung gegen ein geschlossenes Jesusbild, das zu zeichnen mir vorschwebte. Die darin für mich nicht zu überhörende Mahnung zur Vorsicht wandelte sich aber zum gesteigerten Anreize, Jesus so zu schildern, wie ihn die Urgemeinde vor sich sah. Ich sagte mir: den soliden historischen Rahmen um das Jesusbild schenkt uns das Neue Testament zweifellos; heutige Forscherpflicht ist die Feststellung, was von Jesus selbst in diesem erhältlichen Rahmen noch anschaubar geblieben ist.

Im Schlußkapitel meines 1924 erschienenen Werkes über „Bachofen und das Natursymbol“ entwarf ich unter der Ueberschrift: „Symbolpsychologie und Religionswissenschaft“ die folgende Struktur einer Methode auch für das anzustrebende wissenschaftliche Verständnis des Urchristentums: in der Unterschicht der Volksfrömmigkeit wirke das Schicksal auf einen Naturplan; es ist eine Wahrnehmungsreligion. In der Oberschicht überwiege jedoch eine Vorstellungsreligion, weil nun der Erlösungsgedanke auf einen Kulturplan wirkt. Dies führe darauf, dem Evangelium einen Symbolgehalt zuzusprechen. Dieser Vermutung habe ich nun die Auslegung der synoptischen Texte unterstellt und habe also — so vernehme ich den Vorwurf schon — eine Eintragung von außen her mir zu Schulden kommen lassen! Ich denke aber, ich laufe heute weniger Gefahr, daß diese zugestandene, klar erkannte und ehrlich angemeldete Befangenheit zu ungunsten der geleisteten Arbeit übertrieben eingeschätzt werde und von vorneherein ihr die Anerkennung schmälere.

Die Form, die ich meinen in den vielen Jahren angehäuften Aufzeichnungen für die Veröffentlichung gebe, paßt sich dem allgemeinen Vorschlage an, aus dem der Inhalt besteht. Ich füge weder Fußnoten noch ein Stellenregister bei; das Inhaltsverzeichnis, die dankbare Erwähnung der wichtigsten Einflüsse aus der Literatur auf meinen Wortlaut und eine alphabetische Aufzählung der behandelten Hauptgedanken bilden das bescheidene Geleite. Mein Angebot darf die Nachfrage abwarten. Stellt sie sich ein, so werde ich überallhin gerne Rede stehen.

Arlesheim, den 6. September 1927. *C. A. B.*

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG.

Zu wissen, daß von wohl achtzehnhundert Millionen Menschen über ein Drittel die Jesusreligion bekennt, läßt uns den Blick nach deren Urheber richten. Nicht nur weist die Ueberlieferung empfindliche Lücken auf; auch das überlieferte Bild zeigt eine Beschaffenheit, die der vernünftigen Erkenntnis widerstreitet.

Wir haben es bei Jesus mit einem Menschen zu tun, der einst lebte; aber Geheimnisse stricken um seine geschichtliche Gestalt schon in dem Augenblick enge Maschen, da sich eine früheste Niederschrift ihrer bemächtigt.

Die Einteilung der Weltreligionen läßt sich verschieden treffen. Man kann die Lage, die Gestalt, die räumliche Richtung, wohin die Verehrung gespendet wird, ins Auge fassen. Wichtig ist auch, in welcher Art ein Glaube zum Bekenntnis wird, ob er an das Erdenleben eines Menschen anknüpft oder nicht, ob er zahlenmäßig ein, zwei oder mehr Götter für seine Verehrung in Anspruch nimmt, ob die angebeteten göttlichen Wesen der Geschlechtswahl unterliegen, ob sie männlich oder weiblich sind.

Verehrungsrichtung.

Abwärts	Aufwärts
Erde	Himmel

Anzahl der Verehrungsgegenstände.

Vielgötter	Eingott
Die Zahl Zwei	Die Zahl Eins

Wahrnehmungsunterschied.
(Lichtgrade).

Dunkel	Hell

Geschlechtsunterschied
ohne Kindesbeziehung:

Weibsgötter	Mannsgötter

mit Kindesbeziehung:

Muttergottheiten	Vatergottheiten

Mit oder ohne menschliches Zutun.

Schicksal	Erlösung

Zivilisationsunterschiede.

Primitive Wesen	Kulturgötter

Geographisch-historische Abfolge.

Erdgebundene und geschichtslose Religionen	Mittelmeergebiet

In diesem Spiegel läßt sich von der Gestalt des biblischen Jesus je eine der rechts liegenden Rubriken mit einer seiner Eigenschaften versehen. Diese sieben Merkmale finden sich jedoch in der ältesten Jesusgestalt des Urchristentums nicht anders vor, als daß das Gegenteil der betreffenden Eigenschaft nicht ebenfalls im Unterton irgendwie mitschwänge.

Heute, wo das vermeintliche Altertum, frühe ungeahnte Zeitfernen hinter sich, zu einem müden Mittelalter zusammengedrückt erscheint, bildet für die allgemeine Religionsgeschichte jenes Hufeisen, das der Ostrand des Mittelmeeres bildet, eine sichere Klammer. Es ist die monarchische Religionsform, jener Glaube an den einen Gott, der seine Hand zur Weltherrschaft erhebt. Wo dieses ostmittelmeerländische *Hufeisen* sich scheitelt, hat der historische Vorgang des Jahweismus in einer tausendjährigen Entwicklung sich vollzogen. Seine weltbeherrschende Urkunde liegt mit der christlichen Bibel in unser aller Händen.

Gegen das Alte Testament bildet freilich das Neue die ebenbürtige Urkunde einer völlig veränderten Religionsstufe. Das ihm gebührende Verständnis ist nicht vom Römerbrief des Paulus, sondern von der Jesusgestalt der drei ersten Evangelien aus zu gewinnen. Gewiß lebt das Urchristentum von einer Lehre; aber diese Gotteslehre wird keineswegs in einer begrifflichen oder gesetzgeberischen Form angeboten. Die drei ersten Evangelien schildern in einem lehrenden menschlichen Vorbilde zugleich den einge-

borenen Sohn Gottes, dem die Welt untertan werden müsse. Alle folgenden Bücher des Neuen Testaments führen nur eben diese Meinung von Jesus weiter aus.

Viererlei fällt in Betracht. Zunächst die Gedankenwelt des alten Testaments, das was Jesus selbst *das Gesetz und die Propheten* nennt. Von größerem Belang sind die zeitgenössischen spätjüdischen Schriften, welche etwa in die ersten Jahrhunderte sowohl vor als nach unserer Zeitrechnung fallen. Ein weiterer Vergleichspunkt ist natürlich die profane Literatur der Zeit, das griechische und römische Schrifttum der alexandrinischen Kulturepoche mit ihrer Gemeinsprache (Koine), in der auch das Neue Testament abgefaßt ist. Allein die drei Evangelien liegen so umpanzert von der altrabbinischen Gedankenwelt mit ihren Sprichwörtern und Schulanekdoten, daß sie nur im merkwürdigen Falle der Pythagoraslegende unter außerjüdischem Einfluß stehen. Endlich muß ganz deutlich erkannt werden, wo die entscheidende Schwierigkeit ihrer Durchforschung liegt. Sie liegt in der Unmöglichkeit, mit Sicherheit zu entscheiden, was Jesus gesagt hat und was ihm die Urgemeinde an Worten und Handlungen von ihr aus zuschreibt. Am besten fährt man bei der Neigung, die synoptische Ueberlieferung im großen und ganzen für konservativ und zuverlässig zu halten, sobald die Forschung nichts versäumt, um den Anteil der Urgemeinde in jedem einzelnen Falle möglichst scharf und deutlich herauszukehren. Zum angestrebten Verständnis verhilft uns bloße Kritik nicht. Dieser philologisch-historischen Kritik zu geben, was ihr gebührt, zugleich aber auch für die in den Texten enthaltene lebendige Religion das Verständnis, das echte Psychologie zu vermitteln vermag, nicht zu vernachlässigen, erscheint nach dem heutigen Stande der Evangelienforschung als die dringende Forderung der Stunde. Denn manchem, der sich in die Fülle der Fragen redlich vertieft, enthüllt sich eine Ordnung und Einfachheit des Sachverhalts, auf den er nicht zu hoffen wagte, als er an die verworren aufgehäuften Probleme herantrat.

ERSTES HAUPTSTÜCK.
Die Schichten der Ueberlieferung.

Es sollen mit Dank und Ehrerbietung die vier Stufen aufgezeigt werden, in denen sich eine der allerwichtigsten menschlichen Erkenntnisse im Ablauf etwa der fünf letzten Menschenalter vollzogen hat.

ERSTER ABSCHNITT.
Verlauf und Wert der Evangelienkritik.

Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kannte die Christenheit noch keinerlei Neigung zu einer Beschäftigung mit der geschichtlichen Jesusgestalt. Erst als ein einflußreicher Schriftsteller vom Range Lessings, der sich außerhalb biblischer Fachkenntnisse einen Namen gemacht hatte, die Gewissensfrage vom geschichtlichen Jesus aufwarf, durften fortan auch kirchliche Beamte, die auf den Kanzeln Gottes Wort verkündigten, ihrer persönlichen Ueberzeugung Raum geben und innerhalb der Kirche ungestraft glauben, was früher die Ketzer glaubten.

Im Rahmen vornehmlich protestantischer Fakultätstätigkeit bildete sich eine durchaus schöpferische Arbeit am evangelischen Jesusbilde heraus, die sogenannte Leben-Jesu-Forschung.

1.

Ein erstes Stadium umfaßt die Arbeit *vor* Strauß und *außer* Strauß, die dazu führte, in Jesus vor allem einen *Weisheitslehrer* von unvergänglichem menschlichem Werte zu erblicken. Der unerschöpfliche Erfahrungsinhalt der Bibel versagte sich auch den damals mächtig sich erhebenden Ansprüchen einer

selbständigen Altertumswissenschaft nicht. So konnte ein gelehrter, sprachgebildeter Forscher wie Wilhelm Martin Leberecht de Wette, um den wichtigsten unter ihnen zu nennen, Theologe bleiben; er und seinesgleichen erkannten in der kritischen Sichtung der Texte die oberste Pflicht evangelischer Bibelauslegung.

Die zweite Stufe wird durch David Friedrich Strauß herbeigeführt. In seinem ersten „Leben Jesu“ (1835) fragte er sich: „Ist der Begriff des Mythos schon umfassend genug auf die Erklärung der Evangelien angewendet?“ Das hatte die Ausbildung des mythologischen Standpunktes für die Betrachtung der evangelischen Geschichte zur Folge. Es gab einen mysteriösen, geheimnisvollen, okkulten Jesus, der auf seine Weise geschichtlich war — und es ist wissenschaftliche Pflicht geblieben, gerade diesen mythischen Christus in seinen irdischen Zügen zu erforschen.

Eine dritte Stufe entfaltete sich mit der Evangelienkritik der Tübinger Schule, deren Endergebnis die Loslösung des vierten Evangeliums von den drei ersten war. Aus diesen letztern begann eine dem Spätjudentum eigentümliche Erscheinung hervorzuragen, die Apokalyptik. Waren bis jetzt Allgemeinbegriffe wie *Weisheitslehrer* oder *Mythos* für die Gewinnung des Jesustypus leitend gewesen, so näherte sich nun die wissenschaftliche Beobachtung dem persönlichen Charakterzug. Der Forschung selbst wurde das auf dieser dritten Stufe noch nicht bewußt. Die Untersuchungen über Eschatologie und messianisches Selbstbewußtsein waren aber unerläßliche Vorarbeiten für die Gewinnung des Jesusbildes sowie des Bildes von seinem Gotte unter dem Gesichtspunkte der Freiheit oder Gebundenheit ihres beiderseitigen Willens.

Die vierte Stufe der Leben-Jesu-Forschung beginnt genau mit dem zwanzigsten Jahrhundert; sie treibt in der Hauptsache literarische Formgeschichte, wobei jedoch das Personalproblem der Jesusgestalt sich zusehends an die Spitze aller synoptischen Forschungen setzte. Es handelt sich, sieht man nun ein, gar nicht so sehr darum, ob und wie weit die Gedankenwelt der Synoptiker vor der unsrigen bestehen kann. Mag sie sogar gänz-

lich des Wertes entbehren, wenn wir nur selbst nicht der Täuschung verfallen, etwas für synoptisch zu erklären, was jene drei Evangelisten weder wußten noch wollten. Das Ziel, sich in der Struktur jener drei Schriften schließlich doch auszukennen, wurde in den letzten fünfundzwanzig Jahren erreicht. Aber eben um den Preis, daß es um die historische Gewißheit im Großen geschehen zu sein schien.

2.

Wir sind der Meinung, daß jene vier von uns aufgezählten Stadien, die alle scheinbar negativ verliefen, eine positive Kehrseite besitzen in einem unverkennbaren psychologischen Befunde.

Erstens: Der Christus Lessings stellt zweifellos eine ernste psychologische Bejahung dar. Er faßt Jesus als Charakter.

Zweitens zielte die Leistung von David Friedrich Strauß darauf ab, der jesuischen (von Jesus herrührenden) Glaubenswelt einen weltwesentlichen Hintergrund zu gewähren. Als Beispiel sei nur der eine Satz aus der Schlußabhandlung seines ersten *Leben Jesu* erwähnt: „Zur Idee im Faktum, zur Gattung im Individuum will unsere Zeit in der Christologie geführt sein. Eine Dogmatik, welche im Locus von Christo bei ihm als Individuum stehen bleibt, ist keine Dogmatik, sondern eine Predigt.“ Damit ist das vielleicht wichtigste, durch das verflossene Jahrhundert am weitesten tragende Wort zur gesamten Reihe der Aufgaben gesagt, in die auch wir auf unsere Weise eintreten.

Drittens wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Gefahr überstanden, die in der Uebertreibung des mythischen Prinzips drohte. Ohne die zweite Stufe zu beseitigen, wurde jetzt das Mythosproblem in die historische Jesusgestalt zurückverlegt und in ihren persönlichen Grenzen befestigt. Damit wechselte das historische Problem erst recht in ein psychologisches über. Ob eschatologisch oder nicht eschatologisch, hieß nun tatsächlich so viel als betonter Wille und entspannter Wille.

Viertens führte dann die scheinbare äußerste Verneinung eine weitere Bejahung herbei, als die literarische Kritik in ihrem Abschluß das Jesusbild der Urgemeinde zu zeichnen begann.

Die *Vie de Jésus* von Ernest Renan schilderte wirklich nach den Ergebnissen der damaligen Forschung einen *lebendigen Jesus*. Renan erkannte mit den Augen des Künstlers, daß in den Evangelien eine seelische Wirklichkeit gegeben sei und vermochte sie für die gegenwärtige Zeit auf einen bildhaften Ausdruck zu bringen, also daß man Jesus vor sich sah. Zu Unrecht schmälert seine Bedeutung im großen der Zoll, den er der Pariser Romantik der Fünfzigerjahre nicht ohne ironischen, ja zynischen Einschlag entrichtet hat. Gegen den mythischen Wind, den Strauß entfacht hatte, hielt Renan die *Form des Lebensbildes* aufrecht, die mit dem Grundriß des Markusevangeliums heute noch den Ausgangspunkt aller Untersuchungen über die Evangelien zu bilden hat. Damit hat er aber weit mehr den Historiker in sich wirken lassen als den Dichter, als welchen sich am unzulässigen Orte betätigt zu haben, man seinem berühmten Buche, wie uns scheint gedankenlos, immer noch vorhält.

3.

Außer diesen bloß mittelbaren Beziehungen der Leben-Jesu-Forschung zu einer psychologischen Untersuchungsmethode finden wir eine solche merkwürdig klar und tapfer bereits angewendet in einem der ältesten Versuche dieser Art, der von dem jungen Hegel noch aus dem Ende des Achtzehntenjahrhunderts stammt. Nach ihm wäre das wichtigste, was Jesus vollbracht habe, gewesen, daß er die Aufhebung des gesetzlichen Standpunktes vollzogen habe. Damit sei die Religion von der herabwürdigenden Bestimmung befreit, einfach ein Mittel der Moral zu sein: „Geboten, die einen bloßen Dienst des Herrn, einen Gehorsam ohne Freude, ohne Lust und Liebe verlangten, stellte Jesus das ihnen gerade entgegengesetzte, einen Trieb, sogar ein Bedürfnis des Menschen gegenüber. . . Die Ergänzung, die Jesus den bürgerlichen Gesetzen und Pflichten gab, war nicht die, daß er sie als Gesetze und Pflichten bestätigte, aber als Triebfeder reine Achtung für sie forderte, sondern Jesus zeigt vielmehr Verachtung gegen sie, und seine Ergänzung ist ein Geist, der kein Bewußtsein für Pflichten und Rechte hat.“ — „Die Strafe steht

unter einer Bestimmung und hat eine Seite, von welcher sie mit ihrer Bedingung eine höhere Sphäre über sich hat. Gesetz und Strafe kann in der Versöhnung des Schicksals aufgehoben werden." — „Das Schicksal hat vor dem strafenden Gesetz in Ansehung der Versöhnbarkeit das voraus, daß es innerhalb des Gebietes des Lebens sich befindet. Das Leben kann seine Wunden wieder heilen." — „Das Gefühl des zerstörten Lebens muß eine Sehnsucht nach dem verlorenen werden. Dies Gefühl des Lebens, das sich selbst wieder findet, ist die Liebe, und in ihr versöhnt sich das Schicksal. So ist das Schicksal nichts Fremdes wie die Strafe; es ist das Bewußtsein seiner selbst, aber als eines feindlichen. Vergebung der Sünden ist daher unmittelbar nicht Aufhebung der Strafen, nicht Aufhebung des bösen Gewissens, sondern durch Liebe versöhntes Schicksal." Mit diesen Anschauungen, die er schon in der Phänomenologie, besonders aber in seinem früheren „Leben Jesu" von 1795 niederlegte, errichtete Hegel hochragend eine Signalstange für die psychologische Beurteilung der Evangelien. Sie sendet über den Kopf der ganzen seitherigen Fachstudien, also über arbeitsvolle und erfolgreiche hundertdreißig Jahre hinweg den Befehl zu einer seelenkundlichen Beleuchtung der geschichtlichen Jesusgestalt.

Renan und Hegel haben mehr noch als alle andern einer Betrachtungsweise die Bahn geebnet, wie sie auf diesen Blättern sich entfalten möchte: den persönlichen Jesus anzusehen als ein beseeltes Bild geschichtlichen Lebens. Behutsam taste sich diese freie Einfühlung am Geländer der Ueberlieferung vorwärts! Die bloße Scherbe wächst sich zum Denkmal aus. Auf dem Bruchstück nehmen wir den Lebendigen wahr.

ZWEITER ABSCHNITT.
Die Sicherung des wissenschaftlichen Einblicks.

Wie steht es um diese Scherben der Ueberlieferung? Es gibt keine echten jüdischen Berichte. Es ist alles, daß gegen Ende des ersten Jahrhunderts das Tagesgebet der Juden die Formel enthält, Gott möge den Nazaräern den Untergang bereiten. In Pompeji

soll kürzlich ein Gemälde ausgegraben worden sein, wo betende Christen dargestellt und inschriftlich als solche bezeichnet sind. Ein derartiges vor dem Jahre 79 errichtetes Denkmal würde das früheste Datum für eine heidnische Urkunde belegen, der zufolge eine urchristliche Gemeinschaft im ersten Jahrhundert und schon in dessen achtem Jahrzehnt in Süditalien bestanden hätte. Das römische Staatsarchiv wurde streng geheim geführt und war nicht einmal dem Senate zugänglich. Zu Unrecht deuten frühe Kirchenväter auf offizielle Todesakten hin, die der Landpfleger Pilatus an den Kaiser habe ausfertigen lassen, als hätte etwa Tacitus oder sonst ein heidnischer Forscher sich von der Hinrichtung des Jesus urkundlich zu überzeugen jemals Gelegenheit gefunden.

Die älteste Nachricht vom irdischen Jesus bieten die echten Briefe des Apostels Paulus. Ihre Niederschrift fällt in die Fünfzigerjahre. Ein Weib hat Jesus geboren (1 Kor. 15,21. Rom 5, 15. Gal 4,4), er gehört zum Stamme Abrahams (Gal 3,16. Rom 9,6), er ist ein Nachkomme Davids (Rom 1,3), er lebte unter dem jüdischen Gesetz (Gal 4,4. Rom 15,8). Jesus hatte Brüder, einer von ihnen hieß Jakobus (1 Kor 9,5. 15,7. Gal 1,19. 2,9). Er kannte die Sünde nicht (2 Kor 5,21). Man muß denselben irdischen Wandel führen wie er (1 Kor 11,1. Col 1,10). Vor allem trug er einen sanften Charakter zur Schau (2 Kor 10, 1). Im übrigen schätzt Paulus alle Lebenstatsachen für Jesus gering über der Tatsache seines Todes am Kreuz. Dieser Tod war heftig (2 Kor 4, 10), mit Blutvergießen verbunden (Rom 3, 25 und sonst), Jesus stand Leiden aus (2 Kor 1, 5. 7. Rom 8, 17. Phil 3, 10). Bevor er starb, mußte er Beschimpfungen hinnehmen (Rom 15, 3). Auch erwähnt Paulus die Jesus gewährte Beisetzung und die sich daran knüpfenden Ostererscheinungen (1 Kor 15, 4—8). Alle diese Angaben erscheinen bei Paulus verzettelt, je nachdem er sie braucht und sich ihrer erinnert.

Neben diesen Anklängen an Tatsachen geht bei Paulus ein reichlicher Gebrauch ihm bekannter Herrenworte nebenher. Gelegentlich versichert er ausdrücklich, ein solches Wort wiederzugeben, manchmal ohne daß es sich in den Evangelien nach-

weisen läßt (1 Thess 4, 15). Sehr viel öfter aber erkennen wir unschwer wohlbekannte Sprüche wieder, wenn auch meistens zur fortlaufenden und angewandten Rede verblaßt. (1 Kor 7, 10 = Mk 10, 11. 12, Mt 19, 9 vergl. Mt 5, 32. — und 1 Kor 7, 25, 40. — 1 Kor 9, 14 = Lk 10,7. Mt 10, 10 —). Am nachdrücklichsten beruft sich der Apostel auf Jesusreden beim Abendmahlsbericht: **Ich empfing es vom Herrn und habe es euch übermittelt** (1 Kor 11, 23). Außer diesen Zitaten, die sich in dieser ihrer Eigenschaft selbst so bezeichnen, enthalten die paulinischen Briefe auch ohne eine solche Einführung, schon durch bloße Vergleichung genügend bezeugt, weitere Anleihen aus der evangelischen Ueberlieferung. (1 Thess 4, 8 = Lk 10, 16. Mt 10, 40. — 1 Kor 4, 12 f = Lk 6, 28. — 1 Kor 13, 2 = Mt 17, 20 — 1 Kor 13, 3 = Lk 12, 33 — 2 Kor 10, 1 = Mt 11, 29 — Rom 14, 14 = Mt 15, 11). Woher Paulus im Einzelfalle Kenntnis von einem Herrenwort habe, ist ja weiter nicht von Bedeutung. Manches mag ihm schon vor seiner Bekehrung vorgekommen sein und sich eingeprägt haben, wenn ihm etwa die Pharisäer erzählten, was die damals noch von ihm verfolgte Urgemeinde ihrem Jesus für Sprüche in den Mund lege. So früh schon mag die später aufgezeichnete Sammlung der Herrenworte ihren mündlichen Anfang genommen haben.

In den nichtpaulinischen Briefen des Neuen Testaments taucht der Gedanke auf, Jesus nachzufolgen, **der das Kreuz trug und die Schande nicht ernst nahm** (Hebr 12, 2). Jesus **im Fleische** (1 Petr 4, 1) **litt um unsertwillen: Geschmäht gab er die Schmach nicht zurück, mißhandelt drohte er nicht, sondern überließ seine Sache dem, der gerecht richtet** (1 Petr 2, 21. 23). In der entstehenden Formel des Taufsymbols haften dem dogmatischen Bilde des erhöhten noch Reste des zuvor erniedrigten Jesus an: **der vor Pontius Pilatus das schöne Zeugnis ablegte** (1 Tim 6, 13). Auch abseits vom Einfluß des Paulus melden sich Abhängigkeiten — so das Eidverbot der Bergpredigt (Jak 5, 12 = Mt 5, 34—37) oder das Gebot der Nächstenliebe (Jak 2, 8 = Lev 19, 18, Jak 2, 11 = Ex 20, 13 f.). Wären wir aber nur auf solche epistolare Mitteilungen angewiesen, wir wüßten von Jesus selbst nichts und besäßen von seiner Wirksamkeit blasse Streif-

lichter nur in der abgeleiteten und gänzlich unzulänglichen paulinischen Form. Früh ist denn schon in der Geschichte des sich bildenden neutestamentlichen Kanons unterschieden worden zwischen dem *Apostel*, das sind die Briefe — und dem *Herrn*, das sind die erzählenden Bücher des Neuen Testamentes. Jene vermitteln uns keinerlei nennenswerte Anschauung vom irdischen Jesus, diese sind erfüllt von einer solchen.

Keineswegs hing es aber nur an der Beschaffenheit des schärferen oder stumpferen Gedächtnisses. Was war es nun, was einer Aufhellung des biographischen Sachverhaltes entgegenwirkte und von vorneherein verhinderte, daß das Erinnerungsbild an Jesus, wie es die palästinische Urgemeinde zu sammeln vermochte, in sich eine Urkunde aus erster Hand darstellt? In einem Falle läßt sich die rein historische Ursache dieser Verdunkelung nicht verkennen. Jene galiläischen Bauern und Fischer waren auf ihre Weise überzeugte Bibelleser oder dann, wenn dies nicht wörtlich zutrifft, eifrige Bewahrer gehörter Schriftworte, wie sie solche in der Synagoge beim spätjüdischen Gottesdienste vom Pulte des Vorlesers vernahmen. Die Frömmigkeit der Spätjuden war schriftgebunden im Sinne des ersten Spruchs im Psalter: **Wohl dem Mann, der Tag und Nacht über das Gesetz nachgrübelt!** (Ps 1, 1). So trat denn überall da, wo sich zwischen Schriftwort und der Jesusperson eine Berührung darbot, die Verschmelzung beider Eindrücke unvermeidlich ein. Etwas, was zu wissen sehr not täte, wäre daher, wie weit Jesus das Alte Testament in seine Verkündigung wörtlich hineinzog und welche Sprüche er dabei wirklich verwendet hat. Die ihm in den Mund gelegten schwerlich. Die meisten von ihnen sind wohl durch die Anpassung und Willkür der Urgemeinde hindurchgegangen unter dem Druck des von ihr hervorgebrachten Weissagungsbeweises, der in keiner Weise von ihm selber stammt. Dennoch hat die Urgemeinde damit die Erlebnisart des Jesus nicht in ihrer Grundweise entstellt. Es wäre wichtig, würden bald gesicherte Ergebnisse vorgelegt, wie der erste Evangelist, der am meisten Altes Testament zitiert, also wohl auch am meisten, wörtlich betrachtet, wenn natürlich auch in guten Treuen, *fälscht*, eben damit eine sichere

Unterlage für weitere historische Anhaltspunkte bietet. Eine solche Zitatengeschichte vermöchte der Formgeschichte, die sie zu ergänzen hätte, vermutlich viel von ihrer bisherigen Einseitigkeit zu nehmen. Bis dahin neigen wir der Meinung zu, Jesus habe im Alten Testament gelebt und dessen Sprache gesprochen, nicht viel anders als ein protestantischer Theologe etwa vor hundert Jahren in der Sprache Luthers lebte, deren Wortlaut seiner Alltagssprache nicht weniger entwachsen sein mochte, als das Aramäisch, das Jesus sprach, der hebräischen Kirchensprache, in der das Alte Testament geschrieben war, wenn nicht gar etwa Jesus Griechisch verstand und die hellenistische Bibel las, was auch schon behauptet wurde. Dies nur, um zu sagen, daß die Redequelle alttestamentliche Stellen unbegrenzt enthalten könnte, die Jesus geläufig waren, ohne daß man von Zitaten zu sprechen hätte, die auf ihn zurückgingen. Zu einem Weissagungsbeweis hat Jesus selber den Grund nicht gelegt. Ein solcher stellt die höchst gesteigerte Anwendung eines Schriftprinzips dar, und von einem derartigen verpflichtenden Gebundensein an Geschriebenes, auch wenn es seine von ihm über alles geschätzte Heilige Schrift althebräischer und auch spätjüdischer Herkunft betraf, kann Jesus gar nicht anders als innerlichst weggestrebt haben. Nur freiester Gebrauch ihm besonders teurer oder allgemein geflügelter Worte konnte für ihn in Frage kommen.

Und schließlich noch die Verwunderung, ja warum denn Jesus nicht selber seine Lehre aufgezeichnet habe, während unter den andern Religionsbegründern mindestens Muhammed den Islam mehr oder weniger stiftete durch Schreibung einiger Suren des Korans; auch dem persischen Zarathustra, dem indischen Buddha und namentlich den chinesischen Weisen Lao-Tse und Kung-Fu-Tse war es weit eher als Jesus zuzutrauen, daß ihre Hand nach dem Schreiberohr griff. Unsere Kenntnis von Jesus ist nicht zuletzt deshalb ihrer historischen Sicherheit weithin beraubt, weil für ihn selbst offenbar nicht die geringste Möglichkeit mehr vorlag, in den sich seit der Taufe in wenigen Monaten überstürzenden Endereignissen seines Lebens sich auch noch als Schriftsteller zu betätigen, selbst wenn er schreiben konnte.

DRITTER ABSCHNITT.
Die evangelische Ueberlieferung.

1.

Im Jahre 70 oder um einiges später gelangte das älteste uns erhaltene Evangelium zur Aufzeichnung; es nimmt in der Reihenfolge des Kanons die zweite Stelle ein und nennt sich *nach Markus*. Zehn bis zwanzig Jahre darauf sind das Lukasevangelium, etwa zwischen dem Jahre 75 und 85, und dann um weniges später, etwa zwischen 80 und 90, das Matthäusevangelium geschrieben worden. Diese drei ersten Evangelien haben durchaus denselben Blickpunkt gemeinsam, weshalb man sie eben die *Zusammenblickenden* (Synoptiker) zu nennen überein gekommen ist. Sie wollen Geschehenes, wenn auch vorwiegend seelisch Geschehenes, erzählen — also Geschichte schreiben eben doch!

Es kam dann aber, nicht sehr viel später, ein vierter Evangelist hinzu, der sich *nach Johannes* hieß und diesen für den ausgezeichneten Lieblingsjünger des Heilandes ausgab. Dieser Vierte nun verfolgt andere Absichten als die drei frühern. Es besteht ein völliger Gegensatz der Richtung. Die synoptische Erzählung beschreitet den Hinweg von der Außenwelt ins Innere des Hörers und Lesers; im Johannesevangelium hingegen hat die Erzählung derselben Dinge und Vorgänge bereits den Rückweg angetreten aus der Lehre, die im Herzen des Jesusbekenners lebt, zur Außenwelt, die dieser Lehre nun hinfort unterworfen sein soll. Dennoch spannt sich ein gemeinsamer Bogen über allen vier Evangelien aus — vom Markusevangelium zum Johannesevangelium. Im ältesten, und bei ihm schon mit besonderem Nachdruck, tritt der *Sündlose* auf den Plan, während die Welt völlig vom Satan besessen ist. Und diese göttliche Ausnahme im menschlichen Bereiche ist dann der irdische Jesus im vierten Evangelium vollends und für immer geworden. Auch setzte das vierte Evangelium der synoptischen Abhängigkeit von den Vorgängern die Krone auf. Nur spärlich und zerstreut erzählt es unabhängig von jenen, und höchstens drei Stellen mögen auf historische Tatsachen zurückgehen: daß Jesus auf dem judäischen Taufplatz neben dem Täufer

ebenfalls die Taufe ausgeübt habe (Joh 3, 22), sodann: Jesus habe das Laubhüttenfest in Jerusalem besucht (Joh 7, 1 f.), endlich: er sei verhaftet worden durch eine Kohorte, die von einem Tribunen befehligt war (Joh 18, 3. 12). Doch ändert das nichts an dem gänzlich ungeschichtlichen Wesen seiner Erzählungsweise. Selbst wenn sie nicht unhistorisch wäre, ist sie sicher antihistorisch. Der Vierte erhebt sich hoheitsvoll auf den Schultern der Synoptiker, benützt sie, beruft sich auf sie, will aber über sie hinaus eine ganz andere Art von Evangelium sein, das jene überflüssig macht und sie tief unter sich zurückläßt.

So kann geschichtliche Forschung vom vierten her den drei ersten Evangelien nachrühmen, daß sie, jedes in seiner Weise Memorien sind und damit innerhalb der Grenze historischer Möglichkeit zu liegen kommen. Sobald man sie nicht von vorneherein mit Ansprüchen auf genauen Tatbestand überbürdet, sondern sich auf die Erkundigung beschränkt, ob nicht Spiegelungen der einstigen Jesuspsyche in ihnen aufbewahrt seien, dann erweist sich die historische Nachfrage nach Jesus bei den Dreien keineswegs als aussichtslos. Diese Gewißheit, die wir haben dürfen, tröstet uns über den Wegfall genauer Angaben über Ort und Zeit. Einem wissenschaftlichen Sinne für Seelengeschichte kommt die Sammlung der Logia oder Herrensprüche weit entgegen. Von diesem Spruchgute her läßt sich ein geschlossenes Bild des jesuischen Charakters gewinnen, jedenfalls insofern er religiös ist. Beweisen kann man von keinem einzigen Bibelspruche, daß er wörtlich dem Munde Jesu entflossen sei. Aber die Fülle und Tiefe des Inhalts weist auf einen großen persönlichen Urheber hin. Auch bildet diese Spruchquelle das weitaus älteste Stück der Tradition, obschon das Markusevangelium von dieser Vorlage verhältnismäßig geringen Gebrauch machte.

In dieser Redequelle überwog ein zufälliges Zusammentragen. Ein nicht völlig fehlender Plan schlug nicht durch; wohl die längste Zeit hindurch fristete sie nur ein fließendes Dasein, wahllos vermehrt durch unberufen zugesteuerte Beiträge und wieder ebenso wehrlos von allen Seiten her zerpflückt. Dennoch glaubt man mit einiger Sicherheit drei Stufen in ihrem Zustandekommen

unterscheiden zu können: die älteste uns noch erhaltene, wenn auch kaum schon die an sich ursprüngliche, findet sich vor in den gleichlautenden Partien, die Matthäus und Lukas der Spruchsammlung entnommen haben in gleicher Anordnung; auch Markus hat sich in seiner Weise ihrer bedient. Die beiden weiteren Stufen stellt das Sondergut der Sprüche einesteils bei Matthäus und andernteils bei Lukas vor. Irgendwie, jedoch in einer keineswegs näher zu bestimmenden Weise, haben das erste und das dritte Evangelium unabhängig voneinander in den noch frei waltenden Redeüberlieferungen sich umgesehen, außerdem aber haben sie gemeinsam den gleichen Wortlaut einer bereits abgeschlossenen Sammlung von Jesusreden benutzt. Ein anderer Unterschied als der einer solchen verschiedenartigen Benützung trennt die Herrenworte nicht. Sie sind alle von gleichem Wesen nach Form und Inhalt. Und außer dieser Uebereinstimmung in sich selbst ähnelt auch die Art, wie sie überliefert worden sind, spätjüdischen und griechischen Sammlungen, die ebenfalls Aussprüche des einen oder andern verehrten Religionsmannes vereinigen.

2.

Die an den Synoptikern ausgeübte Formgeschichte unterliegt immer noch der Meinung, sie habe die Ueberlieferung in ihrer Substanz zerstückelt. Ein so schweres Vergehen gegen das Herkommen hat sie gar nicht begangen. Sie hat nur dem literarischen Ueberzug des Stoffes die ursprünglichen Farben auffrischend zurückgegeben — seine opalisierende Schlangenhaut, wenn man so will. Zur Struktur und inneren Beschaffenheit der Ueberlieferung das entscheidende Wort gesprochen zu haben, darf sie sich nicht einbilden. Der *Rahmen* ist ja gerade nicht das *Bild*. Das spüren die Formanalytiker selbst wohl, weshalb man bei ihnen auch gelegentlich einmal auf den erfreulichen Ausspruch stößt: „Man hüte sich bei einer solchen Ueberlieferung, die reicher ist als wir ahnen, vor allzu schnellen Verdikten.“ Zu solchen rechnen wir indessen die Grundannahme der Formkritik, der Vita-Form bei Markus sei nicht über den Weg zu trauen.

Dem Evangelium des Markus liegt ein Plan zugrunde, der die Gestalt der beiden späteren Synoptiker in ihren Grundrissen entscheidend bestimmt hat. Bis zur Passion überwiegt der Eindruck, man habe es bis dahin bei Markus mit einer unvollendeten Vorarbeit zu tun, der Stoff sei noch nicht im gewünschten Maße bewältigt und geordnet, so daß der Verfasser den ihm rings umdrängenden mündlichen Nachrichtenstoff zu einem guten Teile links liegen ließ. Er mag sich in einer ähnlichen Lage befunden haben wie kurz vor ihm Paulus, der in seinen Lehr- und Mahnbriefen auch nicht eine geeignete Ablagerungsstätte für ein Wissen um die jesuischen Lebensumstände erblickt hat. Doch lag keinerlei biographische Absicht vor. Nicht wurden Erinnerungen hier erst gesammelt; die bereits gesammelten erfuhren nun ihre zweckhafte Zurüstung zu einem religiösen Denkmal für den Sündlosen.

Darum, also nicht aus allgemeinen Mängeln, sondern weit eher im Banne einer irreführenden Aufgabe, mit der er sich überfordert hat, kürzte, ja verstümmelte Markus weite Ueberlieferungszusammenhänge, die sich uns in den beiden andern Synoptikern oft viel ausführlicher als bei ihm erhalten haben. Nun irren lose, rein historische Ueberreste durch den Text, von denen man oft am besten annimmt, sie seien da, wo sie jetzt stehen, einfach unterwegs liegen geblieben, und nähmen ihren nunmehrigen Platz mehr nur zufällig und vorläufig ein. Späteren Verbesserungen setzte die Bildung des neutestamentlichen Kanons und die damit verknüpfte Theorie von der göttlichen Inspiration der heiligen Schrift ein Ende.

So nimmt denn das Markusevangelium das Schicksal seiner beiden Gefährten zu einem guten Teile vorweg. Unsere Kenntnis vom Erdenwallen des Jesus haben wir größtenteils ihm zu danken.

Das erste und das dritte Evangelium vermögen bei aller Abhängigkeit gegen das zweite ein nicht zu unterschätzendes Maß von Selbständigkeit zu behaupten. Beide folgen dem Plane des Markus, müssen ihn aber mehrfach auflockern, um für die Einschübe, um die sie ihn zu erweitern gedenken, Raum zu gewinnen. Die meiste Freiheit nahm sich Matthäus im ersten Hauptteil

des Markus. Unbesorgt bepackte er gerade diese dichtbesetzte Erzählungsstrecke mit breitestem Spruchgut, einmal der Bergpredigt (c. 5—7) und den sieben großen Wachstumgleichnissen (c. 13). Auf diese Weise verdoppelte er jene Spanne, die bei Markus siebeneinhalb Kapitel ausmacht; bei Matthäus sind ihrer fünfzehneinhalb geworden. In der galiläischen Wirksamkeit (4, 12—16, 12) wird Jesus von zwei Seiten her betrachtet; er ist sowohl Prediger als Heiland (4, 12—9, 34), wie es in der kurzen Einleitung wörtlich aufs Programm des Verfassers geschrieben wird: **Er wanderte überall in Galiläa herum und lehrte in ihren Synagogen und verkündete das Evangelium vom Heil und heilte alle Krankheit und alle Gebrechen unter dem Volk** (Mt 4, 23). Dementsprechend entrollt Matthäus zwei Bilder von Jesus. Die Verkündigung in Worten mit dem großen Beispiel der Bergpredigt hat den Vortritt. Die Verkündigung in Taten ordnet die Beispiele einigermaßen nach der Ansage an: **Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen sind rein, die Tauben hören, die Toten auferstehen** (Mt 11, 5). Die heilenden Handlungen werden an und für sich gebucht, ohne des Eindrucks Erwähnung zu tun, den sie auf die Oeffentlichkeit ausüben. Das ist einer zweiten Gruppe von Erzählungen vorbehalten, sie führt sich mit der Aufnahme ein, die Jesus in der Oeffentlichkeit fand (9, 35 bis 10, 42). Der Verfasser steht unter dem Eindruck der Schwierigkeiten, denen die urchristlichen Gemeindemissionare begegnet sind und schöpft in dieser Richtung die *Herrenworte* reichlich aus (namentlich in Kap. 10). Nirgendwo weicht Matthäus bewußt, d. h. in Verfolgung einer andern Fährte, von Markus ab. Läßt er einmal sechs Verse der Vorlage weg (Mk 9, 38—41 und 49 f.), so fügt er dafür wieder Stücke bei, die er anderswoher zwischen Markus einschiebt (z. B. 16, 17—19; 17, 20; 18, 4; 19, 1, 10—12, 28). Noch beugt er sich aber dem übernommenen Rahmen und sprengt ihn nicht.

Anders Lukas. Bei ihm führen die Eingriffe zu einer Beeinträchtigung des ursprünglichen Markusplans. Der alte Rumpfstoff bekommt ein Geburtsevangelium vorgelagert, das jedoch mit dem des Matthäus keinen einzigen Zug gemeinsam hat (1, 5—2,

52). Nach Taufe und Versuchung (3, 1—4, 13) läuft der Markusfaden kaum durchbrochen fort (4, 14—9, 17). Doch folgt auf die Mitteilung von der Wanderpredigertätigkeit (4, 14 f.) sofort sein Auftreten in Nazareth (4, 16—30). Mit diesen zwei Geschichten wird deutlich ein Thema angeschlagen: in Jesus erfülle sich die Prophetie des alten Bundes, aber gleichzeitig sei auch diese erfolgte Erfüllung verkannt worden. Es wurde somit eine Umstellung aus inhaltlichen Gründen vorgenommen, alles der Markusschnur entlang. Nun aber versiegt die Fährte. Es hat den Anschein, als habe Lukas, sonst bestrebt, möglichst in die Fußstapfen des Markus zu treten, die nun eben erfolgte Trennung benützt, um Lückenbüßer anzusiedeln, mit denen er sonst nicht recht gewußt hätte, wohin, darunter zwei überaus wertvolle Hinweise auf Jesu Umgang mit Frauen. Dann schließt sich an die Dämonenaustreibungen, die *im Namen Jesu* getan werden, jene mächtige Ausbuchtung an, die dem Lukas eigen ist. Erzählungen, die weder im ersten noch im zweiten Evangelium irgendwelche Begleitung finden. Als Schriftsteller, als den er sich ja vor den Gefährten bewußt fühlte, befand sich Lukas hier vermutlich in folgender Lage: im Vergleich zu den beiden andern sah er sich im Besitze eines beträchtlichen Ueberschusses an überliefertem Gut, wollte es nicht einfach drangeben und schuf sich so notgedrungen, mit nicht zu verkennender Willkür, einen Behälter, mit dem er den Markusverlauf gleich gründlich, nämlich um ein volles Drittel seines eigenen Umfangs verdrängte. Aber ziemlich an der Stelle, wo die Unterbrechung geschah, vollzieht sich auch der Wiedereintritt der Abhängigkeit vom Vorgänger (18, 15 = Mk 10, 13), den er (seit Mk 9, 40 = Lk 9, 50) verlassen hat.

Solcher Art ist die Selbständigkeit der etwa gleichzeitigen Matthäus und Lukas gegen den in der Rangordnung des Kanons zwischen sie geschobenen, zeitlich älteren Markus. Unbefangen zu urteilen muß man sagen, ihre Abhängigkeit von ihm überwiege doch.

4.

Offenbar erstarrte ein literarischer Entwicklungsprozeß in einem bestimmten Zustande durch seine uns noch erhalten ge-

bliebene Verschriftlichung. Die Jesustheologie der jungen Urgemeinde steht eben im Begriff, eine tatsächlich vorhandene, historisch vermutlich recht zuverlässige Geschichtserzählung von Jesus für ihre dogmatischen und gottesdienstlichen Zwecke zu verschlingen. An gewissen Bruchrändern, in der durch die Last der Gemeindelehre vom *Sündlosen* eingedrückten ursprünglichen Gedenkerzählung, die jedenfalls ein ziemlich getreues Bild von des Jesus Erdenwallen enthielt, läßt sich das erkennen. Vor Augen hat Markus selber den geschichtlichen Jesus und keinen andern gehabt, sah ihn aber bereits durch die farbigen Gläser des mit dem Mythos vom Christos getränkten urchristlichen Gemeindeglaubens. Zum Glück für uns ist die auf uns gelangte schriftliche Niederlegung zu einer Zeit erfolgt, wo der dogmatische Aufzehrungsprozeß noch nicht völlig zum Abschluß gekommen war, wo somit die Nähte und Bruchstellen einer naiven Jesuschronik, die sich in der palästinischen Gemeinde aus dem Andenken der Augenzeugen hatte bilden können, einer sorgfältigen und unbefangenen Textuntersuchung noch erkennbar geblieben sind. Die Ueberlieferung selbst von der Taufe bis zum Kreuzestod entstellend zu benagen, lag für die dogmatische Lehrtendenz keine Veranlassung vor, oder sie war, wenn sie sich in dieser Richtung versuchte, nicht stark genug, um durchzudringen. Denn man wollte schließlich eben doch sammeln und erfahren, was man noch von dem irdischen Jesus wußte, auch wenn man es in der Absicht tat, dieses irdische Jesusbild in den Schatten eines mystischen Himmelsbildes zu rücken. Bei diesem begreiflichen Verlangen, zu bewahren, was man noch wußte, standen dem später sich regenden Bedürfnis nach Aufzeichnung allerhand Sammlungen kleineren Formates schon zu Gebote, die man auch teilweise noch bei Markus wiederzuerkennen glaubt (Mk 1, 16—39. Teile in Kap. 2 und 3; 4, 35—5, 43 u. a.). Diese ersten Bearbeiter einer Jesusüberlieferung mußten dem Frohndienst des Schriftstellerns, dem sie sich unterwarfen, Tribut zahlen. Sie betätigten als Sammler und Ordner der Jesusanekdoten einen naiven Pragmatismus, der sie nach den ganz naheliegenden und augenfälligen Handhaben niederer, unmittelbar greifbarer Art, etwa Stichwörtern oder

gleichartigen Gegenständen für ihre Zusammenstellung greifen ließ. Durchaus ungeschichtlich, weil ein leicht abzulösender dogmatischer Aufstrich, sind die mehrfachen Stellen bei Markus, wonach Jesus eben die Gewißheit von seiner Sendung zum Erlöser der Menschheit als messianische Formel in Gebrauch genommen hätte: **Wir ziehen hinauf nach Jerusalem; der Menschensohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten ausgeliefert werden, sie werden ihn zum Tode verurteilen und den Heiden überantworten** (Mk 10, 33). Ganz ähnlich, ja wörtlich gleich: **Der Menschensohn muß viel leiden; die Volksältesten, die Hohenpriester und die Schriftgelehrten müssen ihn verwerfen, er muß zum Tode verurteilt werden, und drei Tage nachher wird er auferstehen** (Mk 8, 31. Aehnlich 9, 30—32). Niemals sind das Gedanken gewesen, die der irdische Jesus wirklich gehegt hat. Hier spricht der hellenistisch-paulinische Christos.

Historisch ist jedoch jenes andere, das, wenn auch verwischt, ebenfalls bei Markus zu lesen steht. Schon in der galiläischen Zeit heißt es: **Die Pharisäer gingen alsbald hinaus und hielten Rat mit den Herodesleuten, um zu einem Entschluß zu gelangen, wie sie Jesum umbrächten** (Mk 3, 6). So verloren diese Bemerkung vom tödlichen Haß der Mächtigen an ihrer Stelle sich ausnimmt, findet sie sich keineswegs vereinsamt; auch die synoptischen Genossen tönen den vollen Nachhall davon zurück. Die Meinung, die in der palästinischen Urgemeinde über die wirkliche Ursache von Jesu Martyrium im Umlauf war, findet sich aufgezeichnet in den Worten: **Und König Herodes bekam Kunde. Denn sein** (des Jesus) **Name wurde offenbar, und er** (Herodes) **sagte: Johannes, der taufte, ist auferstanden von den Toten, und deshalb erstarken die Kräfte in ihm. Andere aber sagten: Es ist Elias. Andere wieder, es ist ein Prophet wie eben sonst ein Prophet. Auf diese Kunde sagte Herodes: Den ich als Johannes geköpft habe, der ist nun in Kraft erstanden** (Mk 6, 14—16. Lk 9, 7—9. Mt 14, 1 f.). Diese an sich sehr anschauliche Notiz bildet im Markusevangelium nicht den geringsten Beweggrund mehr für die treibende Macht der Vorgänge, die jetzt vielmehr an das paulinische Dogma vom kosmischen Sühnetod Jesu übergegangen ist. In jener, jetzt übertünchten Schicht hat

Herodes eine aktive Rolle im Jesusschicksal gespielt. Das besagt die eben vernommene Stelle nicht allein. Nach einer kühnen Vermutung, die durch Rückübersetzung in die aramäische, auch von Jesus und seinen Jüngern gesprochene Umgangssprache gelang, wäre im lukanischen Paralleltexte (Lk 9, 9), allwo jetzt steht: **Herodes suchte ihn zu sehen,** in ursprünglicher Fassung zu lesen gewesen: **Er suchte ihn töten zu lassen.** Steht doch bei Lukas, wenig später, einige Pharisäer hätten zu Jesus gesagt: **Geh weg, mach daß du von hier fortkommst, denn Herodes will dich töten** (Lk 13, 31). Und auch bei Markus findet sich im genauen Echo zu jener erst erwähnten Splitterstelle (Mk 3, 6) eine weitere geschichtliche Spur in dem Jesuswort: **Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer und vor dem Sauerteig des Herodes!** (Mk 8, 15). Also hat der Haß der Machthaber auf Jesus für die geschichtliche Ursache seines frühen und gewaltsamen Unterganges zu gelten.

Der Beweis läßt sich aber überdies umgekehrt führen. Wie könnte es sonst zugegangen sein, daß jene andere, rein menschliche Auffassung der Leidensursache, die im heutigen Synoptikertext der dogmatisch sakralen zur Folie dient, überhaupt nachträglich noch Einlaß fand? Es gibt da nur eine Erklärung: als das jetzt synoptische Bild vom Menschensohn, der gekommen sei, **sein Leben zu geben als Lösegeld für viele** (Mk 10, 45) Inhalt der urchristlichen hellenistischen Taufmission geworden war, da hätte das Dogma vom *Sündlosen*, einmal vorhanden und in Kraft, niemals neben sich Elemente aufkommen lassen und als offizielle Bestandteile der Verkündigung geduldet, die das Jesusschicksal von profangeschichtlichen Ursachen, nämlich realpolitischen Machthabern, bestimmt sein ließen. Eifersucht konservativ-aristokratischer Amtsstellen galt der Gemeindedogmatik noch nicht als genügende Verkörperung satanischer Vernichtungsmittel. Enthält aber, wie sich nicht leugnen läßt, der synoptische Stoff solche dogmatisch ungenügende Erklärungsgründe zweifellos, so müssen sie schon vorher zu Recht bestanden haben, und zwar kräftig, weil ihre Entfernung nicht restlos gelang. Die Tatsache einer vordogmatischen Ueberlieferung, die auf den Erinnerungen der Augenzeugen fußt, ist damit abermals bündig erwiesen.

Dem Aufbruch des Jesus vom Norden des Landes nach Jerusalem wurde das dogmatische Motiv erst untergeschoben, wenn es heißt: **Heute und morgen und übermorgen muß ich wandern, denn es kann kein Prophet umkommen außerhalb Jerusalems** (Lk 13, 33). Hier ist die Tünche zu dünn aufgetragen, um nicht sofort durchsichtig zu sein, nachdem es unmittelbar vorher so konkret wie möglich geheißen hat: **Herodes will dich töten** (Lk 13, 31). Ja, auch in jener Einschaltung der Passionsgeschichte, wo **Herodes Jesus immer schon gern gesehen hätte** (Lk 23, 6—12) kann recht wohl die alte Spur von der notorischen Feindschaft gegen Jesus, wenn auch zur harmloseren Neugier umgebogen, sich noch einmal hervorgewagt haben. Nun könnte man vielleicht die historische Echtheit dieser politischen Motive anzweifeln mit dem Hinweis auf die schlechten Erfahrungen, welche die Urgemeinde selbst mit der herodianischen Dynastie machte, wobei besonders das Benehmen des Herodes-Agrippa I. gegen Petrus und Jakobus (Ag, 12, 1—19) ins Gewicht fällt. Allein näher liegt, namentlich angesichts der eben beschriebenen literarischen Sachlage, die eine historische Unterschicht durchschimmern läßt, den eigentlichen Landesherrn des Jesus, Antipas, verschlagen den jüdischen Nationalisten in die Hände arbeiten zu sehen.

In den drei ersten Evangelien liegen demnach zahlreiche Zeugnisse einer frühesten urchristlichen Jesusauffassung in doppelter Reihe vor — einmal ein Jesusandenken, das seine Gestalt dadurch erhielt, daß es sich in der Meinung der ersten Christengeneration mit einem religiösen Wert verschmolz, nämlich dem Erlösungsgedanken der eigenen Heilsgewißheit. Darin eingewickelt war aber ein Jesusandenken, das, wenn auch nur in einzelnen Bruchstücken, die naive, dogmatisch unverworrene Erinnerung zuverlässiger Augenzeugen an ihn noch einigermaßen unversehrt in sich trug und uns dadurch wenigstens teilweise historische Unterlagen unter den Fuß geben kann. Jesus ist den gegen ihn gesponnenen politischen Umtrieben zum Opfer gefallen — so lauteten die ältesten Berichte über ihn.

Erkennt man in dem eben entwickelten Gedankengang eine nun zugeschüttete, aber einst mächtige Tendenz der Ueberliefe-

rung, die Schuld am Tode Jesu der Staatsbehörde aufzubürden, so fällt damit starkes Licht auf die Vorgeschichte im Evangelium nach Matthäus. Aus dieser wird so das bewußte Vorspiel zu eben dieser Tendenz. Ein solches Ziel erklärt auch vollauf den Anbau dieser Vorgeschichte, die, unter diesem Gesichtswinkel, straff angelegt und wohl erwogen erscheint. Ein fünffacher Schriftbeweis erhärtet die These, daß trotz allen Nachstellungen Jesus als wahrer König von Zion und wahrer Gottessohn zur Welt gekommen sei. Den Anfang macht die Ahnentafel vom ersten Erzvater an (Mt 1, 1—17) — im ganzen dreimal vierzehn Geschlechter. Die Tabelle wird nach dem Prinzip der Paternität auf Josef geführt, dieser dann freilich durch Proklamation der Jungfrauengeburt als Vater beiseite geschoben (Mt 1, 18—25 mit Jes 7, 14). Der alte Herodes wird von Eifersucht erfaßt, weil die Huldigung der Weisen aus dem Osten dem künftigen, soeben zu Bethlehem in Juda geborenen König Israels galt (Mt 2, 1—12 mit Mich 5, 1). Daraufhin flieht der Nährvater Josef, durch einen Engel im Traum gewarnt, mit Maria und dem Jesuskind nach Aegypten (Mt 2, 13—15 mit Hos 11, 1). Herodes aber verhängt einen Massenmord über die Säuglinge unter zwei Jahren (Mt 2, 16 ff. mit Jer 31, 15). Jesus siedelt, heimkehrend mit den Eltern, nach Nazareth über (Mt 2, 19—23 mit Richt 13, 5). Jesus als berechtigter, wenn auch verfolgter Inhaber der göttlichen Dynastie auf Erden, die über das irdische Königshaus und seine Mordpläne triumphiert — dieses Thema schlägt Matthäus im Vorbericht deutlicher an, als es in seiner Schrift selbst bei dem Stande der Ueberlieferung, den sie bietet, zutage tritt.

Dafür enthält dann die Endpartie der auf uns gekommenen schriftlichen Ueberlieferung auch die größte historische Glaubwürdigkeit. Die weltliche Macht hat ihr Ziel erreicht — Jesus hat den Tod des Zeugen für den Gott-Geist gefunden, wie kurz vor ihm Johannes der Täufer. Diesen Untergang, den ihm die im Lande zuständigen Behörden zugedacht und auch bereitet haben, beschreiben die drei ersten Evangelien ziemlich übereinstimmend. Und zwar beschließen sie, der Natur der Dinge entsprechend, alle drei ihre Schrift mit der Passionsschilderung. Von da an, zeitlich

rückwärts, den in Jerusalem verbrachten Tagen vorgelagert, schmilzt die Objektivität der Ueberlieferung, die — nochmals sei's versichert! — keineswegs völlig geschwunden ist, mit der Subjektivität der Urgemeinde in einen Teig zusammen, in den sowohl historische Wesenheit als legendarische Dogmatik eingeknetet ist. Die Situation des Historikers gestaltet sich aber nur dann hoffnungslos, wenn ihm nicht seine kritische Sicherheit in der Bewertung der Texte den Dienst des Reagenzglases leistet, die Bestandteile auch in ihrem verbackenen Zustande auseinanderzuhalten.

VIERTER ABSCHNITT.
Das Jesusbild der Urgemeinde.

Die Evangelien hätten vom neutestamentlichen Kanon aus nicht diese Wirkung auf die geschichtliche Entwicklung der Weltkultur gewinnen können, wenn nicht aus ihnen Jesus als ein Gesamtanblick hervorgetreten wäre; mit Aphorismen und Anekdoten, auch wenn sie unter sich in einigem Zusammenhang gestanden hätten, wäre es nicht getan gewesen. Die Ueberlieferung war nicht dazu verurteilt, nur Lehre zu bleiben; sie durfte Bild werden.

1.

Da empfiehlt es sich denn, zunächst zu ermitteln, welche typischen Charakterzüge die Urgemeinde in ihrem Jesusbild überhaupt gesammelt hat. Der Abstand vom großen göttlichen Vorbild zur eigenen Schwäche und Nichtigkeit ließ jene Urchristen an dem unüberwindlichen Gotteshelden auch in seiner irdischen Niedrigkeit vor allem den Kämpfer gegen das Böse und also den Willensmenschen sehen. Sein Ziel war, auf Erden für eine Gottesherrschaft Raum zu schaffen. **Ich bin gekommen, um den Feuerbrand auf die Erde zu schleudern, und wie wünschte ich, sie stünde schon im Flammen!** (Lk 12, 49). Die scharf durchgreifende Entschlossenheit von durchaus kriegerischer Art wird gezügelt durch eine entsprechende Klugheit und Ueberlegung,

wie sie dem Feldherrn eigen ist: **Oder welcher König, der im Begriff steht, einem andern König eine Schlacht zu liefern, setzt sich nicht vorher hin und hält Kriegsrat, ob er mit Zehntausend demjenigen die Spitze biete, der mit Zwanzigtausend gegen ihn vorstößt. Läßt es sich nicht machen, so wird er, solange jener noch im Anzuge ist, durch Abgesandte um Frieden bitten lassen.** (Lk 14, 31 f.) Betonungen des Willensaktes werden Jesus unbedenklich in den Mund gelegt. Das einmal gesteckte Willensziel muß unverwandt im Auge bleiben: **Wer die Hand an den Pflug legt und zurückblickt, eignet sich nicht für das Gottesregiment** (Lk 9, 62). Stellt sich Widerstand entgegen, so lodert Zorn empor: **Weg mit dir, Satan!** (Mt 4, 10). Und das gleiche zu seinem Hauptjünger Petrus: **Weiche hinter mich, Satan!** (Mt 16, 23). Im Hochzeitssaal sitzt ein Mensch, der kein Festgewand an hat. Von dem heißt es: **Bindet ihn an Händen und Füßen und werft ihn in die Finsternis hinaus, da wird sein Wehklagen und Zähneschnattern** (Mt 22, 13). Mit ebensolcher zorniger Verfluchung enden die drei Erstgleichnisse des Jüngsten Gerichts. Von den zehn Jungfrauen, von den Talenten, von den Schafen und Böcken heißt es: **Wahrlich ich sage euch — ich kenne euch nicht** (Mt 25, 12) — **Böser und träger Diener, du wußtest doch, daß ich ernte, wo ich nicht säte, und daß ich da zusammenraffe, wo ich nicht ausgebreitet habe. Mein Geld mußte also bei den Bankleuten hinterlegt werden, bei meiner Rückkehr hätte ich mein Kapital mit Zinsgenuß neu abgehoben. Nehmt ihm sein Talent und gebt sie dem, der die zehn Talente hat. Und werft den unnützen Diener in die äußersten Finsternisse. Dort gibt es die Wehklagen und das Zähneschnattern!** (Mt 25, 26 ff.). — **Macht daß ihr wegkommt — mir aus den Augen, ihr Verfluchten, ins ewige Feuer, das bereit steht für den Teufel und seine Engel!** (Mt 25, 41 ff.). Und der Edelmann, der eine Königskrone gewinnen will, gibt seine ungetreuen Diener mit den Worten preis: **Und was diese Leute da anbelangt, meine Feinde, die nicht wollten, daß ich ihnen gebiete, — schafft sie von hinnen und macht ihnen vor meinen Augen den Garaus!** (Lk 19, 27). Nicht milderes Los wird dem gewissenlosen, über seiner Untreue ertappten Hausverwalter zuteil: **Er wird ihn in Stücke legen und ihm das Schicksal**

der Ungetreuen bereiten! (Lk 12, 46). Auch an harten Ausdrücken für die Anhänger einer Gegenpartei fehlt es nicht: die falschen Propheten **Raubwölfe** (Mt 7, 15), König Herodes **ein Fuchs** (Lk 13, 32), die Kananäer **Hunde** (Mt 15, 26), die Pharisäer **Schlangenbrut** (Mt 12, 34), die Schriftgelehrten **Otterngezücht** (Mt 23, 33), der Baum **faul** (Mt 7, 17), das Salz **dumm geworden** (Mt 5, 13). Wenn er schon in einen Kampf trat, war es auch nur der Wortkampf, dann führte Jesus, wie seine Gegner ihm vorhielten, eine absichtlich verletzende Sprache: **Meister, mit diesen Reden beschimpfst du auch uns!** (Lk 11, 45). Unerbittlich lautet seine Kampfansage, wo sie erfolgen muß: **Bildet euch nicht ein, ich sei da auf Erden, Frieden zu bringen. Das Schwert, nicht den Frieden zu bringen bin ich da. Ich bin da, den Menschen mit seinem Vater zu entzweien, die Tochter mit der Mutter, die Schwiegertochter mit der Schwiegermutter — und die Feinde des Menschen sind seine eigenen Hausgenossen!** (Mt 10, 34—36). Mit dieser kriegerischen Auffassung des Heilandes hat die Urgemeinde nicht zuletzt ihrer eigenen Kampfeslust ein Denkmal gesetzt. Sie mag die zweifellos vorhandenen tatsächlichen Andenkensbestände, daß Jesus tatsächlich so heftig werden konnte, in einer nicht mehr nachzuprüfenden Weise noch hie und da unterstrichen und verschärft haben. Das entfloß dann ihrem Temperament. Eigene, schärfste Angriffslust, von der sie erfüllt war, spiegelt sich in der schroffen Kampfansage, die sie Jesus zuschreibt. Mit solchen Randzügen wächst sich seine Gestalt legendenhaft zum wilden Mut, ja zur Grausamkeit semitischer Recken aus, heißen sie nun Simson oder sonstwie.

2.

Wir fassen deshalb an der synoptischen Ueberlieferung noch ihre unzweifelhaft epische Natur ins Auge. Diese Ueberlieferung befand sich, während sie sich bildete, in einer Lage nicht unähnlich der Lage großer epischer Nationallieder. Es handelte sich darum, einen für heldenhaft empfundenen Lebenslauf an die Nachwelt weiterzugeben. Aber während der Liedstoff auf irgendeine bereits gestaltete Sage zurückgriff, sah sich der epische Aus-

drucksdrang der Urgemeinde auf eine Erinnerung an den irdischen Umgang mit dem zu verherrlichenden *Herrn Christ* angewiesen. Daß dies im Zusammenhang mit einer Missionslehre geschah, wobei der Ueberzeugungs- und Erziehungszweck in den Vordergrund trat, tat der epischen Ausgestaltung zweifellos Eintrag, drängte sie zurück, aber zügelte zugleich die freie Eigenmacht der Phantasie, die sich innerhalb der synoptischen Kompilation zu einer eigentlich dichterischen Ausschmückung nicht aufschwingen konnte — gewiß zum Heil für das Bedürfnis der Nachwelt nach zuverlässiger Kunde! Auch rief ja nur höchstens ein gelegentlicher Einfall dem Rande entlang zur Verwendung novellistischer Arabesken in Einzelzügen, nicht aber der Rumpf des vorzutragenden Stoffes nach dem Dichter, — abermals unserer nachträglichen Belehrung zum Heil. Die zeitliche Nähe des Stoffes und zugleich dessen natürlich geschichtliche Gebundenheit boten eben der Gestaltung von vorneherein ein ziemlich hartes, durch die Möglichkeit der Nachprüfung geschütztes Material. Da aber des Dichters Hand leichtes Traumgewölk zu ballen verlangt, so war einer Ausübung echten Dichterhandwerks durch den Stand der Dinge gesteuert.

Dieses Kultinteresse am Kyrios wirkte somit auf den geschichtlichen Bestand der in der Gemeinde zusammengetragenen Jesusmemorie aufbewahrend. Wenn etwas bei diesem eigentümlichen Verfahren Schaden litt, so war es weniger die geschichtliche Treue als der Lebensgehalt der kultisch in Sicherheit gebrachten Erinnerungsstücke. Diese büßten den Umriß ihrer Gestalt kaum ein, aber sie schrumpften in sich zusammen, wie uns aus dem oft schablonenhaften Verfahren der Synoptiker klar wird. Sofern Mumien Urkunden sind — und sie sind es gewiß in weitgehendem Maße —, sofern ist auch das synoptische Evangelium ein für die historische Bearbeitung verwendbares Dokument geworden. Als die zusammenhaltenden Wickelbänder dieser Einbalsamierung haben eben nicht nur die literarischen Formen, sondern auch die mehr oder weniger typisierenden Charakterzüge zu gelten.

Und wenn wir zu entscheiden haben, was denn an dieser Einbindung der Textmumie überwog, das erstarrende oder das er-

haltende Element, also die Schablone oder der originale Anschauungszug, so hat der Mangel einer dichterischen Behandlung, zu der alle Veranlassung fehlte, die inhaltliche Substanz für eine echte Jesusmemorie recht eigentlich erschaffen. Hat auch nicht Schöpferatem, im hochkünstlerischen Sinne, den Stoff angeblasen — gottlob nicht, wie wir vom historischen Interesse aus wiederholen! — so halten ihn mit Haften und Klammern eben diese zahlreichen Einzelteilchen, wie sie die Urgemeinde in ihrer Sammlung zusammentrug, sinngemäß zusammen. Und wenn auch von vielen dieser naiven Kleingefäße, ja vielleicht von ihrer Mehrzahl zuzugeben ist, was schon von den formal literarischen Einzelheiten galt, daß Gemeindereflexion sie färbte oder eher noch entfärbte, so war doch eine in ihrer Art wertvolle Gemeindepsychologie hier beflissen, den Ueberlauf der sich verströmenden Jesusseele in herzugetragenen Schalen aufzufangen. Die anekdotische Form und der spontane Zufall retteten die synoptische Ueberlieferung.

Bei einer gleichförmigen Summe blieb es aber nicht. Die Auswahl erfolgte zugleich als Bewertung der einzelnen Teile. Es haben sich im Entstehungsvorgang der synoptischen Ueberlieferung für das zu erschaffende literarische Jesusbild, dem die Anstrengung galt, allenthalben herrschende Charakterzüge herausgearbeitet. Einzelne dieser Charakterzüge übernehmen dabei einen Oberbefehl.

3.

Die Evangelien sind in der Ausgestaltung der Jesuserinnerung mit drei Typen zu Werke gegangen, von denen zwei mehr auf Stolz und Adel, wenn nicht gar auf Ehrgeiz und Ueberhebung hinweisen würden, wäre nicht der dritte das ausgesprochene Gegenteil davon und zudem den beiden andern überlegen. Die Synoptiker typisieren freilich noch nicht in dem Maße, wie es dann der vierte Evangelist systematisch tut. Aber das von ihm auf die Spitze getriebene Verfahren lag schon jenen im Blute. Markus hat dem Landrabbi Jesus okkulte Beziehungen zur Dämonenwelt beigelegt, Matthäus unterstreicht dessen Beziehungen zur spätjüdischen Schriftreligion, Lukas legt Wert darauf, daß Jesus doch

auch noch der Welt zugewendet erscheint. Hinter ihnen steht unmittelbar die Urgemeinde, und hinter ihr wieder das urwüchsige, kaum schon irgendwoher entstellte Jesusandenken selbst. Der Spielraum der Vermutung ist für uns mit der Urgemeinde selbst abgegrenzt. Was nicht zum irdischen Jesus gehörte, gehört sicherlich ihr. Wie wir es auf die eine oder andere Seite verteilen, ist unsere Sache. Es stehen uns auch im Zweifelsfall sicher Anschauungen zu Gebote, die nicht über zwei Generationen hinter Jesus zurückliegen. Immer stehen wir auf einem sehr frühen Teil urchristlichen Bodens. Auf ihm wuchsen auch die drei Typen.

Das erste symbolische Attribut, an dem sich die Urgemeinde wahrscheinlich mitschaffend betätigte, ist Jesus der Davidide. Nicht anders als Paulus (Rm 1, 3) hielt auch die ganze Urgemeinde Jesus für einen leiblichen Angehörigen des altisraelitischen Königsgeschlechts, also für einen Nachkommen des sagenhaften Königs und Psalmsängers David. Mag diese Annahme im Hinblick auf die geschichtliche Wahrscheinlichkeit allen Zweifeln ausgesetzt bleiben, so läßt sich die Vermutung doch auch im engeren Sinne hören. Diese Herkunft **aus Davids Samen nach dem Fleische** (Röm 1, 3) mag unter die Aufschlüsse fallen, die Paulus in mündlicher Unterredung von Petrus oder vom Herrenbruder Jakobus empfing. Wurde solches im nächsten Jüngerkreise geglaubt? Das kananäische Weib (Mt 15, 22), der Blinde von Jericho (Mk 10, 47 f.), die staunende Menge angesichts einer Besessenenheilung (Mt 12, 22 f.), das jauchzende Gefolge beim Einzug in Jerusalem (Mt 21, 9), die huldigenden Kinder im Tempel (Mt 21, 15 f.) nennen Jesus alle mit dem Nebennamen **Sohn Davids.** Sonst war er ihnen der **Rabbi** (Mk 10, 51) und der Prophet aus Nazareth (Mt 21, 11). Es ist genügend bezeugt, daß mit Serubabel Mitglieder des judäischen Königsgeschlechtes aus dem Exil zurückgekehrt sind. Die Propheten Haggai (2) und Sacharia (4, 6 ff.) wollten noch messianische Hoffnungen auf sie setzen. Der Stammbaum, den Matthäus (1, 1—16) und Lukas (3, 24—38) aufnahmen, mag zum Beweise dienen, daß die beteiligten Geschlechter ihn nie aus den Augen verloren haben. Es kommt auch gar nicht so sehr darauf an, daß Jesus Davidide wirklich war, als daß seine

Familie dafür galt und wohl selber daran glaubte. Es stünde dann ein solches volkstümliches Gerücht etwa der noch heutigen Geltung marokkanischer Sheriffe als *Nachkommen des Propheten* oder der innerschweizerischen Meinung gleich, in Unterwalden stamme jeder zweite Mann vom Seligen Bruder Klaus ab. Das christologische Dogma der Urgemeinde kann an eine Meinung angeknüpft haben, von der ihr bekannt war, daß Jesus sie von sich selber hatte.

Hand in Hand damit geht ein zweites Symbol, das sich noch als das größere erweisen sollte: die Erzeugung vom Gottgeiste. Nicht wer sein ferner Ahnherr, sondern wer sein nächster leiblicher Urheber war, beschäftigte die Urgemeinde über die Maßen, nachdem erst sein wirklicher Zivilstand, er sei Josephs Sohn, nicht mehr für ausreichend erachtet wurde. Die zuverlässige Auskunft war nur in den heiligen Schriften erhältlich, und an sie wendete man sich nicht umsonst: **Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären, und man wird ihm den Namen Emanuel geben** (Jes 7, 14). Das Gemeindedogma einer jungfräulichen Geburt ohne Beiziehung eines irdischen Vaters berief sich auf den Erfüllungsgrund des Weissagungsbeweises: **Nun geschah dies alles, damit sich erfülle, was der Herr durch den Propheten verkündet hatte, als er sprach** (Mt 1, 22 f.). Die schlichten Schlüsse der Gemeindetheologie durchliefen folgenden Zirkel: der irdische Jesus kann, nach seinem Leben (Mt 8, 29. 14, 33 Mk 3, 11. 5, 7 Lk 4, 41. 8, 28 u. s.) und Sterben (Mt 27, 40. 54) zu schließen, nicht anders als Sohn Gottes gewesen sein. Die Schrift hat diesen Sohn Gottes immerzu vorher verkündet (eben mit der mißverstandenen Jesajasstelle über das junge Weib). Da nun dieser geweissagte Gottessohn ein irdischer Mensch war, muß ihn der höchste Gott einmal leiblich erzeugt haben, und zwar in einem reinen Frauenschoße, also durch Empfängnis einer keuschen Jungfrau, somit unbefleckt, indem die Befruchtung durch den heiligen Geist erfolgt. Diese natürliche Vaterschaft ist auf theoretisch spintisierendem Wege entstanden — im klügelnden Gehirn priesterlich theologischer Grübler, eine künstliche Ausschwitzung.

Das gesunde Gut der Urgemeinde rückte freilich ebenfalls an Jesus die göttliche Vaterbeziehung in die Mitte seiner Lehre und seines Gebetes. Das Vaterideal erfüllt nach allen Seiten hin den urchristlichen Gottesglauben.

Jene natürliche, geschlechtlich vermittelt gedachte Vaterschaft eines Gottes bei einem Menschen kann gewiß in der literarischen Fassung, wie die Vorgeschichte bei Lukas, und noch begrifflicher bei Matthäus (je in den beiden ersten Kapiteln), sie festgehalten haben, von griechischem Einfluß theogonischer Phantasie und damit vom urchristlichen Hellenismus herrühren. Aber die Empfänglichkeit dafür kann schon auf dem Boden semitischer Religionsart geweckt gewesen sein. Im babylonischen *Sin*-Hymnus wird einer der zahllosen Götter des Pantheons immerzu als *Vater, Nanar,* angerufen: *Herr der Kopfbinde, kräftiger junger Stier mit starken Hörnern, vollkommenen Gliedmaßen, lasurfarbenem Bart, voller Ueppigkeit und Fülle . . . Vater, Erzeuger der Götter und Menschen . . . Deine geliebte Gemahlin, die gnädige: Herr, ruhe! rufe sie dir zu! Der Held — (dein geliebter Sohn) Herr, ruhe! rufe er dir zu!* Man kann sich auf vorderasiatischem Boden den Vatergedanken im Hinblick auf Göttliches gar nicht verbreitet und eingewurzelt genug vorstellen — wird ja sogar durch ihn die trivialste Zugehörigkeit des Alltags heute noch im Orient ausgedrückt: wer ein Kameel besitzt oder reitet, heißt: „Vater des Kameels!" usw. — Demgegenüber erscheint nun zweifellos die göttliche Vaterbeziehung in der Verkündigung des Jesus überhaupt keiner naturreligiösen Vorstellung fähig, namentlich weil in allen Herrenworten der Redequelle, die eine Vateranrufung oder ein Vatergleichnis enthalten, auch die leiseste Spur eines geschlechtlichen Zuges schlechthin fehlt. Dadurch wirkt die Vaterbeziehung in Jesu Munde rein persönlich und somit um so echter. Wir haben es mit der Projektion des Vergleichs aus der häuslich-sittlichen Erfahrung hinüber und empor in die religiöse Sphäre zu tun. Die Vatererinnerung des Vaterverwaisten und nichts anderes hat die innige Vatervorstellung der Jesusreligion ausschließlich auf dem biographischen Erlebnisfelde ihres Urhebers hervorgebracht, und der Gedanke mutet absurd an,

Jesus hätte sich im naturreligiösen Sinn nicht pneumagöttlicher Wahl, sondern sexualgöttlichen Samens für vaterlos erzeugt gehalten.

Für das Verhalten der Gemeindeglieder folgte daraus Kindesgesinnung, Gehorsam. Im Vorbilde des Heilandes verkörperte es sich. So gelangte die Urgemeinde zu ihrem dritten Symbol. Es spiegelte Jesus von seiner irdischen Seite, in einer durch und durch menschlichen Eigenschaft; in ihr sammelte sich die elementare Spur seines Erdenlebens. Jesus verkörperte der Urgemeinde das ebionitische Ideal des Gehorsams in der Demut. Die historische Betrachtung kommt schwerlich darum herum, der urchristlichen (vorhellenistisch-palästinischen) Gemeinschaft einen ausgedehnten, aus zahlreichen Einzelidealen sich zusammenfügenden Gesamtidealismus beizulegen, der mit dem philosophischen Idealismus der griechischen Bildung rein nichts zu schaffen hat. Vielmehr ist es der Idealismus der Apokalyptik, an dem die Evangelien teilnehmen, und dieser ist weitgehend auch nur der in Erregung geratene Idealismus der spätjüdischen Stillfrommen, die abseits vom geräuschvollen Nationalismus der offiziellen Politik eine innige Gottesfurcht pflegen. Das Demutsideal ist aus der Spruchweisheit in den Jesuskreis eingedrungen; so lesen wir am Schluß des Spruchbuchs des Siraziden:

Kehrt ein bei mir, ihr Ungebildeten,
Und verweilt im Hause der Bildung!
Wie lange noch soll es euch daran gebrechen
Und eure Seele heftig danach dürsten?
Ich öffnete meinen Mund und redete:
Verschafft euch Weisheit, die ohne Geld zu haben ist!
Euern Nacken beugt unter ihr Joch,
Und eure Seele nehme Zurechtweisung an!
Nahe ist sie dem, der sie zu haben wünscht,
Und der sich selbst hingibt, findet sie.
Seht sie selbst, wenig hab ich mich abgemüht
Und habe für mich viel Erholung an ihr gefunden. . . .

Es freue sich eure Seele über Gottes Güte —
Und nicht sollt ihr zu Schanden werden, wenn ihr mich lobt!
Tut euer Werk, wenn noch nicht seine Zeit ist,
Und es wird euch euer Lohn gegeben werden zu seiner Zeit.
(Jesus Sirach 51, 23—30).

Wie sehr die Urgemeinde sich das Ideal des Demütigen mit wörtlichem Anklang an die obige Sirachstelle aneignete, beweist einer der schönsten Sprüche der Redequelle, der *Heilandsruf*, wie man ihn nennt (Mt 11, 28—30), der auch in Paulus nachwirkt: **Ich ermahne euch durch die Sanftmut und Leutseligkeit des Christs** (2 Kor 10, 1).

Daran schließt sich das Ideal der Bedürfnislosigkeit oder auch der Einfalt, das in den Testamenten der zwölf Patriarchen und unter diesen wieder besonders im Testament Issachar sein Lob findet: **Wandelt in Einfalt des Herzens; denn offensichtlich ruht auf ihr das göttliche Wohlgefallen. Der Einfältige begehrt nicht Gold; den Nächsten übervorteilt er nicht, nach mannigfaltiger Speise verlangt ihn nicht, ausgezeichnete Kleidung will er nicht, lange Zeit zu leben setzt er nicht voraus, sondern wartet allein den Willen Gottes ab; und die Geister des Irrtums vermögen nichts gegen ihn. Denn er weiß nicht die Schönheit eines Weibes auf sich wirken zu lassen, weil es sonst durch Verdrehung seinen Verstand befleckt. Nicht wird Neid in seine Gedanken kommen; nicht brennt Mißgunst seine Seele aus, und nicht sinnt er auf Erwerb in Habsucht. Er wandelt nämlich in Aufrichtigkeit des Lebens und sieht alles in Einfalt, ohne mit den Augen die Schlechtigkeiten von der Verführung der Welt aufzunehmen, damit er nicht etwas von den Geboten des Herrn verdreht sieht. Bewahrt nun das Gesetz Gottes, meine Kinder, und erwerbt euch die Einfalt und wandelt in Unschuld, ohne Vorwitz zu treiben mit den Geboten des Herrn und den Handlungen des Nächsten; vielmehr liebt den Herrn und den Nächsten, erbarmt euch des Armen und Schwachen!** (Das fünfte Testament der zwölf Patriarchen. Das Testament Issachars 4. 5.). Als die Verkörperung aller dieser idealen Eigenschaften erschien der Urgemeinde Jesus. Offenbarte sich ihr dabei dieser Demütige, Bedürfnislose, Sanftmütige und Einfältige zugleich als Königs-

sohn, Abkömmling von ältestem Patriarchenblut, ja als wunderbarer Gottgezeugter, so enthielt für sie ein so offenbarer Widerspruch nur eine organische Vereinigung dieser Gegensätze.

4.

Treten wir nun der Aufgabe näher, die sich aus diesem allseitig umschriebenen Sachverhalt der Forschung darbietet, so haben wir es mit dem Grundriß des Markusevangeliums zu tun, doch immer so, daß wir uns zuerst fragen, ob wir Jesuspsychologie treiben oder eine Psychologie der Urgemeinde. Wohin uns die größere Vorsicht weist, liegt auf der Hand. Je mehr wir uns an die Urgemeinde halten mit unserer Annahme der Urheberschaft, desto sicherer werden wir auf dem Boden der Ueberlieferung stehen. Aber reichte unser Trachten nicht weiter — der irdische Jesus ginge leer aus! Wir fragen somit — und es ist das nun wichtiger als alles früher Gesagte: Welche Bestandteile des synoptischen Grundrisses sind auf ihre Geschichtlichkeit hin bewertet hochverdächtig und welche sind schwach verdächtig? Da sagen wir denn: Vom Augenblick an, wo Jesus aus Galiläa zum Zuge nach Jerusalem aufbricht, bis zu seinem Untergange haben wir ein biographisches Fragment, wenn auch teilweise in starker Uebermalung, vor uns. Das gleiche ist nicht der Fall für die gesamte vorhergehende Partie des Ueberlieferungsstoffes. Daraus geht hervor für unser psychologisches Verfahren, daß wir im ersten Falle (also etwa für das letzte Drittel oder Viertel der synoptischen Erzählungen) in historischer Hinsicht besser gestellt sind als vorher. Wir wollen der Wichtigkeit wegen die betreffenden drei Schwellensprüche hieherschreiben. Markus sagt: **Sie befanden sich aber auf dem Wege, hinaufziehend nach Jerusalem. Und dabei wanderte Jesus vor ihnen vorneweg.** (Mk 10, 32). Bei Matthäus heißt es: **Und es geschah, als Jesus mit diesen Reden zu Ende war, wandte er sich weg von Galiläa und kam in die Gefilde Judäas jenseits des Jordans** (Mt 19, 1). Endlich meldet Lukas: **Und es geschah, als er den Weg einschlug nach Jerusalem, da ging er selbst mitten durch Samarien und Galiläa** (Lk 17, 11). In der Gesamttradition wird hier einheitlich ein durchlaufender

Querstrich gezogen, der besagt, daß nun in der Gemeindeüberlieferung ein neues Kapitel anhebt, und zwar das letzte. Nun soll mit diesem Hinweis gewiß nicht behauptet werden, daß von nun an etwa gegenüber früher die Beschaffenheit der Ueberlieferung sich aufkläre und an und für sich größeres Zutrauen verdiene. Nein, das nicht; sie fährt fort, an den bisherigen Mängeln zu leiden, die sich höchstens in etwas anderer Form geltend machen, aber — sie hat es fortan leichter; das ist es, was man nicht übersehen darf. Mag es für die frühere Zeit der gehäufte Stoff und die gegensätzliche Reibung im Unterbringen von Reden und Erzählungen gewesen sein, — jeder der drei Synoptiker beweist auf seine Weise, daß ihm bis zum Zuge nach Jerusalem die Schwierigkeiten der Stoffbewältigung über den Kopf wuchsen; er konnte der Fülle nicht Herr werden und blieb, jeder auf seine Gefahr, in ihr stecken. Sobald sich aber der synoptische Bericht Jerusalem nähert, spürt man die eingetretene Erleichterung. Wohl weichen alle drei noch voneinander ab; aber man sieht auch, sie leiden nun nicht mehr unter der Ratlosigkeit, die jeden von ihnen auf seine Weise vorher befiel.

Die synoptischen Texte tragen dem Forscher ihre psychologische Ausdeutung geradezu als eine Pflicht an. Wir haben anzugeben, aus welchem Grunde. Wenn wir die drei ersten Evangelien mit der etwa gleichzeitigen pseudepigraphischen Literatur des Spätjudentums oder auch einigen jüngsten Bestandteilen des alttestamentlichen Kanons vergleichen, so fällt die sogen. Spruchweisheit ins Auge. Sie ballt sich um einen Vorstellungskern; auch aus den ausgesprochen apokalyptischen Schriften ragt eine abstrakte Gestalt auf, eine Hypostase, ein Engelwesen — es ist das die *Weisheit* oder *Chokma*. Da wir nun im übrigen die synoptischen Evangelien ebenfalls zum apokalyptischen Schrifttum zu stellen haben, so sehen wir bei einer solchen Vergleichung ein, was für ein Umtausch da stattgefunden hat. **Und die Weisheit wurde gerechtfertigt durch ihre Werke** (Mt 11, 19, Lk 7, 35), heißt es einmal, womit die ganze Gattung der Evangelien in das Weisheitsschrifttum einrückt, da die *Sophia* Träger der *Justificatio* wird. Und anderswo:

Deshalb auch sprach die Weisheit Gottes:
Ich werde ihnen Propheten und Apostel senden,
Unter ihnen werden sie töten und verfolgen,
Damit verlangt werde Rechenschaft vom Blut aller Propheten,
Das vergossen wurde seit der Gründung der Welt
Bis zu diesem Geschlecht,
Von dem Blut Abels bis zum Blut des Zacharias,
Der zwischen Altar und Tempel unterging.

Worauf dann im selben Atemzug Jesus weiter spricht: **Ja ich sage euch, Rechenschaft wird gefordert werden von diesem Geschlecht** (Lk 11, 49—51). Gerade eine Stelle wie diese letztere, die der Textkritik als Einschiebsel in die Quere kommt, zeigt die Loslösung der Evangelienform von der spätjüdischen Weisheitsliteratur dadurch, daß die abstrakte Sibylle durch ein historisches Konkretum verdrängt wird. Auch ein Blick auf Paulus bestätigt uns das. Vor seinem Uebertritt in den urchristlichen Jesusverein, der durch Vollziehung der Taufe an ihm erfolgte (Ag 9, 18), hat er sich wahrscheinlich auch für eine solche himmlische Weisheit und Wesenheit ereifert, und was ihn überwältigte und bekehrte, war eben das durch nichts wegzuleugnende Ereignis, daß Gott sich nicht in einem Denkgebilde, sondern *in Fleisch und Blut* offenbart habe. Daß Paulus auch nach Erlangung dieser ihn völlig verwandelnden Einsicht jene von ihm nun preisgegebene Richtung auf eine himmlische *Chokma* hin immer noch mit sich trug, geht vor allem aus einer seiner Aeußerungen nach Korinth hervor:

Allerdings reden wir Weisheit unter Vollkommenen,
Aber keineswegs Weisheit dieser Welt. . .
Nicht in Worten erlernt von menschlicher Weisheit . . .
Aber wir sagen die Sophia Gottes im Mysterium,
Jene die verborgen war,
Und Gott bestimmte sie vor den Zeitaltern im Hinblick auf unsere Verherrlichung,
Sie, die keiner der Machthaber dieser Welt kannte;
Denn, hätten sie die Sophia gekannt,
Sie hätten den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt.
Es soll sich keiner einer Einbildung hingeben —

Meint einer weise zu sein in dieser Welt,
Zum Narren soll er werden, damit er weise sei.
Denn die Weisheit dieser Welt ist Narrheit bei Gott.
(1 Kor 2, 6. 13 a. 7 f. 3, 18 f.).

So hat der apokalyptische Briefsteller Paulus auch nur mit der evangelischen Ueberlieferung vom irdischen Jesus die Chokmaverehrung spätjüdischer Mystiker verabschiedet.

Die Zweifel gegen die Geschichtlichkeit der Jesusgestalt kreisen sich selbst immer enger ein, so daß man mit ihrer baldigen Liquidation innerhalb der ernsthaften Forschung rechnen darf. Nicht ein Gottwesen soll gröblich menschlichen Gehirnen entsprungen sein und ebenso wenig ein Mensch seinen Gottkult plötzlich gefunden haben — solches weist zur Zeit der geistreiche und geschmacksichere Vertreter der Christusmythologie in Frankreich ab. Wohl aber sei mit einer Vergeistigung des Jahweismus auf dem Boden spätjüdischer Religiösität zu rechnen — ein Hinweis, den wir ja selber in unsern Ausführungen nicht in den Wind zu schlagen meinen. Daß nun aber aus dem punktartigen Zustande messianischer Abstraktionen sich eine immerhin keineswegs blutleere Jesuserzählung der synoptischen Ueberlieferung automatisch umgebildet habe, als ginge ein Lyrisches ganz von selbst in ein Episches über, hört sich völlig unglaubhaft an und wird durch das von uns erwähnte, ungeheuer wichtige Geständnis des Paulus widerlegt. Was wollen wir denn weiter Zeugnis, wenn uns der eigentliche Kronzeuge für die Historizität Jesu versichert, er habe die jahweistische und zugleich nationalistisch-messianische Sophia-Wesenheit drangegeben, da er von den klammernden Organen des erdhaften Jesus ergriffen worden sei! Ueberhaupt scheint bei den gelehrten Juden, die sich dann zum Urchristentum schlugen, der Uebertritt aus dem überwältigenden Eindruck der Geschichtlichkeit erfolgt zu sein — der Täufer hat die Chokma nicht verdrängt, wohl aber Jesus. **Ein gewisser Jude namens Apollos aus Alexandrien stammend, ein beredter Mann, kam nach Ephesus, in den Schriften sehr bewandert. Er war unterwiesen im Wege des Herrn und war leidenschaftlich vom Geist entflammt.** Nun kommt eine Uebermalung

des Redaktors, während in den benützten Akten eher ein Hinweis enthalten war, daß Apollos, statt Jesus nachzutrachten, von dem er ja noch nichts wissen konnte, damals noch die messianische Weisheitshypostase zum Inhalte seiner eifrigen Frömmigkeit erhob, genau wie Paulus auch. **Er predigte und lehrte mit Fleiß (. . . .), obschon er nur die Taufe des Johannes kannte. Er begann offen in der Synagoge zu reden. Priscilla und Aquila, die ihn hörten, nahmen ihn zu sich und lehrten ihn genau den Weg Gottes gehn** (AG 18, 24 ff.). Die Verflüchtigung oder Verhärtung des Göttlichen, wie sie die spätjüdische Spekulation der Spruchbücher oder der apokalyptischen Traktate pflegte, ist durch etwas ganz Neues aus dem Felde geschlagen — diesem Eindruck verdankte das Urchristentum in seinen palästinischen Anfängen die meisten Proselyten aus den Kreisen der pharisäisch gebildeten *Intellektuellen,* wie man sie wohl nennen darf. Diese besonders auffallenden Bekehrungen zu einer Sekte, die ja gerade die Ungebildeten in sich vereinigen wollte, scheinen die eben ausgeführte Ursache gehabt zu haben: **Jesus, der dir erschienen ist auf dem Wege, den du kamst, damit du das Sehvermögen wiedergewinnest und erfüllt werdest vom heiligen Geiste! Und alsobald fiel es ihm wie Schuppen von den Augen** (AG 9, 17b. 18). Schärfer kann auch Psychologie den Beweggrund zur epochemachenden Umwandlung einer apokalyptischen Enderwartung in eine spezifisch evangelische nicht ausprägen als es eben doch die historisch so unzuverlässige Apostelgeschichte des Lukas in seinen Mitteilungen über die hellenistischen Konversionen vermag: **Propheten und Doktoren, Barnabas, Simeon Niger, Lucius von Kyrene, Manaen, Milchbruder des Tetrarchen Herodes und Saul** (AG 13, 1). Ihrer aller einstige Ueberzeugung mag sich unter der Wucht der urchristlichen Beteuerung gebogen und verändert haben: das Heil Gottes hat aufgehört, bloß *Weisheit* zu sein, es ist *erschienen* in menschlicher Gestalt — kein dunkles Orakel mehr, nein — die helle, deutliche Offenbarung mit dem blendenden *Lichtcharakter*, auf den sich später die Doketen beriefen.

An Stelle des abstrakten Vorstellungskerns ist ein konkreter Wahrnehmungskern getreten; die Jesusmemorie ist Erinnerung

an die Wirkung, die ein Mensch auf Erden in einer Umwelt ausübte. Die Evangelien stellen deshalb eine eigene Literaturgattung dar, die ihresgleichen nirgendwo hat, weil im größeren Rahmen des allgemeinen apokalyptischen Schrifttums sich diesmal der Inhalt um einen historischen Kern herumlegt. Jener phantastische Trieb aller Apokalypsen, der auch in den Evangelien sich nicht verleugnet — bei ihnen mäßigt und zügelt er sich, weil das historische Element in ihnen nicht dem Rande entlang flackert, wie sonst bei allen apokalyptischen Anspielungen auf die Zeitgeschichte, sondern dank einem biographischen Kern unbedingt zentral eingelagert ist. Daraus erklärt sich die originale Natur der synoptischen Ueberlieferung. Eine Gemeinschaft, eine religiöse Sekte, dachte ihrem Urheber nach — das war, historisch gewertet, *Jesus, wie er war, wenn er war*. Aber sie dachte ihm nach mit der eigenen Furcht und Sehnsucht. Und das war dann *Jesus, wie sie ihn sahen*. Wer den synoptischen Jesus also anders nachzuzeichnen gedenkt, als daß uns Psychologie dabei die Hand führt, entfernt sich jedenfalls aus dem Dienste geschichtlicher Forschung, die er dann an irgendeine Dogmatik abzutauschen für gut findet.

Das von der Urgemeinde erschaute Jesusbild in seinem Wesen — d. h. mit diesem seinem Charakter des *Erschautwordenseins* — zu erfassen, setzt auch bei unsern Lesern psychologischen Sinn voraus. Es liegt uns ein einzigartiges Beispiel seelischer Qualität vor. Jede Art von Qualität kann stets nur persönlich ihre Würdigung finden. Immer entscheiden dann die rückwärtigen Verbindungen des Urteilenden. Trifft das gar historische Quellen an, so ist äußerste Vorsicht geboten in der Zulassung von Beurteilungsmomenten, die naturgemäß subjektiven Ursprungs sind. Desto gründlicher gilt es, die besondere Beschaffenheit der Ueberlieferung auszunützen. Das bedeutet in unserm Fall: vorwegzunehmen sei methodisch die Tatsache, daß in der synoptischen Jesusschilderung verhältnismäßig oft auch von Johannes dem Täufer die Rede ist.

ZWEITES HAUPTSTÜCK.
Taufe und Verkündigung.
ERSTER ABSCHNITT.
Der Reuetäufer.

1.

Alle drei Synoptiker teilen die Ueberzeugung, das Evangelium beginne mit der Täuferbewegung. Am klarsten war sich darüber der zweite Evangelist; wenigstens empfängt der Markus-Anfang als Anfang seinen nicht zu überhörenden Akzent. Man hat deshalb von einem betonten Anfang gesprochen: Die Vorgeschichte soll fehlen: **Der Anfang des Evangeliums von Jesus Christus war** — unter Auslassung des zusammengeschobenen Prophetenzitats — **Johannes, der in der Wüste taufte und die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden predigte. Und das ganze jüdische Land und alle Jerusalemer gingen zu ihm hinaus und ließen sich von ihm im Jordanfluß taufen und bekannten ihre Sünden. Und Johannes trug einen Mantel von Kamelshaaren und einen ledernen Gürtel um seine Lenden und aß Heuschrecken und wilden Honig** (Mk 1, 1. 4—6. Mt 3, 4). Da es vor dem Jahre 70 keine jüdische Proselytentaufe gibt, kann die von Johannes ausgeübte nicht als eine solche gelten. Er tauft ja gerade die Juden, sodaß Nichtjuden, Beschneidungskandidaten, nicht in Frage kommen. Nicht *schmutzigen Heiden* wäscht er die Sünden ab! Die Juden sind es, die sie nötig haben. Auch ist nicht vorausgesetzt, das Tauchbad sei am gleichen Empfänger nur einmal vollzogen worden; die erhaltene Sündenabwaschung konnte wiederholt werden, wenn nicht vom Täufer, so dann vom Täufling. Alles

in allem: Markus schildert den Täufer als *Nābi* oder Derwisch drapiert und im Lichte einer judenfeindlichen Tendenz.

Bei Matthäus muß man die Rolle im Auge behalten, welche der Täufer in seiner Schrift weiterhin spielt. Im Nachtrag zum Prophetenbuch Maleachi steht: **Fürwahr, ich werde euch den Propheten Elias senden, bevor der große und furchtbare Tag Jahwes hereinbricht, damit er die Väter mit den Söhnen und die Söhne mit den Vätern aussöhne; ansonst ich, wenn ich komme, den Bannfluch an dem Lande vollstrecken muß** (Mal 3, 23). Damit ist im Spätjudentum ein Sagenkreis umschrieben, mit welchem ein Prophet dem leibhaftigen Erscheinen Jahwes zum Weltgericht vorhergeht; als dieser Prophet wird Elias genannt. Diese sagenhafte Vorstellung von *Elias redivivus* spielt im ersten Evangelium sehr wesentlich mit: **Dieser ist, über den geschrieben ist,** — worunter eben in Verbindung mit unserer Maleachistelle eine andere, ähnlich lautende gemeint wird — **Siehe, ich sende meinen Boten vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten wird** (Mat 11, 10 als Zitat von Mal 3, 1). Ferner heißt es bei Matthäus: **Und wenn ihr es annehmen wollt, er ist Elias, der da kommen soll. Wer Ohren hat, der höre!** (Mt 11, 14 f.) Es wird ein Vorbehalt eingeschoben, als ob ein spätjüdischer Geheimkreis bestehe, außerhalb dessen man nicht in Elias einen messianischen Vorläufer sieht. Endlich kommt Elias zu besonderen Ehren auf dem Verklärungsberge, wo er auch noch hinterher mit einer Schulbemerkung bedacht wird: **Wieso nun sagen die Schriftgelehrten, Elias müsse erst wiederkommen? Er gab zur Antwort: Elias kommt und wird alles wiederherstellen. Ich aber sage, Elias ist schon gekommen, und sie anerkannten ihn nicht, sondern machten mit ihm, was sie wollten** (Mt 17, 10—12). Von diesem elianischen Sagenkreise haben eingedrungene Spuren dem Markus offensichtlich das Konzept verrückt (Mk 9, 11—13). Aber auch bei Matthäus bleibt der Zusammenhang zwischen der historischen Täuferfigur und der Sagenfigur des Elias undeutlich, obwohl das erste Evangelium sich diesem Leitmotiv anvertraut und es als seine Besonderheit behandelt.

Anders wieder Lukas. Er weiß, daß vor Jesus ein Vorläufer **in Geist und Kraft des Elias** einhergehen wird, **zu wenden die**

Herzen der Väter zu den Kindern und die Ungehorsamen zum Sinne der Gerechten, zu bereiten dem Herrn ein gerüstetes Volk (Lk 1, 17). Hier ist nicht Elias selber wiedergekehrt; der Täufer wird nur an Geisteskraft ihm ebenbürtig bezeichnet. Lukas hat zur Charakteristik des Täufers im Schluß des Maleachibuches andere Verse herausgegriffen. Der **alleswiederherstellende** Elias (Mt 17, 11) und der bloß den Familienfrieden wiederherstellende Vorläufer des Jesus (Lk 1, 17 nach Mal 3, 23 f.) decken sich nicht. Dafür macht Lukas nun Ernst mit der Zwillingsstellung des Täufers zu Jesus. Seine umfangreiche Geburtsgeschichte in den ersten zwei Kapiteln des dritten Evangeliums dient der Absicht, den Urheber der Täufersekte und den Urheber der Jesussekte schon im Mutterleibe zusammenzuführen (Lk 1. 2). Die Religionspolitik der Urgemeinde tritt da zutage. Während also Matthäus im Täufer den Messiasvorläufer Elias und Markus in ihm einen Eiferer vor allem gegen die Juden erblickt, so vermittelt Lukas den Stolz der beiden Enderwartungssekten über die Eintracht ihrer Herren. Er kann die Eliasparallele nicht mitmachen und weicht ihr aus; er sieht vor sich ein *geistliches Israel,* das aus einer Verschmelzung zweier vordem gegensätzlicher Schulen hervorgegangen ist.

2.

Die Stellung der Urgemeinde zu der messianischen Enderwartung des Spätjudentums im weitesten Sinne äußert sich in der nicht zu mißdeutenden Parteinahme für einen solchen Glauben an das baldige Weltende. Man trifft den Kern ihrer seelischen Gesamtverfassung am ehesten, wenn man eine sehr weitgehende Berührung mit Fatalismus und eine sehr verschwindende mit Fanatismus annimmt. Mit der Hoffnung auf das *kommende Reich* wurde alles Willenmäßige am eigenen Erlebnis Gott anheimgegeben. Jenes christliche Grundmotiv, das durch die ganze Kirchengeschichte, so oft es auch übertönt wird, höchstens verstummte, nie erstickte, erfüllt sich in der Grundgesinnung der Urgemeinde: *Wie Gott will, ich halt still!* Diese Willensentspannung äußert sich ganz wesentlich in dem entscheidenden religiösen Standpunkt der Urgemeinde. Wille ist nur bei Gott selbst,

auf der Seite der Menschen darf im Verhältnis zu Gott bloß Empfänglichkeit bestehen. Das führt zu der durchaus folgerichtigen Maßnahme, sich um das kultische Element in der Religion kaum noch zu kümmern. Auf keinen Fall durfte im rituellen Verhalten ein Frommer noch länger den Mittelpunkt und das Schwergewicht der religiösen Pflichten erblicken. Es hat da ein Instinkt obgewaltet, der sich sagte: Kultus ist nichts weiter als die menschliche Quittung (in Form eines Gegenwillens) für den erkannten, offenbaren Willen Gottes.

Die Entstehung des Christentums im Schoße des Spätjudentums erklärt sich denn so — und nur so. Aber daß es zu dieser Entstehung gerade unter solchen Umständen kommen konnte und gekommen ist, gewährleistet die völlige Unerfindlichkeit des Jesuscharakters, der für all dieses unjüdisch Neue im Spätjudentum als unzweideutiger Urheber sich kundgibt. Die petrinische Urgemeinde stellt sich uns dar als Schule und Zuchtstätte für eine Neueinstellung des jüdischen Charakters. Die entweder gänzliche und prinzipielle Enthaltung vom Tempeldienst oder doch dessen Auffassung als von etwas Sekundärem und für Erreichung des Zieles Unwesentlichem und Gleichgültigem setzt eine gewaltige Urheberschaft streng persönlicher Art voraus.

Bei der Annahme zweier Weltalter oder auch Aeonen, die laut dem apokalyptischen Schrifttum aufeinander folgen, handelt es sich um Vorgänge im Weltall. Die Zeit ist gespalten in Gegenwart und Zukunft: **Der Höchste hat nicht einen Aeon geschaffen, sondern zwei** (4. Esra 7, 50). Der Fromme wußte — in ganz Vorderasien übrigens, sobald er sich des Stichworts *Dieser Aeon* = *Jener Aeon* bediente: auf die jetzige Gegenwart, deren Geschöpf ich bin und deren Schicksal ich teile, folgt eine Zukunft, die nicht etwa die Fortsetzung der Gegenwart, sondern ihr völliges Gegenteil ist. Dann wird sich die Menschheit in dem denkbar schärfsten Gegensatz zu ihrer heutigen Lage befinden. Diese festgewurzelte Zuversicht und Zielsetzung orientierte alle vorderasiatischen Religionsströmungen, deren sehr viele waren um die Wende der Zeit, völlig neu. Dabei gab nun ein weiteres den Ausschlag. Der dualistische Gedanke der Weltspaltung vermischte und verband sich

mit dem monotheistischen Gottesglauben, wie er sich nicht nur in der israelitischen, sondern auch weitgehend in der persischen Religion ausgebildet hatte. Eines Tages nun — der dann als der *Jüngste Tag* gilt — wird der bisherige Weltablauf mit einem gewaltigen Ruck zum Stillstand gebracht unter dem Druck aller Elemente und von dem göttlichen Weltregiment alsdann ein Gericht abgehalten, dessen Ergebnis der Anbruch des neuen Aeons bildet. Infolgedessen wird der ganze Kosmos wie durch einen ungeheuren Querhieb zeitlich gespalten. Dieses unbeschreibliche Neue, das dann eintritt, ist vorläufig nur dem Wunsch, dem Verlangen, der Begierde zugänglich; jeder Gegenwart bleibt es vorenthalten, obschon nichts sie so erfüllt und beschäftigt. Dieses aufregende Gedankengebilde ist das Jenseits. Es bricht an und wird erlebbar mit dem Eintritt des neuen Welttages. So entsteht eine Terminreligion. Diese gewaltige Abzweckung galt zunächst noch dem *auserwählten Volke* gegenüber andern Völkern, wurde aber durch Jesus dem Individuum und seinem Einzelschicksal zugeführt und so von Grund aus verwandelt.

Der Ausdruck *Tag-Religion* trifft aber noch in einem andern Betracht zu, als es im Begriff einer Terminreligion enthalten ist: Tag im Gegensatz zur Nacht, Tag als Gebiet des Sonnenlichts, des Lichts überhaupt, als Zeit des Wachseins und infolgedessen des Willens und der durch ihn vollbrachten Tat, sowie der bei alledem beherrschenden Vernunft und geistig gedanklichen Einsicht. Das Heidentum ist im Hinblick auf die Tageszeit eine vorwiegende Angelegenheit des Nachtbewußtseins mit nächtlichen Opfern und Verträgen, Feuerkulten usw. Diese Tag-Religion stellt die Katastrophe immer deutlicher als einen Gerichtsprozeß dar und nimmt somit zusehends das Gesicht einer Gerechtigkeitsreligion an. Der altprophetische Monotheismus siegte also in diesem synkretistischen Widerstreite. Polytheistische Religionen kennen einen besonderen Gerechtigkeitsglauben nicht, sie sind entweder mit der Urmutter Dike vertraut oder dann ist Zeus der Herr der Ordnung im Weltgebäude. Zu einer kosmischen Gerichtshandlung, in welcher der Weltenlauf gipfeln soll, bot nur die monotheistische Religionsform auf semitischem oder iranischem

Boden Gelegenheit. Denn nur Monotheismus ist Willensreligion, rechnet auf menschlichen Willen in seinem angestrafften Zustande. Das beweisen nun auch die wenigen Täuferworte, die uns im Neuen Testamente, ihrem Kerne nach vermutlich doch als echte Ueberreste, erhalten wurden. Den *Volksmengen* bei Lukas (3, 7) und den *Pharisäern und Sadduzäern* bei Matthäus (ebenfalls 3, 7) wird vierfach gedroht; erstens: vor dem bevorstehenden Gotteszorn gibt es keine Flucht (Mt und Lk 3, 7 b.), zweitens: die Axt ist dem Baum an die Wurzel gelegt, Bäume ohne gute Wurzel werden umgehauen und verbrannt (Mt und Lk 3, 8), drittens: baldigste Säuberung der Tenne, um das Getreide in die Scheune zu fahren (Mt 3, 12; Lk 3, 17). Viertens: die Bußtaufe mit Wasser ist nicht die letzte, sie erfolgt vorläufig; gleich hinterher kommt noch eine Taufe, aber dann eine Feuertaufe; sie erst bringt die endgültige und radikale Abstempelung der Menschheit am Gerichtstage. Diesem Feuertäufer bin ich, Johannes der Wassertäufer, nur ein höchst bescheidener Wegbereiter! (Mt 3, 11. Lk 3, 16). Diese vier Täufersprüche stehen auf sich selbst gegründet da.

Welcher mythischen Schicht gehört dieser neutestamentliche Feuerträger an? Spricht aus ihm der noch sublunare (mit dem Mondkult verknüpfte) Prometheus oder schon der solare (nur an den Sonnendienst verdungene) Herakles? Herakles ist um jene Zeit in Vorderasien der rücksichtslos einherstürmende Sonnenstreiter, ein ausgeprägt orientalischer Gott mit seinen tödlichen Lichtspeeren, eine Figur des Sonnenmythos, eine ausfließende höchste Sohnschaft aus dem lichterfüllten Himmelsgewölbe, dessen trokkener Glast der Inbegriff der Männlichkeit und des damit verbundenen Vaterprinzips ist. Die Quelle des Aetherlichts, das sich in alle Teile des Kosmos ergießt, wird nach einer uralten phönikischen Tradition (bei Marcianus Capella) als *Götterantlitz und Vatergesicht* begrüßt. Ist es nun wirklich dieser herakleische Gottessohn, der in der Gerichtsansage des Täufers als Kämpfer zur Verteidigung und Erhaltung des jüdisch prophetischen Sittengesetzes ersteht? Mit seinem Wesenszuge besitzt der Feuertäufer, so wie er im apokalyptischen Sagenzuge drinsteht, allerdings den Radikalismus des rein herakleischen Göttertypus, irgendein Ab-

leger eines Melkart, Bel, Helios. Der Sittenzerfall gab Johannes Anlaß vom Väterglauben abzufallen. Einem Jahwe, der derart bankrott ging, daß man für Juden ein Rettungssakrament ins Werk setzen mußte, sagte er die Gefolgschaft auf. Mußte aber dafür nun geradezu ein Melkart zum Hüter des Sittengesetzes herbeigerufen werden — der dann nicht nur nationalistische Scheinmächte, sondern kosmische Urgewalten für die Erwägung eines gottgefälligen Wandels zur Verfügung hatte? In diesem Lichte betrachtet, hätte wirklich der Täufer mit der Ansage des Feuerengels eine entsetzliche Drohung ausgestoßen. Nimmt man hingegen seinen *Feuertäufer* prometheisch, dann ist es auf die reinigende Wirkung abgesehen. Dem Täufer entströmt sittliche Glut. Sein Feuer soll säubern wie sein Wasser. Die Hauptsache war, daß gründlich ausgefegt wurde und daß die verweichlichten und halsstarrigen Frommen vor ihrem Gott Angst bekamen. Johannes beging damit in bewußter Ketzerschaft einen Austritt aus dem Judentum, und zwar beging er ihn als ethisch übertreibender Reaktionär — er war prophetischer als alle alten Propheten, die zwar den Feind in den assyrischen Lanzenreitern ins Land gepfiffen hatten, aber immer als Zuchtrute Jahwes. Jetzt wurde durch Kündigung der prophetischen Gefolgschaft Jahwe selbst gemaßregelt, weil er keine Mittel zur wirksamen Einschüchterung des Volkes mehr aufbrachte, und so sollte eben für ihn Ersatz gefunden werden in dem fremden Feuerhelden. Die abschließende mythische Signatur für den Täufer ist der Prometheus-Typus. Sein Sinn zielte darauf hin, den Juden beizustehen sogar gegen ihren eigenen Gott, wenn dieser sich in sittlicher Hinsicht machtlos erwies.

Von Johannes ging eine Bußbewegung aus. Er rief den Gewissensweckruf ins Land: **Aendert euern Sinn um!** (Mt 3, 2). Die Voraussetzung dazu lag in der Einsicht, über das gegenwärtige Geschlecht jüdischer Nation sei eine lebensfeindliche Unnatur gekommen, zugleich aber auch in der Zuversicht, der entartete Mensch sei fähig, sich zu bessern und zu seiner gottwohlgefälligen Ursprünglichkeit zurückzukehren. Diese Aenderung eines schlechten Zustandes geschieht so, daß er vernichtet oder auch daß er gesäubert

wird. Jenes besorgt das Feuer, wenn es nicht dieses tut wie das Wasser. Aber auch ein Drescher ist dieser *Kommende* — ein echtes Bauerngleichnis: **Seine Wurfschaufel ist in seiner Hand** (Mt 3, 12. Lk 3, 17). Hinter alledem stand der iranische Gedanke vom bald ausbrechenden Weltbrand, wie ihn der kaukasische Erdbebenriese Prometheus vom Elbrus her entzündet, — und so geschieht dann eben in der Form höllischer Weltvernichtung eine sittliche Welterneuerung von Grund aus. Mit dieser Anteilnahme an einem außerjüdischen Mythenzuge wird Johannes zum *Rufer der Wüste* (Mk 1, 2. Mt 3, 3. Lk 3, 4), den die urchristliche Ueberlieferung hinterher in ihm sah. Aus ihrem Inhalt lesen wir jetzt, er habe im Jordan reumütige Leute durch das ihnen erteilte Taufbad auf ein sittliches Statut verpflichtet. Seiner Religionsstiftung hat aber ihren historischen Stempel aufgedrückt die Auffassung der Getauften von dem neuen Stande, in den sie eingetreten waren.

Die Taufempfänger — sie nun! — wollten durch sichtbaren Willensaufwand ihr verändertes Verhalten beweisen. **Um dem kommenden Zorngericht zu entrinnen,** wie der Täufer drohte (Mt und Lk 3, 7), brachten sie Leistungen auf — von der Art, daß sie sich eine Zustandsänderung davon versprachen an sich selbst nicht sowohl als an dem ihnen bevorstehenden göttlichen Urteil. Es trieb sie, ein übriges zu tun; es wurden handgreifliche Zeichen der eingetretenen Reue abgelegt. Im Täufling also hatte die Taufe nicht so sehr den starken sittlichen Mut entflammt, als er erkannte in ihr das willkommene Mittel, seine Furcht zu betäuben. So ergaben sich exzentrische Maßnahmen von selbst. Der Büßer will und kann Macht ausüben. An eine solche Wirkung der erteilten Taufe war dem Täufer gewiß kein Gedanke gekommen. Er glaubte die Getauften auf die strenge Befolgung der prophetischen Gottesgebote verpflichtet zu haben; das Volk aber wußte sich nun mit dem Taufempfang im Besitze eines passionellen Mittels, mit dem sich Einfluß und Vorteil erlangen ließ. Das Gewissen entlastete sich selbst, ohne Zuhilfenahme eines offiziellen Ritualapparates und dessen Auslegung von seiten der öffentlichen Religionsbeamten. Die Buß- und Fastentäufer erteilten sich Selbstablaß. Sie wurden so die prinzipiellen Gegenfüßler der

Pharisäer, indem sie nun selber ein selbständiges Erlösungssystem durch eine religiöse Praxis ins Leben riefen. Infolgedessen sehen wir hinterher dann die christliche Urgemeinde ihr eigenes evangelisches Erlösungsgut gegen zwei Fronten verteidigen, gegen die Werkgerechtigkeit der Gesetzesfrohn und gegen die Werkgerechtigkeit der Fastenbuße.

Die Gesamtstimmung der Apokalyptik war deswegen aber nicht etwa aktivistischer Natur; sie wird durch eine passive Einstellung gekennzeichnet. Es scheint uns irreführend, daß sie unbesehen und ohne Vorbehalt unter die spätjüdischen Bewegungen eingereiht wird, die für messianische galten und so genannt werden. Vereinbar oder gar eines Wesens sind ein Messias und der johanneische Endgerichtsengel nicht. Da Johannes die nationale Volkszugehörigkeit als Heilsbedingung offenbar völlig fallen ließ, war die von ihm entfachte Bewegung eine messianische nicht mehr, sondern etwas anderes, auf jüdischem Boden völlig Neues. Ein Naturelement wie das fließende Wasser eines Flusses war in den mittelsten Dienst der Religion einbezogen — nicht nur zur äußeren Reinigung des Körpers, damit man die gesetzlichen Gepflogenheiten der levitischen Vorschriften genau ausführte. Die Anwendung von Wasser war wirklich zu einem Sinnbild für die Erneuerung des Lebens geworden — das Gewissen des Menschen trat im Taufempfang sichtbar in die Erscheinung: so gewiß als der Körper untertauchte, so gewiß er gereinigt daraus emporstieg, so gewiß war es mit dem bisherigen oberflächlichen Leben vorbei und wurden die alten Sünden nicht mehr begangen!

ZWEITER ABSCHNITT.

Das Familiensymbol in der Verkündigung des Jesus.

Wichtiger als jede Geschichte der literarischen Form, in der sich der Stoffteig der evangelischen Ueberlieferung vorwärts schob, ist das verständnisvolle Erfassen der Anschauungskreise, die das Urchristentum soziologisch und theologisch hervorge-

bracht haben. Es wäre nun aber ein verhängnisvoll einseitiger Schluß, die Welle der apokalyptischen Enderwartung sei die einzige Kraft gewesen, durch die das Urchristentum an den Strand der Zeiten hingelegt wurde. Mindestens ebenso erzeugend wie das im Täufer und der von ihm angefachten Bewegung apokalyptische Element ist ein völlig unapokalyptisches, das Personalelement, das Jesus in die Enderwartungsbewegung hineinschenkte. Es trägt den Zug des natürlichen, in keiner Weise geschraubten oder überspannten menschlichen Erlebens an sich. Diese persönliche Seite der synoptischen Jesusfigur wird in der Hauptsache bestritten durch die sowohl tatsächlichen als symbolischen Beziehungen, welche die Ueberlieferung der Familiengemeinschaft beimißt in ihrer Bedeutung für die jesuische Verkündigung. Die vielfachen Anknüpfungen, die dieses so aufgeworfene Problem bietet, müssen von uns genau erwogen werden, ehe wir in der Erörterung der apokalyptischen Beschaffenheit der Jesusverkündigung fortfahren.

1.

Die Bestimmung alles überwiegend ethischen Wesens, daß die anfänglich kräftig emporschnellende Sprungfeder allmählich erlahmt und kaum noch momentanen Antrieb abzugeben vermag, konnte Jesus nicht zuletzt an der johannischen Taufbewegung, in die er sich ja selber einbezogen hatte, eindringlich gewahr werden. Im Hinblick auf sie vermied er es, mit der gottzugewendeten Seite des religiösen Verhaltens absichtliche Willensanstrengungen zu verknüpfen. Die Gottesherrschaft sollte sich als natürliche Symbiose bewähren. So sah es die Urgemeinde. Das evangelische Spruchgut wird von keinem Gleichnisgedanken so reich durchwirkt wie von den Familienbeziehungen des Menschen zu den Eltern und Geschwistern. Vater und Bruder sind die führenden Vergleichsträger, die unaufhörlich wiederkehren. Ebensowenig suchen wir vergebens, wenn wir uns außerhalb seiner Gleichnisrede nach Familienbeziehungen umsehen — sie treten uns auch aus den synoptischen Erzählungen entgegen als eine persönliche Erfahrung des irdischen Jesus. Zwar nur ziemlich dürftig, sind sie doch vorhanden.

Bei andern Religionsurhebern erscheint als entscheidendes Merkmal für das selbständige Innenleben die Lossagung von der Familie. Bei Gautama Buddha ist sie durch jüngere, abgeleitete Berichte überschwänglich ausgemalt worden; die älteren geben wenigstens die schlichte Tatsache bekannt, Siddharta Gautama habe als junger Mann seine Heimat verlassen und seitdem ein heimatloses Leben geführt. Seine Mönche wurden seine Familie.

Auch der Chinese K'ung-fu-tse wurde auf seine Kräfte zurückgeworfen durch die Wunde, die ihm der Verlust der Eltern und namentlich der Mutter schlug. Die Trauer, daß der Grabhügel der Mutter weggeschwemmt wurde, machte ihn reif, um seine Werke zu schaffen. Nun zog er mit seinen Schülern in allen Himmelsgegenden herum, „als der hölzerne Glockenschwengel, dessen der Himmel sich bedient". Einen schlechthin entscheidenden Einfluß übte bekanntlich die Stellung zur Blutsverwandtschaft auf den Beginn der jüngsten Weltreligion aus. Im Jahre 622 nach Chr. sagte Muhammed seinem eigenen Stamme die Zugehörigkeit auf und wanderte nach Jathrib aus. Die Hidschra bedeutet somit nicht so sehr im herkömmlichen Sinne die *Flucht* von Mekka nach Medina, als die Lossagung von seiner Stammesgemeinschaft und Aufnahme in eine andere geschlossene Lebensverbindung, die den Verlust der Familie ersetzt und durch den beim Tausch erzielten Gewinn verschmerzen läßt. Das Band der Geburt wird zerrissen und ein anderes geknüpft, das sich fortan als fester erweist. Nur eines fällt auf. Das symbolische Wesen des Vorgangs tritt zurück hinter der Machtentfaltung — Muhammed wird der Glaubensfürst von Medina.

Nun liegt beim synoptischen Jesus irgendeine außergewöhnliche Lage, in die Jesus geraten wäre, wie später der arabische Prophet, gewiß nicht vor; wohl aber schimmert die Andeutung durch, daß der Sohn eben aus der Art schlug und sich mit den Seinigen nicht länger verstand. Es ist nun obenhin zuzugeben, daß die synoptischen Spuren, wenn sie auch nicht gänzlich fehlen, doch zunächst in keiner Weise auffallend vorhanden sind. Jedenfalls treten sie nicht stärker hervor als etwa in der altrabbinischen

Literatur, allwo (nach Dt 33, 9) der Gottbeflissene den Lehrer über die Eltern stellt und diese verläßt, um einem großen Rabbiner anzuhangen. Diese Spur von einem Familienzerwürfnis des Jesus findet sich bei Markus an zwei Stellen. Die eine lautet: **Und er kam nach Hause. Und von neuem sammelte sich eine Menge an, also daß sie nicht einmal Brot essen** (= die Mahlzeit einnehmen) **konnten. Und als dies die Seinigen vernahmen, kamen sie, um ihn zu sich zurückzuholen; denn sie sagten, er ist außer sich geraten. Und die von Jerusalem herübergekommenen Schriftgelehrten sagten: Er hat den Belzebub im Leibe, und ferner: mit dem Obersten der Dämonen treibt er die Dämonen aus** (Mk 3, 20—22). Jesus hatte einen Besessenen geheilt (Mt 9, 32 ff. und Lk 11, 14 ff.), und die Gegner wollten die Begeisterung des Volkes dämpfen. Diesen Anlaß verschweigt Markus. Er hat, wie auch sonst öfter, einen ausführlicheren Bericht entstellend zusammengezogen. Wie soll ein Volkshaufe durch allzugroße Dichtigkeit daran verhindert sein, sich Essen in den Mund zu schieben, wenn es sich in dieser Lage ums Essen überhaupt für ihn handelt? Es sind mehrere kurze und ursprünglich von einander getrennte Begebenheiten von der redigierenden Schlußhand in die paar Zeilen gestopft und in eine unmögliche Anekdote geschachtelt worden.

I. Jesus suchte während seiner Wirksamkeit, vielleicht nach der aufsehenerregenden Heilung des Besessenen, wieder einmal sein Vaterhaus auf. Und er kam nach Hause. Diese bestimmte Ortsbezeichnung wiegt doch schwerer als ein *Wiederum* oder *Gegen Abend* oder *Am andern Morgen*.

II. Jesus eilte auf Anruf vom Essen weg. Die Familie empfand das als beleidigende Störung: so daß sie nicht einmal (in Ruhe) essen konnten. Wenn sich diese Worte diesmal auf die Familie beziehen, haben sie einen unmittelbaren Sinn. Die Ausdrucksweise selbst ist ja bei Markus eine seiner schematischen Floskeln und wird an anderer Stelle als ein Mittel zur Ausmalung des Massenandrangs verwendet. **Denn infolge der zahlreichen Hinzukommenden und Weggehenden hatten sie nicht einmal Zeit zu essen** (Mk 6, 31) — das leuchtet bei diesem Anlaß eher ein, weil es

sich ja um eine Speisung im eigentlichen Sinne des Wortes (6, 35 ff.) handelt. Aber auch hier beweist sie nur die im Grunde unsinnige Verwendung; denn die Menge ist ja noch gar nicht vorhanden, um gespeist zu werden — der Auftakt zum Motiv ist ganz oberflächlich gegeben. Sind es doch wieder die Seinigen, diesmal die Jünger, und nicht die Menge, die nicht essen kann. Vielmehr liegt der Fall beidemale tatsächlich gleich: die Menge umdrängt Jesus, und die Seinigen wurden auf diese Weise von der Einnahme der Mahlzeit abgehalten. *Essen* markiert den Anhang des Herrn, eben schon als *Kleros* im Gegensatz zum draußenstehenden *Laos* der Menge.

III. Die Familie ließ ihrem Mitgliede ein solches Benehmen nicht hingehen. Sie holte ihn mit Gewalt zurück. — Als die Seinigen es (was?) hörten, gingen sie (ihm nach) hinaus, um sich seiner zu bemächtigen. Grund: er ist von Sinnen. Daraufhin traf Jesus, vor die Entscheidung gestellt, die Wahl vermutlich ohne Säumen, indem er das Vaterhaus für immer verließ.

IV. Warum es freilich gerade jetzt zum äußersten kam? Die Geistlichkeit hatte sich eingemischt mit der Einflüsterung, er selbst sei eben ein Ausbund teuflischer Besessenheit!

So aufgefaßt, daß *nach Hause* das Vaterhaus und *die um ihn* seine Familie bedeute, haben wir es mit einer aus dem Rahmen gesplitterten und inhaltlich bedenklich mitgenommenen Stelle zu tun, und etwas später würde dann derselbe Markus sich wiederholen, wenn er entweder den gleichen oder einen andern, aber sehr ähnlichen Auftritt schildert:

Und er verließ diese Gegend und kam in seine Vaterstadt,
Und es folgten ihm seine Jünger,
Und am Sabbat begann er zu lehren
In der Synagoge, und die vielen Zuhörer
Entsetzten sich, sprechend: Woher hat er das?
Und welche Weisheit ist diesem (auf einmal) gegeben? . . .
Ist dieser nicht der Zimmermann,
Der Sohn der Maria und Bruder Jakobs
Und Joses' und Juda's und Simons?

Und sind nicht seine Schwestern hier unter uns zugegen?
Und sie nahmen Aergernis an ihm.
Und Jesus sagte ihnen:
Ein Prophet ist nicht geehrt
In seiner eigenen Vaterstadt,
Bei seinen Angehörigen
Und in seinem Hause (Mk 6, 1—4).

Auch die beiden synoptischen Gefährten erzählen das — Matthäus im Familienkatalog leicht abweichend (Mt 13, 55 f.), Lukas jedoch stark erweitert und vor allem mit Umstellung des Vorfalls an den Anfang von Jesu Laufbahn (Lk 4, 16—22). Die beiden ersten Evangelien sprechen nur von der **Vaterstadt,** während das dritte **Nazara, wo er auferzogen war,** ausdrücklich nennt.

Berichtet wird also, aller Zerklüftung und Undurchsichtigkeit der Texte ungeachtet, in den drei ersten Evangelien ein Hidschra-Erlebnis auch für Jesus — d. h. eine Loslösung von den Blutsverwandten sichtbar nach außen. Sind wir ermächtigt, jene erste Markusanekdote beizuziehen, dann wäre uns in diesem sonst unverständlichen Bruchstück ein intimer Zug über den Verlauf des Zerwürfnisses aufbewahrt. Die Familie befällt Reue, daß sie ihr Mitglied im Unfrieden von sich ließ; Jesus kommt aber auf seinen Entschluß nicht zurück. Um sein Familiengefühl war es deswegen nicht geschehen; im Gegenteil erwachte und entfaltete es sich nun erst in ihm.

Da er die Familie hinter sich ließ, folgte ihm ihr Sinn nach. Nur von der Satanstheorie (3, 23—30) unterbrochen findet sich bei Markus eine weitere wichtige Meldung über seine Beziehung zur Familie verzeichnet: **Und es kommt seine Mutter wie auch seine Brüder, blieben draußen und sandten zu ihm hin, indem sie ihn grüßen ließen. Und um ihn her saß rings eine Menge, und man sagte ihm: siehe, deine Mutter und deine Brüder und deine Schwestern fragen dir draußen nach!** (Mk 3, 31. Mt 12, 46. Lk 8, 19). Lukas schiebt ein allgemeines Mutterlob ein. **Und es geschah, als er solches sagte, erhob ein Weib aus der Menge seine Stimme und sprach zu ihm: Selig der Mutterschoß, der dich trug,**

und die Brüste, an denen du sogest! (Lk 11, 27 f.). Dies klingt wörtlich an ein Wort der Apokalypse Baruch an: **Heil meiner Mutter unter denen, die geboren haben, und gepriesen sei unter den Weibern die, die mich geboren hat** (Apok. Baruch 54, 10). Im Johannesevangelium ist ein Wort des Jesus an seine Mutter mitgeteilt, das kaum als historisch in Betracht fällt, das aber treffend den Zustand innerer Loslösung von der Muttergebundenheit bei Jesus in einem Situationsgespräch ausprägt; an der Hochzeit zu Kana, unmittelbar vor der Weinverwandlung, legt die Mutter des Jesus aus ihren hausfraulichen Fürsorgegefühlen ein Wort ein für das Gesinde, wird aber von ihrem Sohne angeherrscht: **Weib, das geht mich an, nicht dich!** (Joh 2, 4). Dasselbe vierte Evangelium stellt auch die Mutter Jesu unter das Kreuz (Joh 19, 25) und fügt daran den für die eingetretene Idealisierung zeugenden Vers: **Da nun Jesus seine Mutter sah, und den Jünger dabei stehen, den er lieb hatte, sagte er zu der Mutter: Weib, hier ist dein Sohn! Darauf sagte er zu dem Jünger: Hier ist deine Mutter!** Im Lieblingsjünger nimmt unter dem Kreuz die Urgemeinde die Jesusmutter zu sich! Es kann nun hier so gut wie schon vorher bei der Hochzeit von Kana der vierte Evangelist sich bereits im Banne der Anschauung befunden haben, die „Mutter Jesu“ sei die evangelische Gemeinde. Der Verweis in Kana wäre dann bereits kultlich aufzufassen, der sittliche Anstoß der schroffen Abfertigung der Mutter durch den Sohn wie auch die sie herausfordernde Einmischung der Mutter fiele dahin. Sicher ist, daß bei Johannes die Mutter Jesu sich dem Heiligentyp genähert hat. Aber bereits vorher hat Lukas ihr diese neue Stellung angewiesen. Bei der ersten Versammlung der noch unergänzten elf Jünger nach der Himmelfahrt vermerkt er ausdrücklich: — im Obergemach, in dem sie sich zu versammeln pflegten, sei zugleich mit der Gemeindeleitung auch die Familie des Auferstandenen anwesend gewesen: **Diese alle beharrten da einmütig mit Frauen zusammen im Gebet und mit Maria, der Mutter des Jesus, und mit seinen Brüdern** (AG 1, 14). Lukas ist der einzige Evangelist, der die Jesusmutter mit ihrem Eigennamen nennt (abgesehen von der Geburtsgeschichte bei Matthäus, 1, 16. 18. 2, 11). In seiner

Geburtsgeschichte gibt Lukas einen anschaulichen Begriff von der beginnenden Mutterverehrung im urchristlichen Jesusgottesdienste. Vor allem wird ihr ein gottesdienstlicher Hymnus, das *Magnificat*, auf die Lippen gelegt (Lk 1, 46—55), das sie mit gesegnetem Leibe singt. Aber auch sonst geben diese Eingangskapitel des dritten Evangelisten einen anziehenden Anblick des Weihnachtszaubers, in dessen Mittelpunkt die begnadete Gottesbraut als engelbegrüßte Mutter erstrahlt (Lk 1, 26—38. 2, 1—20. 48). Derselbe Lukas legt Verständnis für die mütterlichen Eigenschaften der Urgemeinde an den Tag; sie ist die eigentliche Hauptperson seiner Erzählung. Aus ihr treten wie aus einem Mutterschoße immer wieder neue Gotteskinder, die sie geboren hat, in die Welt ein — dies ist der eigentliche Sinn seiner Apostelgeschichte. Die Bekehrung des Paulus bietet nur das besonders hervorragende Beispiel einer solchen Geburt: **Geh, das Mittel einer Wahl ist mir dieser!** (AG 9, 15). Für die noch bevorstehenden, sehr notwendigen Erklärungen, wie die Urgemeinde aus religionssoziologischen (und nicht nur theologischen) Motiven sich bildete, wird die Forschung an Lukas ihre beste Quelle haben. In der Tat, dieser **Lukas, der Arzt** (Col 4, 14) und **Mitarbeiter** des Paulus (Philemon 24), auf den die vertrauenerweckenden Bestandteile der nach ihm sich nennenden beiden Schriften wirklich zurückgehen mögen, da sie zweifellos aus alten und guten Quellen schöpfen, scheint einen starken Spürsinn für die gesellschafterzeugenden Vorgänge innerhalb der urchristlichen Anfänge besessen zu haben, weshalb bei ihm weitaus am meisten über *Familie* und *Frauen* für den Umgang des Jesus zu erfahren ist.

Mehr noch als dieses zarte Zuehrenkommen der Christusmutter im Andenken der Urgemeinde spricht die historische Stellung, die Jakobus, zubenannt der *Gerechte*, als leiblicher Bruder des Jesus in ihr eingenommen hat, für das Aufgehen der Jesusfamilie in ihr. Paulus nennt ihn in seinen Briefen viermal (1 Kor 15, 7; Gal 1, 19. 2, 9. 12). Nachher nennen ihn die Evangelien gelegentlich mit Namen (Mt 13, 55; Mk 6, 3), ebenso die Apostelgeschichte (AG 12, 17. 15, 13. 21, 18). Einer der katholischen Briefe nennt sich nach ihm (Jakobusbrief). Die Kirchenväter be-

schäftigen sich immer wieder mit dem *Herrnbruder* in ihren Erörterungen über die Menschwerdung Christi; außerdem nahmen sie das Gerücht ernst, es seien zwei Brudersöhne Jesu am Kaiserhofe Domitians als angebliche Prätendenten verhört worden.

2.

Wir betrachten nun die familiären Züge im jesuischen Gottesreich. Anzuknüpfen haben wir an die Antwort, die Jesus in der von uns betrachteten biographischen Situation seiner nach ihm sich erkundigenden Familie erteilen läßt, als er sich weigerte, sie wiederzusehen: **Er antwortete und sprach: Wer ist meine Mutter und meine Brüder? Und er blickte um sich über diejenigen hinweg, die um ihn herum im Kreise saßen, und sagte: Siehe, das da ist mir Mutter und sind mir Brüder. Wer nur den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter!** (Mk 3, 33 ff. Mt 12, 48 ff. Lk 8, 21). Ebenso wird jene lukanische Seligpreisung der Mutter Jesu aus begeistertem Frauenmunde durch die Entgegnung ihres Sohnes überboten: **Selig diejenigen, die Gottes Wort hören und bewahren!** (Lk 11, 28). Auch sonst wäre Jesus laut Ueberlieferung nicht davor zurückgescheut, andere von ihrer Familie abwendig zu machen: **Zu einem andern aber sagte er: Folge mir nach! Der aber sprach: Erlaube mir, erst hin zu gehen und meinen Vater zu begraben. Er aber sagte zu ihm: Laß die Toten ihre Toten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes! Noch ein anderer aber sagte: Ich will dir nachfolgen, Herr; erst aber laß mich denen zu Hause Lebewohl sagen. Jesus aber sagte zu ihm: Niemand, der die Hand an den Pflug legt und den Blick rückwärts wendet, ist geschickt für das Reich Gottes!** (Lk 9, 59—62). Der Loslösung von der Familie, die Jesus gemäß seinem Beispiel auch von andern fordert, tritt der Verzicht auf irdischen Besitz zur Seite. Sie gehen Hand in Hand noch mit der Ehelosigkeit, die Jesus keineswegs von andern erwartete, doch selber befolgte. Alles dies legt den Grund zu der späteren einseitigen Weltverneinung, die das christliche Bekenntnis zu einem asketischen Stande erhob — und wo nun die Familienzugehörigkeit geradezu untersagt wird, weil sie unvereinbar sei mit dem

Reiche Gottes. **Ich bin gekommen zu entzweien einen Menschen** — heißt es da im Anschluß an eine strenge Stelle bei Micha (7, 6) **mit seinem Vater, die Tochter mit ihrer Mutter, die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter — und seine eigenen Leute werden des Menschen Feinde sein!** (Mt 10, 35) — und dann wird fortgefahren: **Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist mein nicht wert; und wer Sohn und Tochter mehr liebt als mich, ist mein nicht wert!** (Mt 10, 37). Dem Lukas eigentümlich ist dann noch eine verschärfte Form gegen die Familienpietät: **Es zogen große Massen mit ihm, und er kehrte sich um und sprach zu ihnen: Wenn einer zu mir kommt und haßt nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, ja sein eigenes Leben, so kann er nicht mein Jünger sein!** (Lk 14, 26). Hier ist nun sogar auch die letzte Folge gezogen, und die Verstoßung selbst der Ehefrau und der mit ihr erzeugten Kinder gefordert und damit die Bahn der asketischen Abkehr von der Welt eingeschlagen, die im Urchristentum um Paulus herum aufkam. Wie menschlich mutete dagegen der alte Micha an, der die Vorsicht gegen die Ehefrau anempfiehlt, ohne an eine Trennung von ihr zu denken: **Mißtraut dem Freund, verlaßt euch nicht auf einen guten Bekannten! Hüte die Pforten deines Mundes selbst vor der, die an deinem Busen liegt!** (Micha 7, 5). So läßt sich denn nicht verkennen, daß die letztangeführten Jesussprüche sich in den weltabgewandten Tendenzen der Urgemeinde verhärtet haben und abzulösen sind, wenn wir die echte Gesinnung des Jesus zu erkennen wünschen.

Vielmehr hat die warme Atmosphäre genossenen Familienlebens in Jesus weiter gewirkt, indem sie ihn in seine freigewählte Wirksamkeit hinausgeleitete und seine Botschaft mit lebhaften häuslichen Farben und Tönen erfüllte. Der ungeheure Ernst einer neuen, schöpferischen Gottesinbrunst teilte sich in die drei großen Religionsgedanken, welche den jesuischen Gotteshaushalt erfüllen und tragen:

die Liebe zu einem Vater,
die Liebe zu Brüdern,
die Liebe zu Kindern.

Diese drei Rubriken ergeben die symbolischen Familienmerkmale seiner Verkündigung.

Die Liebe, die Kinder einem Vater entgegenbringen, mit der unbeabsichtigten Rückwirkung, daß sie infolgedessen unter sich mit derselben Liebe verbunden sind, hat Jesus dazu geführt, ein Liebesgebot zum mittelsten Hauptgebot seiner evangelischen Lebenslehre zu erheben. Jenes Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe ist wörtlich aus dem alten Testament herüber genommen, und das hat eine abfällige Beurteilung verstärkt, die sich am Eros des antiken Heidentums orientiert und deshalb glaubte, die Echtheit des Christentums schon in seinen Wurzelkeimen anzweifeln zu müssen, weil echte Liebe sich nicht herbeibefehlen lasse und von vorneherein verdächtig sei, sobald sie in der Rüstung des Imperativs einherschreite. Eine geschichtliche Jesuswürdigung wird aber in unserem Falle gewonnen aus der Hidschra-Spur, also unter Beachtung der „Lossagung vom eigenen Blut" bei einem Religionsurheber. Dieser Austritt aus der Blutsverwandtschaft führte bei Jesus auf eine Emporsteigerung des Familiensinns ins Göttliche. Da spricht man denn mit der Gewohnheit wohl besser als von der Kindes-Pflicht vom Kindes-Trieb, den Vater zu lieben. Die Gefühle des Kindes für den Vater sind gewiß nicht allzu sehr vergewaltigt und in ihrer Entfaltung gehemmt durch die ordnungsmäßige Selbstverständlichkeit, daß sich solche Gefühle des Kindes für den Vater ziemen und man sie also vom Kinde fordern kann. Da nun Jesus sich nach Mitteln umsah, um sein Vatersymbol in seiner Gottesverkündigung eindrücklich zu machen, brauchte er gewiß nicht zu zögern, als es ihn ankam, diesen aus dem fünften und dem dritten Buch Mose (Deuteronomium und Levitikus) zusammengesetzten Spruch zu verwenden: **Und es kommt einer von den Schriftgelehrten, der diese Streitreden angehört hatte, und da er wußte, daß Jesus gut geantwortet hatte, fragte er ihn, welches Gebot an erster Stelle steht. Jesus gab zur Antwort: Das erste ist, — höre Israel, der Herr unser Gott ist alleiniger Herr, und du wirst lieben den Herrn deinen Gott aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Geiste, aus deiner ganzen Kraft. Das zweite ist: Du wirst lieben deinen Nächsten wie dich selbst. Ein anderes Gebot, das größer wäre als dieses, gibt es nicht. Und der Schrift-**

gelehrte sagt zu ihm: Wohl, Meister, mit Fug sagst du, es sei das einzige, und gebe ein anderes nicht außer dieses — als eben, ihn zu lieben von ganzem Herzen, von ganzem Verstande und mit voller Kraft, und den Nächsten lieben wie sich selbst, das wiegt schwerer als alle Brandopfer und Schlachtopfer. Und als Jesus sah, daß er weise geantwortet hatte, sagte er zu ihm: Du bist nicht weit vom Reich Gottes. Und niemand wagte mehr Fragen an ihn zu richten. (Mk 12, 28—34). Hier ist diese Liebesforderung als Hauptgebot im heikeln theologischen Lehrgespräch aufgestellt. Zwei Gesetzesstellen sind dabei vereinigt — die Gottesliebe (Deut. 6, 4 f.) und die Nächstenliebe (Lev 19, 18). Die Tatsache streitbarer Auseinandersetzung muß mit in Anschlag gebracht werden. Denn an anderer Stelle, wo es sich nur um die Unterweisung im eigenen Kreise handelt, bezieht sich die Liebesforderung nur auf das zweite Glied, auf die Nächstenliebe: **Ihr habt gehört, es ist gesagt, du wirst deinen Nächsten lieben und deinen Feind wirst du hassen. Ich aber sage euch, liebet eure Feinde und bittet für sie, die euch verfolgen, auf daß ihr Söhne werdet eueres Vaters in den Himmeln!** (Mt 5, 43—45a). Hier mündet dieser Liebesbefehl wörtlich in das göttliche Familiengefühl aus. Aber auch in der obern Stelle klingen Vorbehalte mit an, wenn Jesus hervorhebt, unter den Geboten sei dieses das höchste und wichtigste, und dessen Erfüllung versetze „nicht weit vom Reiche Gottes“, (Mk 12, 34), also noch nicht mitten hinein. Gedenkt man der Gesetzeskritik, aus der das Evangelium wesentlich besteht bis zur Aufhebung der mosaischen Autorität, so schwächt das jene Gesamteinrede, das Christentum habe dem Wesen der Liebe zuwider ihre Befehlbarkeit zur Grundlage seiner Verkündigung genommen, bis zur Belanglosigkeit ab. Ist ein Mensch oder eine Gemeinschaft wirklich in Gott aufgegangen, also daß echte Religion (= *Bindung* des Menschen an Gott) zustande kommt, dann ist in der Richtung auf Gott zu jeder menschliche Wille ausgeschaltet. Von Jesus als seinem seelischen Urheber her ist das Christentum in keinem Augenblick eine *Willensreligion* je gewesen.

Der alttestamentliche Gott, der richtet und rächt, in dessen Banne noch Johannes der Täufer stand, wird bei Jesus durch den

gütigen Vatergott ersetzt. **Ihr sollt also vollkommen sein, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist!** (Mt 5, 48). Es fragt sich, ob der griechische Ausdruck, der nur bei Matthäus, und bei ihm nur noch einmal (19, 21) vorkommt, eine Uebersetzung des semitischen „Tamim“ sein könnte. In diesem Falle wäre etwa an den Sinn: „auf das Ende abzielend“ zu denken — und dann würde sich freilich des weiteren fragen, ob nicht dieses Wort unter der Enderwartung stehe und eschatologisch zu deuten sei, etwa so: „Ihr werdet in den Endzustand eintreten, wie euer Vater im Himmel sich im Endzustande befindet“. Das wäre dann freilich rein nur organisch und nicht zeitlich zukünftig aufzufassen. *Seid zuverlässig, wie euer Vater im Himmel zuverlässig ist* — das ist der gemeinte Sinn. Mit einigem Recht ist jedenfalls auf den jüdischen Charakter dieses wichtigen Ausspruchs hingewiesen und davor gewarnt worden, ihn voreilig in das Licht des griechischen Vollkommenheitsbegriffs zu schieben. Der Gedankenwelt des Jesus liegt jedes theoretische oder abstrakte Ideal fern. Irgendeine idealistische Konstruktion von Tugend, wie sie vor allem Ziel der stoischen Philosophie gewesen ist, wäre seinem Sinn unzugänglich geblieben. Was er unter Vollkommenheit versteht, ist äußerste Ausbildung, ja willensmäßige Ausnützung vorhandener Wirklichkeitsansätze. Das unaufhaltsame Auswachsen göttlicher Seelenkräfte führt Vollkommenheit herbei. Beseeltes Wesen ist göttlich; wo es vorhanden ist, muß es wachsend weiter sprießen, bis es den Wesensgrad Gottes erreicht hat, der ganz nur Seele ist. Dies ist zweifellos der Inhalt des Spruchs, sofern er sich auf Begriffe abziehen läßt. Was ihm seinen zentralen Wert verleiht, ist der schöpferische Gedanke des religiösen Integrals. Integrieren heißt in der Mathematik *ganz machen.* In der Religion heißt es: jede noch vorhandene Hemmung der Kräfte aus dem Wege räumen, damit der letzte Grad urbildlicher Formung, die einem Organ seiner Anlage nach beschieden ist, auf dem Wege des in diese Form Hineinwachsens erreicht werden kann. Jesus hat gerade diesem Gedanken, eben weil er den mittelsten Kern seiner Auffassung von Gott und Mensch trifft, in den Wachstumgleichnissen (Mt 13, 3 ff. 24 ff. 31 f. 33 f.) noch besondere Sinnbilderzählungen

gewidmet. Durch diese wird es erst recht deutlich, daß er mit seinem Befehl zur Vollkommenheit — denn ein solcher ist unser Spruch, — nur das Gebiet des Charakters in seinem täglichen Gegenwartszustande und keinerlei ideologische (volkserzieherische) Zwecke im Auge hat: der Mensch drängt seiner Natur nach zu Gott. Er soll sich ja so sehr als möglich drängen lassen! Vollkommen sein heißt also, der eigenen Natur treu sein, dafür sorgen, daß das Seelische am Menschen heil und unversehrt bleibe. Damit ist zweifellos der Gedanke aufgegriffen, der mit der semitischen Wortwurzel TMM (*ganz*) durch das Alte Testament geht. Nur legt sich Jesus nicht auf den *unsträflichen Wandel* (z. B. Ps 73, 13. 119, 9) fest, sondern läßt zur Erlangung von Vollkommenheit alle Türen offen stehen.

Nun scheint der kosmische Einbruch des jüngsten Gerichts umgangen durch den Vorschlag zu sofortiger sittlicher Selbstformung; in Vertiefung und Steigerung der Reuetaufe und ihrer Enderwartung gilt es, sich so einzustellen, daß man *werde*, was Gott *sei* — ein Tiefsinn, der bei Lukas, um die Verständlichkeit zu sichern, geopfert wurde, wenn es dort heißt: **Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist** (Lk 6, 36). Hier ist Gott schlechthin *Vater* genannt und nicht von einem irdischen und menschlichen durch das Beiwort *himmlisch* unterschieden. Die Uebereinstimmung von Vollkommenheit und hilfreicher Güte, wieder im Vorstellungskreis der Familienmerkmale, erfolgt dann noch in einem Worte von überquellender Menschlichkeit, in der Bergpredigt: **Oder ist unter euch ein Mensch denkbar, der, wenn sein Sohn um Brot bittet, ihm einen Stein, oder wenn er ihn um einen Fisch bittet, ihm eine Schlange reichen wird?** (Mt 7, 9 f.). Die langmütige, stets neu verzeihende Güte Gottvaters liefert ja auch den Gleichnisreden den leitenden Gedanken. Die Wachstumsgleichnisse, wonach die Fülle des Guten das Böse überwächst (Mt 13) und die Verzeihungsgleichnisse vom verlorenen Groschen, Schaf und Sohn (Lk 15) malen einzig und allein diesen Gedanken aus. Es ist Güte da, und zwar ist sie gegen das Böse gemessen in der Ueberzahl vorhanden. Namentlich ist die Liebesgesinnung des göttlichen Vaters eben im Gleichnis vom verlorenen Sohn an einer

ergreifenden Parabel aus dem bürgerlichen Familienleben versinnbildlicht. Sohn und Söhne Gottes sind in der synoptischen Welt überhaupt wie Subjekt so Objekt des Verkehrs zwischen Gott und Menschen.

3.

Das Reich Gottes als Verein von Vater und Kindern, die unter sich wieder Geschwister sind, das ist bei Jesus seine Natur. Es stellt sich uns im Symbol vom göttlichen Familienreich durchaus schon das Seelenleben des Ungetauften dar. Wir haben seinen *Hausglauben* vor uns, wie er aus keiner Zeit seines Lebens, auch aus der frühesten nicht, wegzudenken ist. Lukas hat ja eine Erzählung aus der Knabenzeit aufbehalten. Unter den die Glaubwürdigkeit beeinträchtigenden unjüdischen Seitenstücken, auch indischen, ist die ägyptische Legende vom zwölfjährigen Si-Usire, der im Ptah-Tempel von Memphis die Schreiber des Lehrhauses ausstach, besonders auffallend. Dennoch möchten wir der dabei gewechselten Zwiesprache Erwähnung tun. Auf einer Festwallfahrt kommt der Junge den Eltern abhanden, sie suchen und finden ihn im Tempel in der erwähnten Situation. **Und als sie ihn sahen, wurden sie betroffen, und seine Mutter sprach zu ihm: Kind, warum hast du uns das getan? Siehe dein Vater und ich suchen dich mit Schmerzen. Da sprach er zu ihnen: Wie konntet ihr mich suchen? Wußtet ihr nicht, daß ich im Hause meines Vaters sein muß? Und sie verstanden das Wort nicht, das er zu ihnen redete** (Lk 2, 48 ff.). Es wird noch beigefügt, er sei mit ihnen heimgekehrt — **und war ihnen untertan** (Lk 2, 51). Auch da klingt der Unterton mit: „Dein Vater Joseph = mein Vater Gott!“ Die an sich geschichtlich nicht haltbare Anekdote vermittelt eine lebendige Anschauung vom Glauben der Urgemeinde als einem ausgeprägten Hausglauben.

Alle Religion entsprießt irgendwie elterlichen Wurzeln. Die Mutterkulte entziehen sich unserm unmittelbaren Urteil, einen ausgenommen. Er gilt der Jesusmutter und erfüllt den katholischen Teil der heutigen Jesusreligion in seiner östlichen wie westlichen Hälfte. Der andere Elternteil des Christentums, der Vaterteil, ist sein eigentlich historisches Wurzelstück. Es wurzelt in der Ge-

sinnung des irdischen Jesus, in seinem inbrünstigen Erlebnis Gottes als eines gütigen Vaters und Königs. Mit diesem seelischen Besitz, den er mitzuteilen die Begabung besaß, ist aus dem apokalyptischen Religionsgute die abstrakte Herrschaft der *Chokma*, die Ueberzeugungsgewißheit von der richtigen gottgeschenkten Bildung und Einsicht verdrängt worden, und an ihre Stelle trat ein ausgesprochen religiöses Prinzip, nicht ein bloßes Verhalten und Wissen: — das Ergriffensein von einer Macht, die von außen und oben kam, die vorher da war, als man selbst — zu der hinauf man sich auch nicht etwa entwickeln konnte aus eigener Kraft und Willensanstrengung — vielmehr eine Macht, die niemals der Seele ein von ihr ins Auge gefaßtes Ziel bedeuten kann, weil sie ihrer nur bewußt wird in dem Augenblick, da sie sich von der unwiderstehlichen Gewalt einer auf sie entfallenden Wahl an einen weichen, hegenden Busen emporgehoben spürt. Dieser Glaube, zu dem Jesus nach der Taufe durchfand, enthält seine unvergleichliche religiöse Schöpfung, die innere Grundlegung des Christentums auf Erden. Religionsgeschichtlich geschah da etwas überhaupt Neues.

Warum hat der Jesusglaube an den gütigen Vatergott im Himmel seinesgleichen nicht unter den andern Weltreligionen? Gab es unter ihnen denn nicht Vaterreligionen? Ja, sind sie es bis zu einem gewissen Grade nicht alle? Muß auch, so allgemein gestellt, eine solche bejaht werden, so noch mehr verneint, sobald man das Wesentliche am jesuischen Gottvaterglauben in Vergleichung mit andern Religionen ermißt. Wohin man blickt, wird das außermenschliche Numen neben Mutter auch Vater genannt: **Die sagen zum Baum: Mein Vater — und zum Stein: Du gebarst mich!** (Jer 2, 27). Der Gottvaterglaube ist aber sonst überall ein Auswuchs der Naturreligion; aus ihr hat er in die höheren Religionen seinen Einzug gehalten. Der Same, der aufging, ist ein Wunder der Güte! Ja. Aber in jedem Wachstum wird auch der Same verschlungen. Wo das religiöse Erlebnis im Heidentum sich persönlich vertieft und somit tragisch wird, mordet der Sohn den Vater. In Griechenland wird heute noch zwischen Parnaß und Liwadia der Kreuzweg gezeigt, wo Oedipus seinen Erzeuger

Lajos erschlug. Grausam lächelt die Sphynx! Diesem Lächeln liegt eine Naturerfahrung zugrunde. Gar nichts dieser Art findet sich bei Jesus, so sehr wir anderwärts ihn dem Natursinn des galiläischen Volkes annähern dürfen. Sein Vaterglaube war eben Glaube, somit das Gegenteil eines Rückschlusses aus tatsächlich dinglich feststellbarer Sacherfahrung. Glaube führt außerhalb jeglicher grober Wahrnehmbarkeit und somit niemals auf dem Wege sinnlicher Ertastung eine unerschütterliche Gewißheit herbei, die dadurch zustande kommt, daß Ahnung sich zu seelischer Wirklichkeit verdichtet. Jesus war nach der Andeutung der Texte Vaterwaise. Aus der Sehnsucht nach dem Entrissenen oder auch aus den Enttäuschungen, die ihm im eigenen Vatererlebnis erwuchsen, schuf sich ihm sein Glaube an Gott als den gütigen und mächtigen Oberherrn über das menschliche Schicksal. Da seine Weltauffassung im antiken Oikosraume aufging, konnte dieser Vaterglaube sich ungehindert auf die Kräfte des Kosmos verteilen, obschon das Wachstumsprinzip der Naturreligion an ihm von vorneherein seinen äußersten Widerpart fand. Wie sehr die Welt dem Altertum häuslicher Raum war, sehen wir schon aus dem „Ethos“ bei Homer, welcher Ausdruck *Roßstall* oder *Pferdepferch* und somit den Leberaum der Sippe bedeutet. Ethisch erscheint die Welt den Alten in dem Maße, als sich ihnen der Himmel über dem Haupte als Hausdach wölbt. Von da her empfängt auch der Vaterglaube bei Jesus seine uns willkommene Beleuchtung.

DRITTER ABSCHNITT.
Jesus im Banne des Reuetäufers.

Jesus besaß ein ihm eigentümliches Seelenleben. **Trotz alledem bleibe ich stets bei dir — du hältst mich an der rechten Hand. Wen habe ich im Himmel — und wonach steht mein Sinn auf Erden? Mir ist Gottes Nähe köstlich. In den Herrn Jahwe hab ich meine Zuflucht gesetzt!** (Ps 73, 23. 25. 28). Nehmen wir ruhig an, diese

Frömmigkeit sei ihm in Fleisch und Blut übergegangen, zur Natur geworden! Zu seiner natürlichen Mitgift kam nun eben jenes andere hinzu, nämlich sein Schicksal. Es erwuchs aus seiner jähen Berührung mit dem zeitgenössischen Seelenaufruhr, der in Judäa erbrauste. Wir greifen damit wieder auf sein Verhältnis zu Johannes dem Täufer zurück.

1.

Durch den Tatruf des Täufers mochte sich Jesus in den folgenden innern Zwiespalt getrieben sehen. Er selbst hatte zwei Dinge nicht außer acht gelassen, die sorgenverursachenden (wirtschaftlichen) Schwierigkeiten des Daseins und die Bosheit des menschlichen Tuns; in ihm selbst aber wirkte eine entgegengesetzte Weltauffassung. Wer irreführendem äußerem Augenschein unerschrocken die Spitze bot, der besaß den **Glauben, der Berge versetzte** (Mk 11, 23. Mt 17, 20. 21, 21). Steckte die Welt voller Teufel, so war sie doch Gottes. Weil die Dinge der Erde nicht aus sich selber ihre Entscheidung fanden, sondern weil unbegrenzte Güte hinter und über den menschlichen Entscheidungen waltete, mußten die Spuren dieser auf Erden noch in der Minderheit befindlichen göttlichen Güte in ihrem Anschluß an die ausschlaggebenden Verhältnisse des ganzen Weltalls eingeschätzt werden. Auch dann, wenn jenes beides eintrat — einmal daß man äußerlich sein Dasein nicht mehr zu fristen vermochte (Mt 6, 34), — sodann daß man der Schlechtigkeit der Mitmenschen nicht mehr gewachsen war (Mt 7, 11)! Zu dieser Prüfung seines Glaubens sollte es kommen, als Jesus einen Einblick erhielt in das Wesen der johannischen Taufbewegung. Er war in seiner galiläischen Heimat mitten in allem Ernste des Lebens, umgeben von der Not und dem Elend, dem er vielleicht schon damals ein lindernder Heiland zu sein trachtete, ein seliger Mensch gewesen, — das gehorsame und gläubige Kind seines Gottvaters.

Man konnte jedoch das alte prophetische Erbe, wie es schriftlich niedergelegt war, mit engerer Anlehnung an den bedrohlichen Herrschaftsglauben der Väter belegen; das nun eben versuchte Johannes. **Legt die Sichel an, denn die Ernte ist gereift! Kommt und**

stampft, denn die Kelter ist gefüllt! Die Kufen strömen über, ihre Missetat ist groß! (Joel 4, 13). Oder noch unheimlicher: **Wer ist der, der von Edom herkommt — in hochroten Kleidern von Bosra? Dieser da, prächtig geschmückt mit seinem Gewand — einherschreitend in der Fülle seiner Kraft? Ich bins, der Gerechtigkeit verheißt, der Macht hat zu erretten! Warum ist Rot an deinem Gewand und sind deine Kleider wie die eines, der die Kelter tritt?** (Jes 63, 1 ff.). Aber herrschte nicht derselbe Gegensatz, den Jesus gegen ein gewalttätiges Gotteswesen empfand, auch in der Bibel selber? Enthielt nicht dasselbe Jesajabuch, an dessen Ende jener schreckliche Erguß von dem über Edom verhängten Rachetag tobte, zum Glück auch die Botschaft vom leidenden Knecht? (Jes 53). Und entströmten dem Psalter nicht liebliche Töne von Jahwe, dem Guten Hirten mit dem Führerstab auf grüner Aue? (Ps. 23). Das mußte doch wieder im Glauben an den liebenden Gottvater bestärken. Was dagegen Johannes verkündete, lag in einer von Liebe abgewendeten Richtung; an ihrem Ende drohte unabwendbar der Gott der Rache. Gefährdete somit die Taufbewegung nicht gerade das wichtigste für das erwartete Reich Gottes, das im Anzuge war? **Und der Wolf wird neben dem Lamme wohnen und der Pardel neben dem Böcklein lagern — und Rind und Löwe und Mastvieh werden zusammen weiden und ihre Jungen neben einander legen — und ein kleiner Knabe wird sie leiten!** (Jes 11, 6 f.). Warum knüpfte der Täufer nicht an die unschuldige, das Leben schützende Seite der nationalen Religionsüberlieferung an, sondern an die drohende und vernichtende? Erwuchs also der alten Psalmenseligkeit in der Gerichtsansage nicht ein Feind? Mit dieser Frage, von der wir annehmen, sie habe Jesus im Tiefsten beschäftigt, wird das Element der Seele des Jesus erschaut.

Es wäre verfehlt, die Verkündigung der Gerechtigkeit im Munde Jesu für eine Anleihe zu halten, die er bei Johannes aufgenommen hätte. Er besaß den Sinn für die Gerechtigkeit auch, aber er besaß darüber hinaus das Höhere noch, den Liebessinn. Zum Wesen der von Jesus verkündeten Liebe gehörte es aber — im Unterschiede von jeder noch so geschlechtbefreiten Regung

des heidnischen Eros —, daß sie die Gerechtigkeit zur Unterlage hatte. Auch der Lohngedanke durchzieht die Gedankenwelt des Jesus wesentlich. **Gott läßt regnen über Gerechte und Ungerechte!** (Mt 5, 45). **Selig, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgten** (Mt 5, 10). **Hütet euch euere Gerechtigkeit vor den Menschen auszuüben, um von ihnen gesehen zu werden, wo anders, so habt ihr euern Lohn dahin bei euerm Vater im Himmel!** (Mt 6, 1). Bei Matthäus steht die Forderung der Gerechtigkeit unter dem entspannten Willen. Das erste Evangelium enthält diese Forderung auf Willenslockerung sogar in ihrem denkbar schärfsten Grade: **Ich sage euch aber, daß ihr dem Schlechten keinen Widerstand entgegensetzen sollt!** (Mt 5, 39). Weiter konnte sich Jesus nicht von Johannes entfernen; denn dessen Mitleid mit dem Volk beruhte im Rechtsgefühl. Ganz zu schweigen von der angeblichen Aehnlichkeit der Jesusbotschaft mit gewissen Sprüchen der Rabbinen, die immer nur ein herrschendes allgemeines Rechtsempfinden zur Voraussetzung haben, mit Entschädigungsansprüchen im Hintergrunde. Nichts von dem in dieser Jesusstelle (Mt 5, 39); sie verkündet die königliche Souveränität und Autonomie der Liebeskraft. Hier lebt und bebt der starke Lebensnerv des gesamten Urchristentums. Der geforderte Willensverzicht leistet zweifellos der Ungerechtigkeit Vorschub; er läßt der Bildung von Zuständen freien Lauf, die dem Rechte hohnsprechen und auch den Dahinfall jeder Sittlichkeit in die Wege leiten. So besteht denn kein Zweifel: Jesus stellt sich außerhalb der Moral, wenn es sich um die Entscheidung handelt, ob eben sie, die Moral, oder das freifühlende Ermessen der Zuneigung und Hingabe zu überwiegen habe. Der göttliche Endrichter ist nicht in die Bergpredigt eingedrungen. Jedoch überlege man, zu welcher seelischen Spannung das führen muß: Feindschaft gegen den Satan bis aufs Messer — und dabei die widerstandslose Duldung der bösen Menschen, wenn sie ihr Unwesen treiben! Wie reimt sich das? Tod dem Teufel, die teuflischen Menschen hingegen lasse man gewähren! Wieder hilft ein religionsgeschichtliches Vorgehen aus der Verlegenheit. Das Verhältnis zur apokalyptischen Drohung schärfte Jesus den Blick, um die ungeheure Wage im Gleichge-

wicht ihres stillgelegten, für den Augenblick aufgehobenen Schwankens greifbar vor sich zu sehen; auf ihr schwebten die Mächte der Welt in gleichschwerer Verteilung, um bei jeder gegenteiligen Berührung einseitig auszuschlagen. Diese Naturwage des Schicksals hatte gleichermaßen Herakleitos der Dunkle von Ephesos vor Augen in dem tiefsinnigen Ausspruch: „Was der Glaubwürdigste erkennt und festhält, ist doch nur Glaubenssache. Aber die Lügenschmiede und ihre Eideshelfer wird doch auch Dike zu fassen wissen. Die Sonne wird ihre Maße nicht überschreiten, sonst werden sie die Erynnien, die Schergen der Dike, ausfindig machen“ (bei Diels Nr. 28. 94). Wie das? — dort die chthonische Urmutter Dike, bei Jesus der liebende Gottvater? Diese Form von innewohnender Gerechtigkeit innerhalb menschlicher Brust hatte mit Willensentschlüssen und Tathandlungen und Rechtsgrundsätzen gar nichts mehr zu tun. Sie war weit eher ein Naturvorgang wie Regen und Sonnenschein; denn gleich diesen steigen im Menschen die reinen Instinkte unwillkürlich und höchstens vorgeahnt an den Tag. Ganz anders stand es mit der Gerechtigkeit des Täufers. **Jeder Baum, der nicht gute Frucht bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen!** (Mt 3, 10). Wenn die Urgemeinde ein solches Wort ursprünglich dem Täufer zuwies, so war sie besser beraten als neuere Formanalytiker, die meinen, es sei da ein Jesusspruch auf den Täufer vordatiert worden. Der minderwertige Baum wird in eine Zweckhandlung einbezogen; an seiner Wurzel liegt das scharfe Beil, um ihn umzuhauen. Und da ist denn das sittliche Verhalten unzweifelhaft der apokalyptischen Enderwartung unterstellt und auf das Endgericht hin — abgezweckt. So dürfte einleuchten, daß sich bei Johannes die theatralische Plötzlichkeit *des Tages* mit der schmetternden Gerichtsposaune vollzog, als etwas durchaus Oeffentliches und Lautes, etwas für die Gasse und den Markt.

Ueberhaupt mochte dieses Wort vom *unfruchtbaren Baum*, der nur noch dazu gut sei, abgehauen und ins Feuer geworfen zu werden, proverbiales Allgemeingut der zeitgenössischen rabbinischen Bildung sein. Im Munde der apokalyptischen Prophetie erhielt es seine emphatische Verwendung. Man müßte des wei-

teren wissen, was zu erfahren uns ewig versagt bleibt, wie nahe sich im Augenblicke ihres Beisammenseins der Täufer und Jesus gekommen sind, ob zur Zeit der Aufnahme des Jesus in den johannischen Taufbund sie eine antik zu beurteilende, wiewohl herbe und keusche Männerfreundschaft verband oder wie weit die innern Vorbehalte bei Jesus sich auch in einer persönlichen Zurückhaltung zeigten. Aber schweigt die Ueberlieferung wie so oft, so auch an dieser besonders weitklaffenden Lücke, so wollen wir uns nicht der Unterlassung schuldig machen, sie da zu überhören, wo sie über das Verhältnis des Jesus zum Täufer wirklich etwas aussagt. Namentlich im Matthäusevangelium ist Johannes ein posthumes Nachleben eingeräumt, dem eine ganze Anzahl gelegentlich eingestreuter Sprüche zum Denkmale dient. Diese Sprüche erscheinen uns zu wertvoll, um auch sie nur zur Beute einer mikroskopischen Kommabesichtigung werden zu lassen. Um so mehr als die von uns empfohlene psychologische Methode hier innerhalb der synoptischen Auslegung ein Arbeitsfeld findet, das ihrer ganzen Art, sich zu betätigen, in besonderer Weise entgegenkommt.

2.

Die formgeschichtliche Schule der synoptischen Forschung gibt zu, ihr Weg, den sie selbst einschlägt und andern vorschlägt, müsse letzten Endes am irdischen Jesus vorbeiführen. Die behutsame Gewissenhaftigkeit, die drei ersten Evangelien mit dem kritischen Staubsauger in den höchst möglichen Zustand von Reinlichkeit zu versetzen, verscheucht aber das Bild, das Lebensbild, das allen gläubigen Bibellesern bis anhin immer noch aus den Evangelien entgegenwuchs. Tauscht aber die Formanalyse gegen jene unhistorische Dogmatik der kirchlichen mit ihrer historischen Kritik nicht auch nur wieder eine unhistorische, jedenfalls eine noch unbewiesene Einbildung aus, wenn sie es für unwissenschaftlich erklärt, im Grundriß des Markusevangeliums eben doch die noch erkennbaren, wenn gleich durch Ueberlieferungslücken in Stücke gelegten Ueberreste einer biographischen Jesusmemorie zu erkennen? Unseres Erachtens hätte eine psychologische Methode, wie sie uns vorschwebt, gegen die formgeschicht-

liche, dann das Spiel gewonnen, wenn die Johannesfigur des Täufers auch in den Erzählungspartien bis zum Einzug in Jerusalem Stützpunkte ergäbe, die man als historisch glaubwürdig anzusehen hätte. Dann wäre im literarischen Mosaik *der Sitz für das Leben* gesichert. Die Formgeschichtler selbst verfahren ja synoptisch, indem sie Täuferanfrage und Täuferwürdigung, die Markus fehlen, als ausgefallen zwischen die Zwölfapostelbestallung (Mk 3, 19) und die ersten Streitgespräche (Mk 3, 20) buchen. Wollen wir da nicht einen solchen Anhaltspunkt mit Anwendung des dazu erforderlichen Spürsinns aufs äußerste auszunützen trachten? Es gilt eine historische Fährte mit einer Seelenspur in Einklang zu bringen. Die methodische Frage stellt sich uns dann so: Sind im synoptischen Text Spuren nachweisbar, die eine Einwirkung des Täuferandenkens auf das Verhalten des Jesus innerhalb seiner eigenen Wirksamkeit nahelegen? Können die folgenden vier Angaben nicht als solche inneren Stützpunkte der Ueberlieferung gelten?

I. Der Täufer wird gefangengesetzt.
II. Der Täufer sendet eine Abordnung zweier Jünger an Jesus.
III. Der Täufer wird enthauptet.
IV. Jesus nimmt Anlaß, vor den gemeinsamen Feinden seinerselbst und des Hingerichteten auf das bestimmteste und unter Namensnennung, des Johannes als des Stifters der Taufe zu gedenken.

Das sind vier Tatsachen, die von den Synoptikern als wirkliche Begebenheiten im irdischen Lebenslaufe des Jesus behauptet werden. Nun sind aber diese vier Tatsachen durch ihre Natur in ihrer Reihenfolge festgelegt. Die Enttäuschung, die der Forschung Topographie und Chronologie bereiten, vermöchte dann Psychologie auszugleichen.

Die erste Johanneszeit des Jesus.

Auszugehen ist von der Stelle: **Als er hörte, Johannes sei aufgehoben, entwich er nach Galiläa** (Mt 4, 12). Abgeschwächt beleuchtet wird sie durch die andere: **Und Jesus kehrte mit der Macht des Geistes nach Galiläa heim** (Lk 4, 14). Vielleicht hat sich

Jesus auch in der Wüste vor Herodes verborgen; wahrscheinlicher ist aber, daß Herodes erst nach Beginn der jesuischen Wirksamkeit in Galiläa auf Jesus fahndete. Die innere Ursache, die für die Heimkehr bestimmend war, fand ihren Ausdruck wohl in der Bergpredigt.

Der Täufer Johannes hinterließ ein Judentum mit weltgeschichtlichen Perspektiven — ein Judentum, in dem das Bundeszeichen der Volksreligion, die Beschneidung, durch die Taufe verdrängt wurde. Dieser Prozeß läßt sich von Paulus an deutlich verfolgen. Sicher ist aber, daß Jesus sich von eben diesen Tendenzen abseits stellte und deshalb religionsgeschichtlich in genau demselben Abstand wie von Johannes so auch von Paulus befindet. Er kam frisch getauft von Johannes; weder diesen noch die Taufe hat er da irgend genannt, wie er es doch später gelegentlich tat. Es galt, zwischen dem vergangenen Aeon und dem zukünftigen Aeon den Gegenwartspunkt zu finden, von dem alles abhing. Offenbar war es doch der Augenblick, da Jesus die Taufe empfing, gewesen, daß die Verkündigung des Johannes für seinen edlen Täufling alle Schrecken des Gerichts verlor: nun war ja das Endgericht schon überstanden, die Gnade Gottes strömte so unaufhaltsam reich hernieder, daß sie alle Zerknirschung und alle Furcht hinwegschwemmte. In dieser ersten Johanneszeit schrumpfte die Enderwartung für das Gewissen des Jesus zu nichts zusammen. Sie hörte somit auf, Erwartung zu sein und wurde volle, unumstößliche Gewißheit. Es vollzog sich dadurch an der apokalyptischen Eschatologie des Täufers der schlechthin einmalige Vorgang einer Aufhebung ihres futurischen Charakters. Zukunft kann immer nur a u s g e d a c h t werden, sofern es sich um eine darin zu entfaltende Seligkeit handelt. Wünsche gehören nicht zum Erlebnis, sie sind reine Phantasien. Wo die Zukunft in den Erlebnisbereich vorgreifend hineinbezogen wird, ist es immer die Furcht, die sich ihrer bemächtigt. Angst betrifft immer das individuelle Dasein im eigenen Fortbestand oder dem der Gattung und ist wohl meistens auch Todesangst, weil da das Ende jeder individuellen Zukunft in seinem äußersten Grenzpunkt miterfaßt wird. Trauer ist also zukunftsempfänglicher als Freude.

Der Erlebnisgrad der Hoffnung, in der wir die futuristische Form der Freude zu erblicken haben, wird kaum je sehr hochstehen können. Zur vollen Freude gehört ohne alle Abschwächung die Gegenwart — und da der Bergpredigt wie keiner andern Stellengruppe der Spruchquelle selige Gemütserregungen ihren Inhalt verleihen, so dürften wir kaum fehlgehen mit der Annahme, Jesus sei in dieser ersten Zeit in einen äußersten Gefühlsabstand zum Täufer getreten.

Die zweite Johanneszeit.

Daß die Jünger des Johannes Zutritt in seinen Kerker haben, um dem Täufer von Jesus erzählen zu können, entspricht orientalischer Sitte (Lk 7, 18). Johannes läßt daraufhin vom Gefängnis aus durch zwei Jünger Jesus anfragen, wie er sich zur messianischen Weissagung stelle: **Als aber Johannes im Kerker die Werke des Christus hörte, ließ er ihm durch seine Jünger sagen: bist du der Kommende, oder sollen wir auf einen andern warten? Und Jesus antwortete ihnen: Geht hin und meldet Johannes, was ihr hört und seht!** (Mt 11, 2—4). Darauf erfolgt nun der Hinweis auf das bisher von der galiläischen Wirksamkeit erzählte. Die Prophetenstelle, auf die Jesus die Johannesleute verweist (Mt 11, 5 f., nach Jes 35, 5 f. und 61, 1) soll dem Täufer bedeuten: nein, weder Täufer noch Pharisäerbekämpfer, wie du, ist Jesus, er ist Freudenbringer und Heiland! Wie sehr Jesus anderes im Auge habe als jener, führen ja dann Matthäus (Mt 11, 7 ff.) und Lukas (Lk 7, 24 ff.) noch näher aus. Was Jesus mit seinen Predigt- und Heilerfolgen vollbringt, ist seiner Natur nach dem Täufer nicht gemäß. Lukas unterstreicht diese Bedeutung noch, indem er beifügt: **Zu jener Stunde heilte er viel von Krankheiten und Plagen und bösen Geistern, und vielen Blinden verlieh er zu sehen.** (Lk 7, 21). Von Belang ist an der Anfrage bei Matthäus, daß der von Lukas und von Markus (der hier ganz schweigt) nicht gedeckte auffallende Ausdruck „Christus“ vom Täufer ausgerichtet wurde. Dieser ließ also fragen, ob Jesus vielleicht der geweissagte jüdische Messias sei, denn der gefangene Johannes mußte sich die ihm berichtete Jesuswirksamkeit dahin ausmalen, sein ehemaliger Täuf-

ling verwirkliche nun vielleicht die Gottesherrschaft auf eine neue Weise, welche die richtige sei, und er, Johannes, habe sich geirrt. Johannes hatte sich an einen künftigen Feuerengel gehalten, um **die Tenne reinzufegen** (Mt 3, 12. Lk 3, 17), wie er meinte. Jesus ließ ihm sagen, er verzweifle nicht, er *hoffe,* — beschreite also den Weg des Jesaias, wo von Trost und ebener Bahn die Rede sei, und versuche sich als Heiland. Die Urgemeinde läßt Johannes wie Jesus in größter Ehrfurcht miteinander verkehren.

Im Umkreis dieser Textgruppe befinden sich noch zwei weitere Texte, die in einer gewissen Beziehung zu der in Jesus geweckten Erinnerung an Johannes zu stehen scheinen: Johannes ordnete Jünger ab, die zur Uebermittlung einer Botschaft über Land zogen (Mt 11, 2. Lk 7, 18), und Jesus sprach über die Reue als öffentliche Angelegenheit eines ganzen Volkes (Mt 12, 39—42. Lk 11, 29—32). Dabei wird Jonas Bußpredigt an die Niniviten erwähnt — und daß hier mehr sei als Jonas. Ferner wird in der Antwort an Johannes darauf hingewiesen, daß Jesus Wunder tue, in denen ein eingetretener Erfüllungszustand altprophetischer Ansagen sich verwirkliche, wo der selig gepriesen wird, der sich nicht an ihm stoße (Mt 11, 4—6. Lk 7, 22 f.). Gleichzeitig etwa weist aber Jesus die Gegner von sich, die ihm erklären: **Lehrer, wir wollen von dir ein Zeichen!** (Mt 12, 38). Es wird also ein Hoffnungszustand als eingetreten bezeichnet, der nicht sich noch irgendwie auszuweisen braucht, weil er die Gewißheit als Gegenwart mit Augen sieht. Jünger tragen die Endgerichtsbotschaft aus in dem Sinne, daß Johannes die von ihm geschaffene Enderwartung umzustellen sich anbietet angesichts der neuen Form, in der sie bei Jesus auftritt (Mt 11, 3. Lk 7, 19). Im Wortlaut hat die Gemeinde die Hand gehabt. Nach dem Markusplan, obschon wir uns auf ihn nicht verlassen können, kommt die eigene Zweijüngeraussendung nach dem Familienzerwürfnis und den Belzebuulspruch zu liegen (Mk 6, 7). Die beiden späteren Synoptiker standen eben schon ganz unter dem selbstverständlichen Gefühl der Urgemeinde, Jesus habe die *Zwölf* wirklich bestellt. Das Ansehen der palästinischen Gemeindeobrigkeit fußte auf dieser Bestallung — bei Markus meldet sich, wie auch sonst, gelegentlich noch die

frühere Schicht, indem er hier schreibt: **Und er berief die Zwölf und begann sie zwei um zwei auszusenden** (Mk 6, 7), während die andern (Mt 10, 1. Lk 9, 1) nur die Zwölf kennen. Die Dyasbeziehung ist freilich für Johannes nur von Lukas (7, 19) und für Jesus nur an unserer Markusstelle für die Jüngerabordnung bezeugt.

Erfunden ist dieser ganze Stoffblock, der sich um die Täuferanfrage bildet, schwerlich. Unter dem beherrschenden Bann einer zweiten Täuferbeziehung faßt Jesus den Gedanken an eine Ausdehnung seiner Botschaft über die eigene Reichweite hinaus und nimmt das johannische Thema der Reue auf seine Weise auf. In der ganzen Bergpredigt hat der Reuegedanke nicht ein einziges Mal angeklungen. Nun meldet sich der Täufer bei ihm, und alsbald schlägt ihn das Andenken an ihn in Bande. Er nimmt nun Bezug auf den von Johannes ausgegangenen Bußruf. In der Form, wie die Sprüche auf uns gelangt sind, ist der nachträgliche Eingriff der Auferstehungsüberzeugung nicht zu verkennen: **drei Tage und drei Nächte in des Fisches Bauch** wie Jesus nachher in der Erde! (Mt 12, 40. Lk 11, 30). Aber Ninive wird durch Jona zur Buße geführt und die Königin des Südens wendet sich Salomon zu, um eine neue Weisheit zu vernehmen (Mt 12, 41. Lk 11, 32 ff.). Hier fehlt jedoch die übliche Redaktionsformel bei Schriftzitaten: *Es steht geschrieben!* Vielleicht ein Wink, daß die Erwähnung des Jonas von Jesus stammt.

Die dritte Johanneszeit.

Jesus vernimmt den Tod des Täufers. Ausdrücklich gesagt, daß er eine solche Botschaft entgegennahm, wird das uns freilich nur von Matthäus (Mt 14, 13). Aber alle drei Evangelisten teilen das Ereignis mit (Mk 6, 17 ff. Mt 14, 3 ff. Lk 9, 9). Die Herodiasintrige am Königshofe erzählt der sonst wortkarge Markus als breite Novelle (6, 17—29). Matthäus wagt nur eben noch einen abschwächenden Auszug (14, 3—12); Lukas hält es für ratsam, einen Fürstenhof nicht zu kompromittieren, weshalb er vertuscht und vordatiert (3, 19 f.). Den niederschmetternden Eindruck der Todesnachricht auf Jesus läßt uns der eine Satz

des ersten Evangelisten erraten: **Als Jesus es vernahm, entwich er von dort im Boot an einen einsamen Ort abseits** (Mt 14, 13). Von da an wird er menschenscheu! **Da es aber die Massen hörten, folgten sie ihm zu Fuß aus den Städten** (ebenda). Der große Täufer tot! Durch ein Verbrechen aus dem Leben geschafft!

Aber diese Nachricht war nicht die einzige Enttäuschung, die Jesus damals traf. Es kann damit gerechnet werden, daß er den Tod des Täufers durch seine Jünger erfahren hat. Denn diese waren unterwegs und kamen nun zurück. Er hatte sie ausgesendet: **Sie waren gegangen und hatten gepredigt, man solle sich bekehren. Und sie trieben Dämonen aus, und sie salbten mit Oel viele Kranke und heilten sie** (Mk 6, 12 f.). Aber das waren doch Erfolge — woher denn die Enttäuschung? Diese ist freilich nur zwischen den Zeilen erkennbar: **Und die Apostel fanden sich wiederum bei Jesus ein, und sie erzählten ihm alles, was sie ausgerichtet und gelehrt hatten. Und er sagte ihnen: Kommt auf die Seite, an einen abgelegenen Ort und ruht euch ein wenig aus!** (Mk 6, 30). Die Enttäuschung lag für Jesus darin, daß zugleich mit dem Eintreffen der Todesnachricht die Jünger überhaupt zurückkamen, so daß nun ja alles beim Alten blieb. Er hatte, wenn etwas Entscheidendes mit dem Täufertode zusammentraf, nicht die Rückkehr der Jünger, wohl aber das endliche Hereinbrechen des Reichs und damit die Erfüllung der vom Täufer eingeleiteten Weltenwende erwartet. Nun kehrten jene heim, und der Reichanbruch blieb aus. Hier müssen wir nun eben ernst machen mit der Annahme, daß Jesus seinem innersten Erleben nach symbolschöpferisch veranlagt war. Er ging im Bildschauen auf, war umwogt von einem Meer von Bildern; was immer er dachte und lehrte, die Zugabe an Schauenskraft überwog. — Hatte nicht der Täufer *Ernte* angesagt?

Aus welchem Grunde hat er überhaupt die Jünger ausgesandt? Zwei Synoptiker berichten übereinstimmend, ohne Markus: **Hierauf sagte er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist reif, der Arbeiter aber sind wenige — so bittet nun den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende zu seiner Ernte ... Auf euerm Gange aber verkündet Das Himmelreich ist herbeigekommen! ... Umsonst habt ihr es empfangen — umsonst gebet es!** (Mt 9, 37 f. 10, 7. 9.

Lk 10, 2. 96). Durch den Anblick des völlig reifen Erntefeldes wurde es Jesus zur Gewißheit, daß das von Johannes angesagte Gottesreich so gut wie da sei. Dieser wichtige Augenblick spiegelt sich auch in einer Stelle des vierten Evangeliums, wo es heißt: **Saget ihr nicht, es ist noch vier Monate, so kommt die Ernte? Siehe ich sage euch, hebet euere Augen auf und schauet die Felder an, wie sie weiß sind zur Ernte. Schon empfängt der Schnitter seinen Lohn und sammelt Frucht zum ewigen Leben, damit der da sät und der da erntet sich gemeinsam freuen!** (Jo 4, 35 f.). Aus diesem Gemütsstande heraus hatte Jesus die Jüngeraussendung vorgenommen und damit eine typisch symbolische Handlung vollzogen. Es ist durchaus die Wahrnehmungswelt eines Natursymbols. Jesus sieht die Vorbereitung zur Ernte und erkennt darin den Anbruch des Gottesreiches. So ordnet er in voller Entschlossenheit die Aussendung der Jünger an. Mit dem Ergebnis: die Symbolhoffnung bewahrheitet sich an der dinglichen und tatsächlichen Wirklichkeit nicht. Jesus mußte denn einsehen, daß seine symbolische Gebärde, die tiefster Inbrunst entsprang, ins Leere zerfloß. Damit stand er vor einem vollkommenen Fehlschlag seiner Hoffnungen. Lukas sagt: **Und die Apostel kamen zurück und berichteten ihm, was sie getan hatten. Und er nahm sie und zog sich mit ihnen allein zurück in ein Dorf namens Bethsaida** (Lk 9, 10). Es hätten nach dieser Auffassung dem jetzt zerrissenen und vielfach aufgespaltenen synoptischen Gemeintext folgende Begebenheiten zugrunde gelegen: Erntezeit, Jüngeraussendung, Botschaft vom Täufertode mit Jüngerrückkehr, Aufsuchen einer entlegenen Ortschaft, offenbar, um im Kreise der Intimen sich mit der erlittenen Enttäuschung abzufinden — alles in allem ein Zusammenprall von stärksten Gemütserschütterungen in Jesus. Als die Fundamentaltatsache dieser dritten Johanneszeit hätte dann zu gelten, daß Jesus seither überhaupt nicht mehr in Galiläa vors Volk trat.

Zwischen dem Bericht vom Täufertod und der Nennung des Johannesnamens aus Anlaß eines Hinweises auf seine Taufe, findet sich bei dem zweiten und dritten Evangelisten eine ausdrückliche Würdigung und Hervorhebung der Taufe in einem

Herrenspruch. Bei Markus sagt Jesus zu den Söhnen Zebedäi: **Könnt ihr den Becher trinken, den ich trinke, oder euch mit der Taufe taufen lassen, mit der ich getauft werde?** (Mk 10, 38) — also nicht die Taufe, die er von Johannes bereits empfing, sondern die ihm noch bevorsteht in seinem Leiden. Und darauf die Bestätigung: — **und mit der Taufe, mit der ich getauft wurde, sollt ihr getauft werden!** (Mk 10, 39). Und bei Lukas sagt er: **Ich habe eine Taufe zu bestehen, und wie drängt es mich, bis sie vollendet ist!** (Lk 12, 50b). So konnte die Urgemeinde Jesus erst reden lassen, als sie selbst zu einem Taufverein geworden war! Aber beide Evangelisten knüpfen diese beiden Taufstellen, die eine Leidensmetapher enthalten, in den Erzählungsfaden an einem Punkt des Lebensablaufs ein, wo den irdischen Jesus das Vorbild des Täufers nicht nur lebhaft zu beschäftigen, sondern auch schon endgültig für ihn umzustimmen begann.

Die vierte Johanneszeit.

War die Taufe des Johannes vom Himmel oder war sie von Menschen? Antwortet mir! Mit diesen Worten wirft Jesus gegen die Pharisäer die prophetische Echtheit des Johannes zur Streitfrage auf (Mk 11, 27—33. Mt 21, 23—32. Lk 20, 1—10. 7, 29 f.). Diese vierte Johanneszeit, wie wir sie nennen, ist nun vollends durch einen nicht zu verkennenden Hinweis auf den toten Täufer gekennzeichnet. Jesus ist inzwischen von Galiläa nach Jerusalem übergesiedelt. Natürlich entsprang der Entschluß zur Fahrt nach dem Süden einer ausschließlich innern Nötigung. Ein äußeres Beispiel ließ sich ja gar nicht befolgen, da Johannes seinerseits einen solchen Vorstoß nach der Hauptstadt nie unternommen hat. Und das andere, daß er selbst eine Entscheidung, wenn sie fallen mußte, nicht im galiläischen Heimatlande zu gewärtigen habe, — auch das mag ihm erst zusehends zur Gewißheit geworden sein. So hing denn alles davon ab, ob er von sich aus sein Schicksal herauszufordern gedenke. Und dafür allerdings war der Täufer Vorbild und wuchs jetzt vor ihm aus seinem Grabe auf! Sie waren die gemeinsamen Propheten des unmittelbar bevorstehenden Endgerichts. Durften sie nur Erwartende bleiben? Johannes hatte

seine prophetische Sendung mit dem Zeugentode besiegelt. Das Vorbild dieses Martyriums gewinnt unwiderstehlich Kraft über Jesus. Er darf nicht hinter dem Täufer zurückstehen. Seine einsame Zeit muß nun zu Ende gehen. Er muß zur Tat durchstoßen. Das führt ihn, einmal wieder in der Hauptstadt angelangt, zu einem öffentlichen Auftreten, wie es von seiner Seite heftiger nicht gedacht werden kann. Es fehlt auch an der sehr durchsichtigen Anspielung an den Täufer nicht im Gleichnis von den *Zwei Söhnen*, das sich unmittelbar an die wörtliche Nennung des Täufers in der Frage nach seiner Echtheit anschließt (Mt 21, 28—31a). Jesus hätte somit seine einstigen Vorbehalte gegen den Täufer, die ihn in der ersten und zweiten Johanneszeit beeinflußt haben, aufgegeben. Er macht sich daran, auf seine Weise sich an dessen heroischem Verhalten ein Beispiel zu nehmen.

Es ist noch niemand auf den Gedanken gekommen, Jesus könnte durch seine Beziehung zum Täufer sich veranlaßt gesehen haben, Galiläa zu verlassen und nach der Hauptstadt aufzubrechen. Ein anderes Kreuz der Auslegung ist die sogenannte *Kleine Apokalypse*. Wie kommt es, daß die kurzen, knappen Vorfälle, die aus einer mit Zündstoff prall gefüllten Zeitspanne von drei bis vier Tagen bestehen, unterbrochen werden durch die in diesem Rahmen doppelt auffallende Länge der apokalyptischen Programmrede, die bei jedem der Synoptiker ein selbständiges Kapitel von über dreißig Versen füllt? (Mk 13. Mt 24. Lk 21). Bei Matthäus wirkt es wie das düstere Gegenstück zur Bergpredigt, — in ihr damals frohe Zuversicht und beglückende Gegenwart, jetzt aber die Aussicht auf den nahen Untergang! Der Name Johannes erleuchtet diese dunkle Endpartie der Synoptiker wie der ins Unkenntliche gerichtete Strahl einer Wächterlampe. Der Zug nach Jerusalem ist die einzige vorwärtstreibende, Bewegung bringende Handlung im synoptischen Bericht. Die schroffe unversöhnliche Art und Weise des Täufers, die Jesus früher mied, ja für seine Person eine Zeitlang sogar ablehnte, eignet er sich vollständig an. Als ein Willensmensch durchlebt er die äußerst bewegten, mit drohender Sprengkraft geladenen Schlußtage seiner Freiheit vor Antritt des Leidens.

Es kann nach diesem Rundgang durch seine Wirksamkeit kaum noch verkannt werden, daß Jesus seinen Charakter nach zwei Fronten ausgebildet hat — erst gegen den Täufer nach innen, sodann mit dem Täufer nach außen. Zeit Eins und Zwei gaben ihm den Aufschwung der Zuversicht, Zeit Drei und Vier ließen ihn die Weltverzweiflung des Täufers teilen. Hat nicht die Forschung längst erkannt, daß die bisherige Halbierung der synoptischen Erzählung in eine vormessianische und eine messianische durch die Szene von Cäsarea (Mk 8, 27 ff. Mt 16, 13 ff. Luk. 9, 18 ff.) ein Behelf der Bearbeiter sei und nicht der Ueberlieferung im Blute liege? Und kann sie sich nun einem Angebote verschließen, das sie in einer natürlichen Vierteilung den ganzen Kreis der Jesusseele mit je einem Quadranten abschreiten kann? Jedesmal bildet das Verhältnis zum Täufer das anzulegende Maß, das für Jesus erst die Freiheit des eigenen Mutes und dann die Gebundenheit an das gleiche Schicksal kündet!

VIERTER ABSCHNITT.

Der andere Sohn und der andere Gott.

Mit den vier Stellen über Johannes, die der eben beendigte Abschnitt behandelt, ist jenes posthume Täuferandenken noch nicht erschöpft, in das die Ueberlieferung anläßlich auch der nicht biographisch bedeutsamen Punkte seinen Namen fallen läßt. Diese übrigen Hinweise auf den Täufer sind oft mehr Anspielungen als eigentliche Nennungen. Psychologie muß sich da ihrer Fingerspitzen bedienen; sonst würden auch die Erwägungen, die wir nachfolgend noch beifügen möchten, von einem Anspruch auf Beweiskraft überfordert werden. Unterlassen wir sie nicht gänzlich, so geschieht es in der Absicht, die uns ja überhaupt in diesem Buche leitet, nichts unversucht zu lassen, was ein Verständnis für die evangelischen Texte im heutigen Menschen zu wecken vermöchte, wäre es auch nur im Bereiche einer Stimmung, die außerhalb wissenschaftlicher Bestätigung liegt.

1.

Johannes der Täufer erwacht zu der Verzweiflung des Jeremias und Jesus zu dem Troste des zweiten Jesajasbuchs. In dem Lichte dieser beiden entgegengesetzten Lebensstimmungen haben wir nun die Würdigungsrede, die nach dem ersten und dem dritten Evangelium Jesus dem Täufer gewidmet hat, zu betrachten. Lukas besitzt (Lk 16, 16) den wichtigen Stürmerspruch nicht, ohne ihn zu entstellen; dafür enthält er eine sachlich gehaltene Mitteilung zusammenfassender Art, als sollte eine Amtsstelle das Formular für ein Leumundszeugnis ausfüllen, immerhin in der Form eines Herrenspruchs, obwohl hier nicht, wie vorher und nachher, die Zuhörer angeredet werden: **Und das ganze Volk, zuhörend, und die Zöllner gaben Gott Recht, indem sie getauft waren mit der Johannestaufe. Aber die Pharisäer und die Gesetzesmänner machten den Plan Gottes für sie selbst zu nichte, indem sie nicht durch ihn getauft wurden** (Lk 7, 29 f.) Wenn hier Lukas von der *Taufe des Johannes* spricht, so geschieht das keineswegs, *als ob es eine christliche Taufe gäbe*; sondern vom Standpunkt der Urgemeinde aus, die inzwischen ein Taufverein wurde, wird dem Johannes die Ehre der Urheberschaft gelassen für die Zeit, da es die christliche Taufe eben noch nicht gab! Die Taufe des Johannes, so oft sie in den drei ersten Evangelien und der Apostelgeschichte so genannt wird, ist dann immer im engeren Sinne nicht etwa die Bußtaufe überhaupt, sondern das von Johannes an Bußfertige persönlich verabfolgte Tauchbad. Der Standpunkt der Urgemeinde ist auch in der Apostelgeschichte ausgesprochen, weil sie den Paulus die Erklärung abgeben läßt: **Johannes taufte mit einer Bußtaufe, indem er dem Volk sagte, es solle an den glauben, der nach ihm käme, nämlich an Jesus** (AG 19, 4). Dessen heilbringender Name wurde dem christlichen Täufling zum Gelöbnis.

2.

Man schwankt, ob die außerordentlich persönlich gehaltene Würdigung vom Täufer bei Matthäus (und Lukas) nicht von der Gemeinde unterlegt sei. Dieselbe Gemeinde, die soeben die mehr oder weniger eintönige Liturgie vom Sündlosen gottesdienstlich

ausbaute, kann sich aber zu einer realistischen Charakterisierung der Jesuserinnerung kaum veranlaßt und befähigt gesehen haben, ohne den Anstoß einer geschichtlichen Erinnerung, die sich überdies an der Wellenbewegung ihres uns noch erhaltenen Rhythmus verspüren läßt:

Was gingt ihr hinaus in die Wüste zu schauen?
Ein schwankendes Rohr im Winde?
Oder was sonst seid ihr zu sehen gegangen?
Einen weichlich gekleideten Menschen?
Die sich weichlich kleiden, sind in den Königshöfen.
Was seid ihr also sehn gegangen? Einen Propheten?
Ja, ich sage euch, und mehr als einen Propheten!
(Mt 11, 7b—9).

Daran schließt sich in einem andern, unverkennbar geistreichen, ja etwas ironischen Tone noch eine Bemerkung über die Aufnahme, die Johannes im Volke fand, verglichen mit der Aufnahme, die Jesus selbst erfuhr:

Wem aber vergleich ich dieses Geschlecht?
Es sieht den Kinderchen gleich, die auf den Plätzen herumsitzen.
Und rufen ihren Gespielen und sprechen:
Wir bliesen euch Flöte und ihr wolltet nicht tanzen.
Wir haben euch vorgeklagt und ihr wolltet nicht weinen.
Kam doch Johannes, aß nicht, trank nicht —
Da sagen sie: Besessen ist er —
Kam ein Mensch wie ich, ißt und trinkt, — so sagen sie:
Seht ihn doch, wie ihm um Fressen und Saufen zu tun ist!
Ein Kumpan für Zöllner und Sünder! (Mt 11, 16—19).

Die gesamte antike Literatur besitzt sonst kaum ein solches Stück, in dem ein hochstehender, genialer Mensch über einen gleichgerichteten Geist, der zugleich sein Nebenbuhler in der Oeffentlichkeit ist, sich in dieser freien und intimen Weise aus voller Menschenkenntnis heraus äußert. Geradezu verblüfft aber muß heute der Psychologe sein, wenn er mit seiner Ueberlegung bei dem Wort über das wesentlichste Verhalten der Kinder einen Augenblick nachdenklich verweilt. Da wird nämlich die *idiopathische* Natur des Kindesalters mit so klaren Worten hinge-

6

stellt, als würde uns eine fachmännische Befundaufnahme vorgelegt: wenn Kinder auf dem Marktplatz oder auf der Gasse spielend zusammensitzen, so endet es mit Schmollen — warum hüpft ihr nicht, wenn wir Tanz spielen? Warum klagt ihr nicht, wenn wir Begräbnis spielen? Warum macht ihr weder beim einen noch beim andern mit? Weil ihr noch auf der ungelösten Altersstufe der Selbsteinkapselung steht wie das Kind, ehe es mit der Pubertät zur geselligen Befähigung eingeht und also das idiopathische Benehmen an das sympathetische vertauscht. Es ist in diesem Zusammenhang an den Tiefblick Jean Paul's erinnert worden, der (in der „Levana") sage, wenn Kinder miteinander spielten, so spielten „zwei Phantasien wie zwei Flammen neben- und ineinander unverknüpft". Nicht weniger tief blickt wahrlich Jesus laut Ueberlieferung (Mt 11, 16b—19a. Lk 7, 31—34). Genau so, sagt er, wie die Kinder, die doch in der Absicht zusammenkamen, im Spiel sich miteinander zu freuen, ihre eigenen Spielverderber werden, weil eben Kinder von Natur ungesellige Wesen sind, so scheitert das religiöse Zusammengehen an der Unverträglichkeit „dieses Geschlechts", d. h. der von den Volksvätern geleiteten und mißleiteten nationalen Religionskultur. Sie wollen sich überhaupt nicht anschließen; sie scheiden sich aus und sondern sich ab; nicht umsonst heißen sie ja die Pharisäer, die Aparten oder Sonderlinge. Sie wollen nichts von andern Religionsauffassungen wissen — der Täufer ist ihnen zu pessimistisch, der „Menschensohn" zu optimistisch. Ihnen ist eben nicht zu helfen, so ernst sie's mit der Religion auch nehmen mögen.

3.

Kein einziges synoptisches Wort hellt das Verhältnis der beiden spätjüdischen Volkspropheten greller auf als der sogenannte Stürmerspruch:

Seit den Tagen Johannes des Täufers aber bis jetzt wird das Himmelreich gestürmt —
Und Stürmer wollen es an sich reißen! (Mt 11, 12).

Es ist dies eine Stelle der Würdigungsrede bei Matthäus, die sich nicht bei Markus findet. Er spricht von den Anhängern des

Täufers, von der Wirkung auf das Volksganze, die von ihm ausging. Eine erregende Wirkung, wie hier ausdrücklich bestätigt wird! Jesus hat eine Gruppe von Reichsgottesleuten im Auge, deren Gesinnung er für echt hält und ehrt, ohne sie zu teilen. Es gibt Reichsruhige und Reichsaufgeregte. Diese letzteren meint er; sich selbst zählt er (in dieser zweiten Johanneszeit noch, wo er spricht) zu den Reichsruhigen. Merkwürdigerweise läßt das Wort einen vierfachen Sinn auf sich zu:

1. Der irdische Sturm und Drang staatlicher Despoten oder fanatischer Zeloten.
2. Die unsichtbare Teufelsgewalt der Dämonen, die sich gegen Gott verschworen.
3. Der Mutanlauf des Täufers zur Umkehrungsbewegung durch die Taufe.
4. Die Selbstentsündigung der Fastentäufer zur Furchtabwehr.

Welche dieser gewaltsamen Anstrengungen Jesus vorwiegend im Auge hatte, ist nicht zu ergründen und kann auf sich beruhen bleiben. Es klingt aber durchaus aus der apokalyptischen Tonart, dieses „Bis jetzt“! Hat Jesus selber so gesprochen, dann tut sich uns ein gewaltiges Bewußtsein seiner Sendung auf: Johannes, der ihn, vor ein paar Monaten höchstens, zu seinen Füßen sah, bedeutet ihm gleich wie die äußerste Vergangenheit. Um ihn herum hat der neue Weltkreis angehoben; alles andere, sogar Johannes, der noch lebt, und den er eben ehrerbietig grüßen ließ, bleibt außerhalb, hat gar nichts damit zu schaffen. Daß Jesus den Stürmerspruch wirklich gesprochen, daß jedoch dieses Wort gleich zu Anfang zu den unverstandenen gehört habe, scheint der verstümmelte Zustand zu beweisen, in welchem dieses in der Gemeinde aufbehaltene Jesuswort bei Lukas im unsinnigsten Zusammenhang oder vielmehr aus seinem eigentlichen Zusammenhang, der Täuferwürdigung herausgerissen auftaucht: **Das Gesetz und die Propheten reichen bis und mit Johannes. Seither bildet die Gottesherrschaft den Gegenstand der frohen Verkündigung und jeder eignet sie sich gewaltsam an!** (Lk 16, 16). Hier bleibt vom ursprünglichen Sinne höchstens noch so viel verständlich, daß Johannes nicht ins Evangelium gehört; doch könne sich dieses der

drohenden Vergewaltigung nicht erwehren. Gesetzesgeist und Täufergeist brechen immer wieder ins Evangelium ein, und so kann in der Tat das Gottes-Reich nur bestehen als ein beständiger Kampf um die Gottes-Herrschaft.

4.

Eine letzte Nennung des Johannes durch Jesus geschieht im Anschluß an das Gleichnis von den zwei ungleichen Söhnen, in dem (nur von Matthäus) erzählt wird: Dem Vater zweier Söhne verspricht der Erste Gehorsam, hält aber sein Versprechen dann doch nicht. Der andere hingegen will nicht gehorchen, gehorcht dann aber, ohne es dem Vater zu sagen, doch (Mt 21, 28—31a). Jesus hat dieses Gleichnis keinen geringeren als den Hohenpriestern und Volksältesten erzählt und sie dann gefragt, wer nach ihrer Meinung nun den Willen des Vaters getan habe; sie kommen überein: der letztere. Darauf sagt er:

In Wahrheit ich sage euch —
Die Zöllner und die Huren gehen euch voraus im Gottesreich.
Denn Johannes kam zu euch auf dem Wege der Gerechtigkeit,
Und ihr habt nicht an ihn geglaubt.
Aber die Zöllner und die Huren haben an ihn geglaubt,
Und ihr, Zuschauer die ihr seid,
Habt euch nicht eines besseren besonnen im Glauben an ihn.
(Mt 21, 31b. 32).

Das Reichgottessymbol vom jüngern Sohn tritt dann ein weiteres Mal auf im schönsten Jesusgleichnis der drei ersten Evangelien, ohne Hinweis auf Johannes: Auch hier behauptet sich der ältere Sohn in Selbstgerechtigkeit mit einer Gesinnung, die dem Willen des Vaters entgegenwirkt (vergl. Lk 15, 25 ff.). Geht man soweit, auch diese Beziehung biographisch zu deuten, so hätte Jesus es dem gefangenen Täufer verdacht, daß er nicht — etwa so auszudenken — nach Rückkehr seiner Abordnung sofort eine Proklamation für das jesuische Heilandsreich erließ.

Dem andern Sohn entspricht aber der andere Gott. Wie wir sahen, bedingt die Apokalyptik des Neuen Testaments eine Ab-

weichung vom Glauben an den jüdischen Jahwe. Bei Johannes, der den Richter und Vernichter erwartet, erfolgt der Pendelausschlag nach einem gefährlichen Zorngott mit Weltkrisen und Kataklysmen — ist nicht der althebräische Moloch, der seine Kinder verzehrt, das Gegenteil eines Vatergottes? Auch bei Jesus wich die Schwingung von Jahwe weg. Aber der Pendelausschlag erfolgte bei ihm nach der andern Seite — auf den Vater im Himmel, als einen unendlichen Liebesspender hin — dem Kinder das Höchste sind, der nichts anderes kennt als seine Kinder.

Und dieser Weg führt nun in die Tiefe. Nicht mehr tritt jetzt wie im vierten Evangelium ein jüdischer Logos zum griechischen und verbrüdert sich mit ihm; nicht mehr tritt die synkretistische Mittlergestalt des paulinischen *Gesalbten Herrn* (Kyrios Christos) mit den Göttern des Olymp in Wettbewerb. Johannes der Täufer mit seinem *Feuerengel* beschlägt dieselbe Ebene wie Paulus, wenn dieser (1 Kor 3, 13b—15) sagt: **Der Tag (des Endgerichts) wird es kundgeben. Denn der bricht hervor mit Feuersgluten, und das Feuer wird die Probe darauf machen, wieviel das Werk eines jeden wert sei. Wessen Werk verbrennt, der wird** (in dieser Vernichtung) **seine Strafe haben, er selbst wird gerettet — aber eben nur wie durch Feuer hindurch.** Der Gott des Täufers, wie der Gott des Paulus sind eins: man findet vor ihm Gnade, aber nicht anders als daß man das seine tut und es selbstverständlich findet, nur eben mit knapper Not dem Verderben entronnen zu sein. Diesen Gott kannte Jesus durch den Täufer gut, aber er diente ihm nicht.

Am zeitlichen Endrande des Urchristentums und auch geographisch an der Grenze seiner Heimat wurde eine Lehre vom doppelten Gott in Beziehung auf den urchristlichen Jesus ernsthaft erwogen durch die frühsyrischen Gnostiker. Es muß doch eine Angelegenheit nicht so sehr der äußeren Ausbreitung als der inneren Abrechnung gewesen sein, was den spätern Gott des christlichen Dogmas in erster Linie vorbereitet hat. Dieser Gott war seiner Lehrform nach erst doppelt, ehe er dreieinig wurde. Vater und Sohn bilden aber eine gottmenschliche Einheit, für

deren Wesenheit die Eigenschaft ihrer Gotthälfte den Ausschlag gab: konnte der Vater des Jesus der *gerechte* Gott sein? Nein, sagt Kerdon; nein, sagt Satornil; nein, sagt, ihnen nach, Marcion. Der Täufer hat nur auf seinen prophetischen Richtergott hingedeutet, ohne Eigennamen. Jesus sagte von Gott alles, wenn er vom Vater sprach. Der Gott ist ein anderer, sobald der Sohn ein anderer ist. Deshalb, weil sich zwischen Johannes und Jesus eine solche Unterscheidung förmlich aufdrängt, sind die Jesusworte vom *andern Sohn* bedeutungsvoll.

Eine weitere Doppelbeziehung im Hinblick auf die angebetete Gottperson mag auch nachwirken in den Spuren einer Eliaserwartung. Für das Sprichwort: **Kein Prophet ist in seiner Vaterstadt gern gesehen,** werden als Beispiele Elias und Elisa angeführt, die nicht zu den Juden, sondern zu den Heiden geschickt wurden, um ihre Wunderheilungen auszuführen, zur Witwe von Sarepta und zum Syrer Naemann (Lk 4, 24—27). Vielleicht ist diese Heilsfähigkeit der Heiden nicht unbedingt erst auf die antijüdische Polemik der Heidenchristen zurückzuführen. Die Gerichtsansage des Täufers hatte mit dem Vorrang des Nationalprinzips gebrochen; die beiden Beispiele vom *Hauptmann zu Kapernaum* (Mt 8, 5—13. Lk 7, 1—10) und vom *kanaanäischen Weib* (Mk 7, 24—30. Mt 15, 21—28) sagen gemeinsam aus, daß Jesus sich mit einem kranken Heidenkind befaßt habe. Ferner wird Elias als *Wiederkehrender* (Revenant) erwähnt (Mk 9, 11—13. Mt 11, 13—15). In der Sinailegende war besonders die milde Art Jahwes hervorgehoben. Im Sturmwind und Erdbeben war Gott nicht gewesen: **Nach dem Erdbeben Feuer, aber der Herr war im Feuer nicht. Nach dem Feuer ein sanftes und stilles Murmeln. Sobald Elias das wahrnahm** — bedeckte er sich das Haupt mit seinem Mantel — da im Orient, auch im Koran, der Offenbarungsempfänger nicht barhaupt sein darf (gemeint ist das Weissagen **im Sacke,** d. h. unter dem Kopfschutztuch (Apok. 11, 3 vergl. Sure 50, 20!) und begab sich an den Höhleneingang, um aus dem stillen, sanften Sausen die Stimme Gottes zu vernehmen (1 Kön 19, 9—13). Hier ist also Jahwe ausdrücklich kein zerstörender Gott. Wo Feuer auftritt, dient es der Würzung und Reinigung —

darum werden an den erwähnten synoptischen Stellen Elias und der Täufer entweder geradezu in einem Atem genannt, oder dann Elias noch mehr nach der Güte hin gerückt, als Gegensatz gegen alle strafende Göttlichkeit. Der schreckliche Vernichter der Baalspfaffen hat er da längst aufgehört zu sein. Er ist einem der strengen Thorapraxis ausweichenden Spätjudentum Nothelfer geworden, — der am meisten verbreitete Träger einer vorchristlichen Heiligenverehrung, der darum von der christlichen um so eifriger übernommen wurde. In der morgenländischen Kirche vertrat er den Slawen den Donnergott, während er den Griechen durch seine Himmelfahrt zum zuverlässigsten und höchst gelegensten Fürsprecher wird, so daß noch heute auf allen Gipfeln der Berge Griechenlands die schneeweißen Kapellen des *Hagios Ilias* funkeln. Die an sich ja nur undeutlichen Spuren eines Elianismus in den drei ersten Evangelien verraten kräftige theologische Triebfedern, welche die Urgemeinde aus der Vorgeschichte sich zusammenstellte, weil es für sie unter die dokumentierende Tätigkeit ihrer Schriftforschung fiel, daß der Baalspfaffenhenker einen *gütigen* Jahwe gesucht und gefunden habe und daß er solchen Hilfeflehenden seinen Beistand nicht versagt habe, die ja gerade konfessionell Baalsgläubige waren. Elias war also religiös tolerant, wie es Jesus gegen Samariter und Heiden war! Auch die elianische Himmelfahrt bezeugt den Drang jüdischer Sekten schon früh, aus einer geschlossenen Lebensbeziehung in eine offene hinüberzuwechseln; beides zusammen ergibt aber, als Voraussetzung der Freiheit, die Paulus verkündigt, die gespaltene Welt der apokalyptischen Enderwartung.

Jesus, der im menschlichen Gotteserlebnis völlig aufging, nichts anderes kannte und gelten ließ, als dieses eine Anliegen, in seinem göttlichen Vater zu leben, hat die wichtige Gabelung der Lebensgrundsätze in die beiden Hauptgesinnungen *Gerechtigkeit* und *Güte* zweimal unter dem Bilde der doppelten Vaterschaft anschaulich gemacht: **Ein Mensch hatte zwei Söhne** (Mt 21, 28. Lk 15, 11). Der *andere* Sohn stand zum Vater anders, sah ihn anders, erfuhr ihn anders als der *ältere*. Der Gerechte und Tadellose war aber auch immer selbstgerecht, hatte sich nicht geirrt

und nicht sich verfehlt; und eben dadurch setzte er sich vor dem Vater ins Unrecht, der den Verschwender und Nichtsnutz vorzog, weil dieser andern Sinnes geworden war; dem ältern mißtraute er eben deshalb, weil er *recht hatte*. Jesus wußte wohl, daß er zu Gott gleich stand wie der Täufer, sobald er ihrer beider Verhalten am Verhalten der religiösen Volksväter, der Pharisäer und Schriftgelehrten, maß. Verglich er sich aber ohne diesen gemeinsamen Gegensatz, so stand er zu Gott anders als Johannes — er sah diesen dann auf einmal drüben stehen, wo auch die gemeinsamen Gegner standen; er mit den Seinigen aber stand in Einsamkeit und vertrat das ganz Andere und ganz Neue:

Es hat sich keiner erhoben unter den Weibgeborenen
Größer als Johannes der Täufer.
Aber der Kleinste im Himmelreich
Ist größer als er,
Denn alle Propheten und das Gesetz
Prophezeiten bis zu Johannes.
Und wenn ihr ihn so nehmen wollt,
Dann ist er Elias, der kommen soll.
Wer Ohren hat, höre! (Mt 11, 11. 13—15).

Die Unterschiede, die mit diesen eben vorgenommenen Erwägungen belegt werden, besiedeln die folgenden drei religionsgeschichtlichen Stufen: die nationalistischen Gewalttäter und Aktivisten wie auch die geistigen Gewalthaber stehen auf der Machtstufe (Herakles, Rudra usw.). Johannes und seine Täufer auf der Feuerstufe (Prometheus); Jesus aber, in der Bergpredigt, steht auf der Stufe der natürlichen Güte (Demeter und der sympathetische Eros). Da nun aber alle drei Stufen: pharisäische Volksväter, der Täufer und Jesus, völlig außerhalb des polytheistischen Heidentums leben, da sie kultisch und rituell nur mit einem Gott zu schaffen haben (denn die Labilität des *andern Gottes* tritt bei den beiden Sektenhäuptern nie in ihrem Bewußtsein auf) —, so müssen wir diese drei religiösen Menschheitsstufen: Machtwillen, sittliches Feuer, verzeihende Güte in der spätjüdischen Religionskultur wiederfinden mit ihrer besonderen Gebundenheit an diese Religionskultur, die eine moralische und rituelle

war. Das Vorzeichen, das diese spätjüdische Gebundenheit wiedergibt, kann am besten mit dem Begriffspaar ausgedrückt werden: Entscheidung und Verantwortung. So und nicht anders faßten die Volksväter ihren geistigen Machtwillen, so und nicht anders der Täufer seine Umkehrtaufe auf und so und nicht anders Jesus seine unerschütterliche Gewißheit, Sohn des königlichen Gottvaters zu sein: **Alles ist mir übergeben worden von meinem Vater, und niemand erkennt den Sohn, es sei denn der Vater, noch erkennt einer den Vater, es sei denn der Sohn und wem der Sohn es zu enthüllen entschlossen ist!** (Mt 11, 27. Lk 10, 22). Wir haben in diesem beinahe delphisch anmutenden dunkeln und doch begrifflich scharfkantigen Orakelspruch den Kern der synoptischen Theologie vor uns, und zwar nicht der nachträglich eingedrungenen urchristlichen Gemeindedogmatik von der Erlösung in Jesus-Christus, sondern die Gotteslehre Jesu selbst, wie er sie in sich trug und verkündete.

Es ist dieses Wort denn auch, religionsgeschichtlich beurteilt, von beispielloser Größe und Erhabenheit. Wenn man in einem genialen religiösen Urheber nach dem gestaltenden Künstler fragen darf, — nicht bloß nach dem sprachlichen Formgeber, der Jesus ja in hohem Maße gewesen sein muß, sondern nach dem inhaltlichen Gestalter, nach dem kunstgerechten Schleifer eines solchen wahrhaft diamantischen Gedankens —, so darf man wohl in Bewunderung verstummen vor einem Spruch wie diesem. Seine Substanz ist die natürliche Gottfülle des religiösen Erlebens, abgezogen auf eine im großen und ganzen rein begriffliche Aussage. Was das bei Jesus, rein schon in dieser einmaligen Erscheinung der seltensten Ausnahme, heißen will, da er doch sonst die Bilderrede verwendet, kann nicht im breiten erörtert werden und braucht es auch nicht. Symbolisch sind in diesem Spruch nur Subjekt und Objekt, die feststehenden Pfeiler seiner Theologie, polar unter sich verbunden als die beiden Kraftherde des kreisenden Stroms. Und hier gleitet nun auch, wie es einem rabbinischen Schriftgelehrten wohl ziemt, die Aeußerung des Lebensgefühls in Erkenntnis über. Es wird hier den Menschen mitgeteilt, unter welchen Voraussetzungen Gotteserkenntnis

für sie möglich sei. Gott muß *himmlischer Vater* sein, seine Anbetung aber hat vom Standpunkt der *Kindschaft* aus zu erfolgen. Ist dieses Kind aber der ausgewachsene, vollwertige *Sohn*, dann wird in diesem ein Bewußtseinszustand herbeigeführt, der die Höhe einer *Gotteserkenntnis* erreicht. Doch ist auch das erkennende Element nichts weniger als gnostisch, da es aus einem genau entgegengesetzten Prozeß hervorgeht; gnostisch Gott erkennen, heißt: vom Menschen aus dank den Fähigkeiten seines Geistes zu Gott hin vordringen. Dem echten jesuischen Denken liegt das so fern wie nur möglich. Die von Jesus verkündete Gotteslehre kennt nur eine von Gott verliehene Theologie, und der einzige von ihm stammende dogmatische Glaubenssatz ist eben dieser Spruch. Wir werden noch Gelegenheit finden, von einer eigentlichen Gottesphysik zu reden, zu der sich die Aussagen des Jesus über die von ihm eröffneten religiösen Vorgänge zusammenschließen. Hand in Hand damit geht die Annahme, sein Glaubensleben bestehe in einem magischen Erleben (auch darüber wird noch zu reden sein). Wir im zwanzigsten Jahrhundert sind durch unser tägliches Leben um eine anschauliche Analogie bereichert, wenn es sich darum handelt, uns den organischen Ablauf der von Jesus uns versicherten Glaubenswirklichkeit vorzustellen: es laufen unsichtbare Wellen hin und her. Sie tragen und vermitteln Botschaften. Sender ist dann immer nur Gott, höchstens daß die Welle in der Antwort den ausgegangenen Strom wieder zurücknimmt. Dienlicher Schallempfänger ist aber nicht jeder Mensch — auch nicht jeder, der zunächst dazu berufen wurde. Er muß sich erst bewähren. Wirklich tauglich ist nur der Auserwählte. Dieser von der göttlichen Wahl wahrhaft erfaßte Mensch hat den religiösen Schöpferrang des Sohnes inne: er kann die wahre Gotteserkenntnis in sich empfangen und die aufgenommene weitergeben an Menschen seiner Wahl.

FÜNFTER ABSCHNITT.
Jüngerschaft und Gemination.

Zum Ausklang unserer mehrteiligen Abhandlung über die historischen Beziehungen zwischen dem Täufer und Jesus geben

wir noch einen Rundblick über ihre gemeinsame Wirkung, nicht zuletzt in der Hoffnung, damit durch psychologische Erwägungen untaugliche historische Hypothesen überflüssig zu machen. Sind wir sogar so weit gediehen, jenen abenteuerlichen Fastenbüßer Banuus, der sich in Korkrinde einband und Josephus kannte, als weltgeschichtlichen Zeugen für die Entstehung des Christentums angeboten zu bekommen!

Vom Täufer das Verpflichungsstatut, von Jesus die Gewißheit der göttlichen Vatergüte — sie sind die eigentlichen Urheber der seelischen Kräfte im Christentum. Wer aber sind dann dessen Stifter? Jede weltfeste Religion, die sich geschichtlich bewährt, muß irgendwie gestiftet sein.

1.

Es fehlt nicht an breiten Spuren, daß in Vorderasien Jahrhunderte lang eine organisierte Religion sich auf den Täufer gegründet habe. Mandäismus und Manichäismus sind zwei apokalyptische Sonderreligionen, dem entstehenden Christentum ostwärts lose angelagert. Später vom Islam bedrängt und von ihm schier verschlungen, tauchen sie aus den Funden heutiger Forschung zusehends als historische Träger apokalyptischer Religiosität auf, sofern eben nicht das Christentum selbst hier mit in Frage steht. Vier bis fünf Jahrhunderte lang haben Mandäer und Manichäer sich im Schatten stärkerer Verwandter, eben Judentum, Christentum und Islam, recht lebendig erhalten. Nicht nur berufen sich die Mandäer auf Johannes den Täufer; sie haben ihn zum eigentlichen Patron ihrer selbständigen Gemeinschaft erhoben. Ihre Bücher zeichnen sich durch einen wahren Vetternhaß wie gegen Juden so gegen Christen aus. Als allgemeine Figur der Religionsgeschichte wird die geschichtliche Gestalt des Täufers von diesen iranisch mandäischen Ansichten plastischer beleuchtet als von den allzu spärlichen Bemerkungen des Neuen Testaments über ihn. Und ist die Kunde von seinem feuerumwitterten Untergangsgericht nicht vielleicht geradezu aufgeschluckt worden von dem jungen Islam, der als Religion ja ungemein dürftig ausgestattet war und nach Anleihen griff, wo sie sich fassen

ließen? Seine nächsten Nachbarn waren ihm in religiöser Hinsicht das östliche Christentum und die Mandäer. Mutet uns der das Kriegsschwert zückende, die Fahne des Eroberers schwingende All-Ein-Gott Allah nicht an, wie der in die Weltgeschichte hinausstürmende Donnertäufer, den Johannes ansagte? An diesem apokalyptischen Feuerengel der Rache nahm Muhammed, einmal von den Visionen seines Allah heimgesucht, den größten Anreiz; so mag er sich weit mehr am johannischen Teil des Evangeliums entzündet haben als am jesuischen und lagen ihm die Mandäer näher als die Christen. Eine derartige Nachwirkung des Täufers deutet also hin auf eine selbständige Jüngerschaft, die, ähnlich wie die Jesus zugeschriebenen, sich nachher durch Ersatzwahlen in Vorsteher- und Bischofsreihen auf spätere Geschlechter fortgepflanzt hätte. Der Täufer ist von seinen eigenen Jüngern begraben worden (Mk 6, 29. Mt 14, 12). Aber über dem Grab, in dem sie ihn beisetzten (Mk 6, 29) ist es still geblieben. Keine Auferstehungsvision hat seinen Hügel zersprengt. Nur in den Pseudoclementinen ist überliefert, der Täufer sei von seinen Anhängern als Christus verehrt worden.

Wir müssen nun noch einmal auf den synoptischen Elianismus zurückgreifen. Was er theologisch d. h. für die Bildung der urchristlichen Gottesvorstellung bedeutete, haben wir schon erwogen. Er ist aber auch eine starke Wurzel für die Gemeindebildung selbst gewesen, interessiert uns also auch noch soziologisch. Der Weissagungsbeweis bestimmte als Geburtsort des Messias (nach Micha 5, 1) Bethlehem — dort wurde nach der Ueberlieferung Jesus geboren (Mt 2, 1. 5. 6. 8. Lk 2, 4. 15). Es wird dieses judäische Städtchen dann auch überhaupt als Wohnort der Josephsfamilie vorausgesetzt (Mt 2, 13—23. Lk 2, 39). Der messianische Vorstellungskreis bei Matthäus erklärt Bethlehem als Jesusstadt, das tut zum Teil auch Lukas (2, 1—5). Es tritt aber daneben bei beiden Evangelisten die galiläische Stadt Nazareth. Außerhalb der urchristlichen Erzähler ist ein Flecken dieses Namens weder im Alten Testament noch bei Josephus noch im Talmud irgendwo erwähnt. Man braucht daraus nicht zu schließen, eine Ortschaft dieser Art habe es nicht gegeben. Galiläa

war zu Jesu Zeiten sehr bevölkert, Josephus spricht von über zweihundert Dörfern und fünfzehn festen Plätzen mit Mauerumwallung. Der vierte Evangelist zuckt die Achseln über das kleine Nest, aus dem nichts Gutes käme (Jo 1, 45 f.). Hingegen Matthäus läßt nun beim feierlichen Einzug in Jerusalem die Massen rufen: **Das ist der Prophet Jesus, der von Nazareth in Galiläa** (Mt 21, 11). So führen ihn auch Markus (1, 9) und die Apostelgeschichte (10, 38) ein. Besonders Lukas erhebt Nazareth zur Vaterstadt (Lk 4, 16, wo von *Nazara* die Rede ist), und Markus läßt die jesuische Hidschra ebenfalls in der *Vaterstadt* geschehen, die er nicht nennt (Mk 6, 1). Aus dem Gang der Erzählung gewinnt man eher den Eindruck, als sei Jesus in Kapernaum zu Hause, da von da die Wanderungen ausgehen. **Nazara verlassend, nahm er Wohnung zu Kapernaum am See** (Mt 4, 13).

Das Geographische ist aber keineswegs einziges Verkehrsnetz. Der Sektenname **Nazorener** (Mk 1, 24. 10, 47. 14, 67. 16, 6. Lk 4, 34. 24, 19) und **Nazoräer** (Mt 2, 23. 26, 71. Lk 18, 37. Jo 18, 5. 7. 19, 19. AG 2, 22. 3, 6. 4, 10. 6, 14. 22, 8. 24, 5. 26, 9) — insofern das Gewimmel der Lesarten in den Handschriften eine solche Unterscheidung überhaupt gestattet, — versieht uns mit einer soziologischen Handhabe von großem Gewicht. Seiner gehäuften Verwendung in der neutestamentlichen Erzählung ist mit Sicherheit zu entnehmen, daß weit mehr noch, als woher er stammte, es der Urgemeinde zu denken gab, was er als *Schulhaupt* galt. **Er wird ein Nazoräer heißen** (Mt 2, 23b) und der Beiname **Der Nazoräer Jesus** (Mt 26, 71) lassen sich eben auch mythologisch deuten; *NSR* oder *NZR*, das als Wortwurzel über sechzigmal im Alten Testament vorkommt, stellt den angerufenen Patron unter den Gedanken des Schutzgeistes vor, wie das auf semitischem Boden besonders Elias zugedacht ist. Da eschatologische Erwartungskreise zugleich sich als elianische geben, wie das aus den synoptischen Angaben über ihn sich erschließen läßt, so dürften sie damit in die Nähe dieser Nazaräer rücken, die laut ihrem Namen schon sich um den *Nothelfer* scharen; noch unter dem Kreuz entsteht ja die Frage, ob **Jesus** nicht **dem Elias rufe**, um sich von ihm **helfen** zu lassen (Mk 15, 34 ff. Mt 27, 46 ff.).

Die älteste jüdische Bezeichnung der Jesusanhänger in den gegen sie gerichteten Judengebeten ist: *Nozrim* (Nazaräer), was so viel bedeutet als: die Leute, die einen Patron haben, *die Nothelferleute.* Das große jüdische Tagesgebet, die Schemonè Esrè verlangte (ausgangs des ersten nachchristlichen Jahrhunderts) in seiner zwölften Bitte: *Möge keine Enderwartungshoffnung sein für die Abtrünnigen! Kannst du nicht in unsern Tagen alle die Unverschämten austilgen! Daß doch die Helfersleute* (Nosrim-Christen) *und die Ketzer* (Minim) *plötzlich vertilgt würden! Daß sie doch ja nicht eingeschrieben werden ins Buch des Lebens! Gelobt seist du — Jahwe, der du die Unverschämten niederdrückest!* (nach einem in der Synode von Cairo 1898 aufgefundenen Papyrus). Den Juden als Gesetzesleuten stehen Sekten gegenüber, die statt sich auf die mosaische *Thora* oder dann noch auf die hellenistische *Chokma* oder *Sophia* der Weisheitslehrer zu stützen, ihr Vertrauen in einen Menschen setzen und sich von ihm das göttliche Wesen vermitteln lassen, heiße nun der Patron Elias oder nicht, über dessen häretischen Geruch der Talmud zu seiner Zeit keinerlei Zweifel walten läßt. Wohl hofft man von seinem Stuhl, der bei der Beschneidung aufgestellt wird, Abwendung der drohenden Taufe. Aber Elias liebäugelt mit den Bastarden und wird seine Mischlinge nicht mehr los; Gott überhäuft ihn mit Vorwürfen: „Ich habe eine Stimme gehört, die wie eine Taube girrte!“ Und das ist doch nur der *Revenant* und *Redivivus*, der als Schutzgeist in der Verkleidung eines arabischen Kaufmanns den jüdischen Wüstenkarawanen hilfreich beisteht! Der Täufer Johannes aber, der Herr der Mandäer, und Jesus, der Herr der Nozrim, haben mit jeder zögernden und schwankenden Zweideutigkeit, die den Sagengestalten eigen sind, gebrochen — hier ist mehr als Jonas und mehr als Elias!

Die Angaben des Neuen Testaments über die Jesusapostel sind unglaubwürdig mit Ausnahme einiger Angaben im Galater- und Ersten Korintherbrief des Paulus. Die Zwölfzahl ist verdächtig; erst in Anpassung an die Stämme Israels mag sich deren heilige Zahl in der Urgemeinde ergeben haben; als man sich so-

wieso für das jüngste *geistige Israel* zu halten begann, mußte man es ihm auch in den Patriarchen nachtun. So steht es für Jesus mit unserer Unwissenheit nur scheinbar besser als beim Täufer. Am wahrscheinlichsten ist noch anzunehmen, Jesus habe nach dem Beispiel des Täufers Jüngerabordnungen paarweise ausgesendet. Für den Täufer meldet das Lukas (7, 19), für Jesus Markus (6, 7. 14, 13). Nicht angebracht scheint die völlige Anzweiflung persönlicher Angaben über die Jesusjünger; aber so recht bei den Aposteln zuhause fühlt sich doch erst der vierte Evangelist. Der Zolleinnehmer Levi, genannt Matthäus, gab eine einträgliche Stelle dran, um heimatlos mit Jesus durchs Land zu ziehen (Mt 9, 9). Auch Andreas, der Bruder des Petrus, wird öfter erwähnt (Mk 1, 16. 13, 3. Mt 4, 18. 10, 2. Lk 6, 14. Jo 1, 40 f. 44. 12, 22). Thomas (Mk 3, 18. Mt 10, 3. Jo 20, 28) und Philippus (Mt 10, 3. Jo 1, 45. 6, 5) sowie Nathanael (Jo 1, 47. 21, 2) treten außer der pauschalen Nennung im Apostelkatalog (Mk 3, 13—19. Mt 10, 2—4. Lk 6, 12—16) in bloß legendären Episoden hervor. Andreas und Philippus sind griechische, die übrigen Zehn aramäische Namen. In dem zweiten Simon, mit dem Namen *Der Zelote*, hatte Jesus sogar ein Mitglied des national jüdischen Fascio in seine engere Umgebung aufgenommen (Lk 6, 15). Wenn aber (Mk 2, 18 Lk 5, 33) Johannesjünger von Pharisäerjüngern unterschieden werden, so hat da der Jüngerbegriff die Bedeutung des *Lehrschülers* völlig eingebüßt und ist gleichbedeutend geworden mit *Anhänger*.

Dennoch dürfte der spätere *Apostolat*, wie ihn die Urgemeinde alsbald ausbaute, nicht gänzlich ohne tatsächliche geschichtliche Haftpunkte im Gebahren des irdischen Jesus entstanden sein. Einmal wird er Petrus ausgezeichnet haben, nicht nur im Vortritt, der nach den Synoptikern diesem öfter, ja meistens, jedoch nicht immer, eingeräumt war. Auch die Bezeichnung *Petrus*, was so viel heißt wie *Felsenmann*, muß nicht, aber kann auf Jesus zurückgehen (Mk 3, 16). Um so eher als es nicht die einzige Auszeichnung ist, die er Jüngern mit einer symbolischen Namengebung zukommen läßt. Dennoch bleibt eine solche spärlich und betrifft nur die *drei Intimen*. Was aber heißt der Symboltitel der

Zebedäussöhne Johannes und Jakobus: — **Und legte ihnen den Namen Boanerges bei** — (Mk 3, 17)? Die aramäische Philologie schwankte, ob es nicht einfach *Gebrüder* heißen könnte, entschied sich dann aber für *Die Einhelligen* oder *Einmütigen*, das sollte *Boanerges* bedeuten. Also doch irgendwie der Dioskurengedanke! Das Geminationsprinzip oder der Sinn für Polarität geistert auch sonst durchs Urchristentum, nicht nur in den von uns namhaft gemachten synoptischen Dyasbeziehungen beim Täufer und bei Jesus. So schreibt Paulus am Ende seines Lebens nach Philippi: **Ich werde also aus den Zwei in Spannung erhalten** (Phil 1, 23) — will wohl sagen: aus einem positiven und einem negativen seelischen Pol. Und in dem vermeintlichen Tagebuch des Reisebegleiters des Paulus heißt es: **Nach drei Monaten aber fuhren wir in einem Alexandrinischen Schiffe ab, das an der Insel überwintert hatte und das Dioskuren-Zeichen führte** (AG 18, 11). Mit solchen Stellen taucht auch das Neue Testament religionsgeschichtlich leicht in tellurisches Grundwasser ein. Prüfen wir das nun noch nach an dem geschichtlichen Verhältnis zwischen dem Täufer und Jesus.

2.

Die Urgemeinde bewahrte ein Jesuswort auf, das sie in die Aussendungsverordnungen einfügte. Es beleuchtet die Beziehung zwischen einem Religionsurheber und seinen ersten und nächsten Anhängern: **Der Jünger ist nicht mehr als der Meister. Es soll dem Jünger genügen, daß er so wird wie der Meister!** (Mt 10, 24a. 25a.). An diesem Wort gemessen, hätte Jesus sich gegen Johannes dem Täufer nicht richtig benommen. Träfe der Vorwurf wirklich ihn selbst in Rücksicht auf sein Verhalten gegen den Täufer, so würde sich uns ein Blick in seinen innern Zwiespalt öffnen. Eben weil er nach empfangenem Tauchbad n i c h t bei ihm blieb, n i c h t einer der sonst von der Ueberlieferung bezeugten Jünger des Täufers wurde, mögen die Gründe, die ihn wieder von ihm wegtrieben, ihm zu schaffen gemacht haben. Denn nun spalten die verschiedenen Gefühle, sei es der Reue, seinen Meister immerhin verlassen zu haben, sei es der Sehnsucht, ihm treu und nahe zu bleiben, sei es der Gewißheit, mit Recht und nach Gottes Willen den andern

Weg einzuschlagen, in lebhaftem, schmerzlich bewegtem Innenstreit seine Seele und halten sie in Atem. Nicht weniger als viermal hat denn auch, wie wir den Texten zu entnehmen glaubten, die Berührung mit dem Andenken an Johannes, den er nach der Taufe selber nie mehr wiedersah, seine Handlungsweise beeinflußt. Die Möglichkeit einer solchen Deutung für die persönliche Jesuspsychologie durften wir nicht übersehen.

Für die Gemeindepsychologie spiegelt sich derselbe seelische Vorgang wieder anders. Die Urgemeinde hat die Gegenüberstellung auf ihre Weise durchgeführt. Sie tat es mit der naturgemäßen Absicht, den Täufer in den gebührenden Abstand des Herolds und Anmelders zurückzuversetzen. Wie sie das tat, ist in mancher Weise lehrreich. Zunächst wurde der barsche Bußruf des Täufers besänftigt durch die Brudergefühle der Bergpredigt: **Wer zwei Röcke hat, teile mit dem, der keinen hat; und ebenso tue der, der Speisen hat. Nehmt nicht mehr, als wozu ihr angewiesen seid! Beunruhigt niemanden! Erpresset niemanden! Laßt euch an eurem Solde genügen!** (Lk 3, 11. 13 f.). Ebenso hat Jesus sich später genau derselben Anfrage gegenüber gesehen, mit der die Leute schon an den Täufer herantraten: **Was sollen wir tun?** (Lk 3, 10. 12. 14). Er kann aber wirklich auch später einfach in derselben Lage wie der Täufer sich befunden haben, wenn auch an ihn herangetreten wurde mit der Frage: **Meister, was soll ich tun?** (Mt 19, 16. Lk 10, 25). Zugunsten der Geschichtlichkeit solcher Einzelzüge wäre anzuführen, der Täufer sei als erster an eine praktische Ausgestaltung einer großen Reuebewegung herangetreten und Jesus habe da ein äußeres Beispiel erlebt, das er nicht mehr aus den Augen verlor. Die Urgemeinde scheint etwas von einer ungeheuren Seelenspannung geahnt zu haben, mit der sich Jesus auf dem Taufplatze einfand. Nun hat ja die Kritik ihre nicht zu übersehenden Gründe, zu bezweifeln, ob Jesus sich von Johannes taufen ließ. Die Taufe könnte ja auch nur von der Urgemeinde gefolgert sein, aus der ihr naheliegenden Tatsache, daß in ihr selber getauft wurde. Das begann ziemlich früh, und sobald eine Jesusgemeinde sich einmal mit Taufen befaßte, lag es nahe anzunehmen, Jesus selber habe sie empfangen. Wie kam dann aber die Urgemeinde

dazu, Jesus unter den Johannestäuflingen aufzuführen, wenn ihr das nicht durch Meldungen, die sie für verbürgt und der Berücksichtigung wert hielt, bekannt geworden war? Der Sinn der Taufe war es doch, sündige Menschen zu entsühnen. Nun ist aber die Vorstellung von Jesus dem Sündlosen das älteste dogmatische Lehrstück des jungen Christentums gewesen; wir sahen ja, daß der Evangelist Markus sich völlig in dessen Dienst befindet. Wie konnte es die Urgemeinde wagen, die Taufe für den Auferstandenen zu erfinden, da sie damit zugegeben hätte, er habe sie nötig gehabt, weil auch er unter der Sünde stand und sündhaft geboren gewesen sei? Denn gerade das durfte niemals vorausgesetzt werden: Sünden hatte Jesus nicht abzubüßen. Solches zu erfinden hätte die junge Gemeindetheologie niemals wagen dürfen. Nur der übermächtige Druck einer unumstößlich übermittelten Tatsache kann die Aufnahme der Jesustaufe auch uns überhaupt verständlich machen. Weil es historisch ist, daß sie den Taufbericht aufnahm, ist es auch historisch, daß Jesus sich von Johannes taufen ließ!

Endlich enthält der synoptische Text einen Hinweis, wonach freilich kaum schon der Täufer selbst, wohl aber rückversetzend die Urgemeinde für den Wesensunterschied der Beiden nicht ohne Bewußtsein war. Danach hätte der Täufer in Jesus die große und einzige Ausnahme wohl erkannt. Dieser Täufling war im Unterschied von allen übrigen nicht vor dem Richterstuhl des Weltgottes angeschuldigt, sondern das Kind am Busen des Vaters. Er kam im Stande der Unschuld. Was war da an Schuld von ihm abzuwaschen? Vor den Taufempfang fällt ein kurzes Zwiegespräch, das dieser Einsicht Rechnung trägt: **Ich habe nötig, von dir getauft zu werden — und du kommst zu mir?** sagt der Täufer (Mt 3, 14). Jesus erwidert: **Laß nur, denn also ziemt es sich für uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen!** (Mt 3, 15). Hier wird einem historischen Verständnis besonders durchsichtig, wie in der synoptischen Tradition das Gemeindedogma und echtes Jesusandenken sich bis zum schwebenden Gleichgewicht die Wage halten. Dem Dogma mußte Johannes nur der Vorläufer sein, mußte eine Stufe tiefer dastehen als der urchristliche *Herr*. Historisch stand er ihm aber

zunächst gleich. Diese schicksalhafte Zwillingstellung der Beiden zueinander bildet das stärkste Widerlager für das Urchristentum im Boden zeitgeschichtlicher Wirklichkeit, es ist sein historisches Fundament und vermag auch letzte Folgerungen zu ertragen, wie etwa diese: die Urgemeinde *erfüllte alle Gerechtigkeit,* als Vertreterin Jesu, indem sie das Statutarische der Taufsekte anerkannte. Die Täufer hätten ihre geringere religiöse Rangordnung eingesehen und hätten die Fusion aus Bescheidenheit abgelehnt. Allein die Urchristen hätten darauf bestanden, das Statutarische des Täuferwesens in ihre Osterbotschaft hinüberzunehmen. Die Apostelgeschichte schildert die Pfingstgemeinde (AG 2, 38—41) als Vollzieherin der Taufe, die dann weiterhin als Besiegelungsmittel in die erste Ausbreitung übernommen wurde (AG 1, 5. 22. 10, 37. 11, 15. 13, 24). Der Johannesname wurde aus dem Taufbrauche ausgeschieden und fortan *auf den Namen Jesu* ausgeübt (Mt 28, 19). Der Jesusname wird zur Zauberformel für die Austreibung böser Geister (Mk 9, 30. 39. Mt 7, 22 f. Lk 10, 17. Ag 3, 2. 5. 6). Das Fasten der Johannesjünger, das von seiten des irdischen Jesus zu wiederholten Malen Kritik erfuhr, wurde eine regelmäßige und unangefochtene Gepflogenheit der hellenistischen Jesusgemeinde (vergl. Mk 2, 18 ff. Mt 6, 16. 9, 14 ff. u. a. mit AG 13, 3. 14, 23). Es hat also den Anschein, als sei tatsächlich eine bewußte Verständigung der beiden ursprünglich getrennten Enderwartungssekten schuld daran, daß das Christentum als Taufverein in die Welt ging und Paulus als Jesusevangelium eine vergeistigte Gesetzesreligion verkündete, ähnlich wie der Täufer in seiner Forderung die strenge ethische Haltung gegen den Mitmenschen verlangte.

Gemeindepsychologisch haben wir aber damit unsere Hilfsmittel nicht erschöpft. Weiter hilft uns namentlich jener offensichtliche Ansatz zur Legendenbildung, die Lukas in seinen Geburtsgeschichten uns aufbehielt. Es wird da bereits eine Staffel rückwärts in der Richtung auf einen Ahnenkult angebaut, und zwar matriarchalisch. Dieselbe Sachlage, daß nämlich der Wertvolle zum Geringeren sich hinbegibt, wiederholt sich nun, nachdem er an den Propheten sich vollzog — in einer späteren Schicht

des Ausbaus — an ihren Müttern. Die Väter sind in den zweiten Rang eingereiht — bei Jesus schon gar: **Und war der Sohn — so galt er — des Joseph** (Lk 3, 23) — aber auch der Vater des Johannes, **ein Priester mit Namen Zacharias aus der Tagklasse Abia** (Lk 1, 5) wird beinahe humorvoll als glücklicher Mummelgreis gezeichnet. Das Feld gehört den Gebärerinnen. Und nun besitzt also die siegreiche Urgemeinde (siegreich, insofern die Täufersekte in ihr aufgegangen ist) die ritterliche Höflichkeit, die Gottesgebärerin bei Elisabeth, die bloß den Vorläufer unter dem Herzen trägt, Besuch abstatten zu lassen. Genau entsprechend dem Erstaunen des Elisabethsohnes gegen den Mariensohn: **Und du kommst zu mir?** (Mt 3, 14) heißt es von diesen Müttern selbst: **Und Marie machte sich in diesen Tagen auf und begab sich eilig in das Gebirge nach einer Stadt Judas. Sie trat im Hause des Zacharias ein, und sie grüßte Elisabeth. Und als Elisabeth den Gruß der Maria vernahm, hüpfte das Kind in ihrem Leibe. Und Elisabeth wurde von heiligem Geist erfüllt** (Lk 1, 39—41). Es ist das dieser selbe heilige Geist, der bei Lukas in seinen beiden Schriften überall da ausgegossen wird, wo die jesuische Verkündigung in Kraft tritt. Die geminierende Gleichstellung oder jedenfalls Zusammenführung der beiden Sektenhäupter wird hier in der Urgemeinde in einer lieblichen Dichtung zur Legende ausgesponnen.

Nachdem nun aber der Gemeindepsychologie ihr Recht geschehen ist, darf man hinter ihr auch noch die Personalpsychologie der beiden prophetischen Bundesgenossen nicht völlig vergessen. Zwei spätjüdische Häupter religiöser Sekten, jeder durch eine unvergleichliche Kraft einzig dastehend in der heimischen Volksreligion, aber in dieser doppelten Einsamkeit aufeinander angewiesen, treten in den mythologischen Aspekt von Dioskuren ein, die mit gegensätzlich vereinten Kräften die göttliche Sache möglichst gleichgesinnt und ergänzend gefördert haben. Wie vorhistorische, mythische Gestalten ragen der Täufer und der Heiland in den hellen Mittag der alten Geschichte auf — so als stünden lebendige Menschenleiber mit der unteren Körperhälfte eingegraben in der Erde drin. Wir verstehen darunter den archaischen, rückfälligen Geistes- und Sozialzustand, eben den Habitus der

Rechabiten oder Ebioniten, mit dem sich sowohl Johannes als Jesus zu der rationalistisch opportunen Vernunft- und Besitzkultur der pharisäischen Volksväter in Gegensatz stellen. Mächtig stand vor ihnen die Feuerwand des nahen Endgerichts. Sie hielten den Anblick aus, schauten nicht hinter sich. Und doch hielten sie nur aus, weil sie die göttliche, von den Menschen geschändete Vergangenheit hinter sich wußten. Der gewaltige Ruf nach Umkehr war ein Aufschrei weit mehr als eine Anweisung. Dieses Metanoeite heißt wohl: Aendert Sinn und Wandel! Es heißt aber im Unterton noch viel eher: **Denkt nach!** (= meta!) — *Denkt hinter euch! Vergeßt nicht, was war!* Die Zeitgenossen verfolgten ja zur Genüge den jähen Willensstrich einer aktivistischen Religionstendenz, die nationalistische Machteschatologie der Zeloten, den politischen Messianismus. Innerhalb apokalyptischer Erlösungsvorstellungen vertraten sowohl Johannes wie Jesus die Gegentendenz, sie stemmten den vollen Willensaufwand gegen jede derartige Verweltlichung der angestammten Väterreligion. Auf solche Gedanken kommen, sich solche Ziele setzen, das konnten sie nur, weil sie aus dem Geiste sprachen und also Geistmenschen (Pneumatiker) waren. Dieses zu sein aber schloß in sich eine ungeheure Tragweite ein, auch nach rückwärts, angesichts der Vergangenheit, die das Pneuma und seine Träger in der Zeitstrecke eines halben Jahrtausends aufzuweisen hatten:

Wer bestimmte den Geist Jahwes
Und war sein Ratgeber, der ihm Unterricht gab?
Mit wem beriet er sich, der ihm Einsicht verlieh
Und ihn belehrte über den Weg des Rechten
Und den Weg der Einsicht ihm wies? (Jesaias 40, 13 f.).

Obschon diese Frage ihre Verneinung voraussetzt, bereitet sie doch in derselben Schrift die Anwesenheit des Zeugen vor.

Ihr seid meine glaubwürdigen Zeugen
Und meine Knechte, die ich erwählt habe,
Damit sie erkennen und mir glauben
Und einsehen, daß ich es bin! (Jes 43, 10).

Es kommt dann noch ein Drittes hinzu, nämlich das *Wort* in seiner Niederschrift: **Zusammenbinden will ich die Bezeugung,**

versiegeln die Weisung in meinen Jüngern! (Jes 8, 16). Jesus hat sich des Ausdrucks *Evangelium* nicht bedient; es ist die Urgemeinde, die einen im profanen Sprachgebrauch sowie in der Uebersetzung des Alten Testaments durch die „Siebzig" (Septuaginta) eingeführten Wortstamm mit heiligem Nachdruck lud. So entstand aus mehr als einer Ursache der urchristliche Begriff des Heiligen (sowohl Mensch als Sache betreffend): heiliger Geist, heiliger Zeuge und das heilige Wort im schriftlichen Niederschlag. Der vierte Evangelist, der sich vermutlich nicht ohne Seitenblick auf den Täufer *nach Johannes* nennt, fügt auf der Höhe seiner Schilderung, nach dem Lanzenstich in den Leichnam des Gekreuzigten, bei: **Und jener, der es sah, hat es bezeugt, und wahr ist sein Zeugnis, und jener weiß, daß er das Wahre sagt, damit auch ihr glaubt!** (Jo 19, 35). Hier verwandelt sich in einem nicht zu übersehenden allegorischen Symbolismus Augenzeugenschaft in Blutzeugenschaft. Das Evangelium besiegelt das Zeugnis, daß sowohl Wasser (die Taufe des Johannes) als Blut (am Kreuze) geflossen sei: **Es kam rasch heraus sowohl Blut als Wasser** (Jo 19, 34b). Das Evangelium ist Zeugenschaft im Geiste; sein Anfang war der Täufer.

Mit den soeben aneinander gereihten Gedanken ist der Heiligtumsbesitz der Urgemeinde umschrieben. Dieser Besitz ist nicht mystischer Natur; aber er ist auch nicht gnostisch. Mit Reflexion oder folgernder Erkenntnis berührt er sich nicht. Er ist wirklich im eigentlichsten Sinne Ausdruck, d. h. *Entäußerung eines Drucks.* Was erdrückt hätte, ohne das sich öffnende Ventil der geglückten Aeußerung, das war — Last und Gut zugleich — die historische Erinnerung der Urgemeinde an ihre eigene Entstehung und ihre *beiden* Wurzeln: Taufe (des Johannes) und Verkündigung (des Jesus). Daraus — daß es so war — ergibt sich das weitere: — daß die Urgemeinde es so sah. Und nicht nur es so sah, sondern es auch annähernd so in ihrer Darstellung der Gemination Johannes-Jesus einzufassen vermochte und zur Ueberlieferung gestaltete, die sich in die verschiedenen Rinnsale der drei ersten Evangelien ergoß und in diesem schriftlichen Zustande der Welt erhalten blieb! Freilich erkennen wir diese

erinnernde Mitteilung des die Urgemeinde erschaffenden Erlebnisses der Beiden in dem Zeitpunkte, da es um die Gemination bereits geschehen ist. Der Kampf der beiden Enderwartungssekten hat mit dem Siege der Verkündigungshälfte geendet — (in den Augen der Urgemeinde allerdings nur — die Mandäer würden umgekehrt den Sieg für sich in Anspruch nehmen). Der Forschung ist die Annahme durchaus gestattet, daß die Rückerinnerung bis zur seelischen Einstellung des Urhebers verfolgt werden darf. Jesus hat sein prophetisches Zwillingsdasein loswerden wollen. Dieses erkennend, gelangen wir zu ihm selbst.

Daß Jesus sich von Johannes hat taufen lassen, war historisch eine noch viel folgenschwerere Begebenheit als irgendein Blutbündnis oder sonst ein mit heiligen Schwüren geschlossener Vertrag zwischen politischen Machthabern. Es geschah da ein symbolischer Vorgang, der in dieser Eigenschaft sich zunächst vor andern feierlichen Eidversprechen antiken Lebens kaum schon besonders hervortat. Aber an innerem Schwergewicht des seelischen Vorgangs könnte nur an die Todesfreundschaft der Thermopylenkämpfer oder der thebanischen Schar oder, um auf semitischem Rassengrunde zu bleiben, der hasmonäischen (makkabäischen) Patriotenfamilie erinnert werden. Nur daß keinerlei politische, sondern ausschließlich religiöse Beweggründe Jesus zu Johannes hinführten. Da aber die Johannestaufe Bund und Schwur in der Art politischer Verträge doch gewesen ist und sie zum Werbemittel der urchristlichen Jesusreligion ausersehen wurde, ist das Christentum als Symbolreligion zugleich Geschichtsreligion (Tat- und Willensreligion) geworden. Unabhängig davon aber wirkte auch das lebendige Andenken an die Persönlichkeit Jesus nach, und zu diesem Jesusproblem verengert sich nun unser Studium der Synoptiker.

DRITTES HAUPTSTÜCK.
Von der Seele des Jesus.

Wie kläglich wäre es, wenn wir in der Apokalyptik nichts anderes mehr zu entdecken vermöchten als einen Behälter verpöbelter Machttriebe! Die synoptische Jesusgestalt zeigt sich uns im Kampf gegen die Pöbelinstinkte. Im Höllentiegel der Enderwartung läutert er die Schlacke bis zum stillen Aufblick des in ihr schlummernden Goldes. Dieses Neue haben nur Eschatologie und Apokalypse möglich gemacht.

Man müßte sich freilich erst über das Wesen des Heroismus verständigen. Wir selbst verstehen unter einem Helden einen starken Menschen, der für den Sieg einer Sache untergeht. Er kann den Kampf mit dem Schwerte oder sonst einem Werkzeuge der Macht führen. Er kann ihn aber auch in äußerer Ohnmacht allein mit seiner Seelenstärke führen. Jesus verzehrte sich für das aeonische Leben auf Erden. Heldenhaft ist also das seelische Verhalten des Jesus in der von den Synoptikern beschriebenen Zeitspanne ganz und gar. Gerade als Anhänger der Apokalyptik ist Jesus heroisch.

ERSTER ABSCHNITT.
Wie sich Jesus in Leben und Lehre teilte.

Im Johannesevangelium ist der Heiland völlig vom Lehrer verschlungen. In den Synoptikern halten sich Leben und Lehre ungefähr die Wage.

Im Unterschied zum vierten, der ja von diesem Begriffe fast mehr als von jedem andern zehrt, verwenden die drei ersten

Evangelien den Ausdruck *Leben* sparsam und meistens belanglos — das Leben irgend jemandes: **Wenn einer Ueberfluß hat, so ist sein Leben doch nicht gesichert durch seine Habe!** (Lk 12, 15), **Abraham sprach: Kind, gedenke was du in deinem Leben Gutes empfingest** (Lk 16, 25). Wo die Herrenworte (Logia) vom **Leben, das da kommt,** oder vom **Ewigen Leben** reden, kann es sich nicht um einen Ausspruch des irdischen Jesus handeln (Mt 19, 16. 29. Mk 10, 17. 30. Lk 10, 25. 18, 18. 30 und sonst).

Nach den Synoptikern hat Jesus Lehrvorträge gehalten (Mt 4, 23. 5, 2. 21, 23. Mk 1, 21 f. 6, 7. 14, 49. Lk 4, 15. 5, 17. 6, 6. und sonst vielfach). Seine Mitteilungen werden ausdrücklich als Lehre bezeichnet (Mt 7, 28. 16, 12. 22, 33. Mk 1, 22. 27. 11, 18. 12, 38. Lk 4, 32). Weil er nicht mit der Feder in der Hand dachte, kannte er nur eine innige Verbindung seiner Lehre mit seinem Leben, und zwar in einem Umfange, der nicht bei Dingen und Tatsachen Halt machte. Er erfaßte den gesamten ihm zugänglichen Umkreis bewegter Erscheinungen, von dem sein Auge trunken war und sein Ohr tönte. Wohl nur in ihm gelangte die Lehrverkündigung von etwas Göttlichem zu einer derartigen Ausgestaltung, weil in Buddha zu wenig und in Muhammed zu viel Tateifer waltete!

Wir schalten drei Grundsätze ein, die es verstehen lassen, was für Jesus das von ihm verkündete aeonische Leben bedeutete.

Der erste Grundsatz.

Religion ist ein Symptom des Lebens auf der Erde.

Mit Religion gelangt in besonderer Weise auf Erden und an Menschen Leben zum Ausdruck. Dieses als Religion auftretende Leben verfügt über ihm eigene Ausdruckszeichen, hinterläßt eine Spur, an der es zu erkennen ist. Was Leben sei, bleibt die Frage aller Fragen. Jede Antwort würde ihr Abbruch tun. Im Gewande der Religion öffnet sich mit dem Begriff *Leben* die Welt über alles Menschliche hinaus, ohne doch aufzuhören, für den Menschen letzte und höchste Angelegenheit zu sein. Daß in der Frage nach dem Leben der Mensch weder überwiegt noch verschwindet, ist das deutliche Kennzeichen, um Religion sowohl gegen Unglauben als gegen Mystik abzugrenzen. Religion ist Ausblick in eine offene

Welt, und Teilnahme an ihr, ausgeübt von Eigenwesen, die einer geschlossenen Welt angehören.

Der zweite Grundsatz.
Leben ist ein kosmisches Geheimnis.

Alle Weltreligionen gehen darin einig, dem von ihnen mitgeteilten Leben wahre Unbegreiflichkeit zuzusprechen. Als einziges Beispiel genüge die große Aussage des Paulus: **Wie sollen denn die Toten auferstehen? Mit was für einem Leibe sollen sie denn kommen . . . siehe, ich sage euch ein Geheimnis: Wir werden alle verwandelt werden und das plötzlich, in einem Nu, beim Stoß der letzten Posaune!** (1 Kor 15, 51 f.). Im neunzehnten Jahrhundert hat die inbrünstige Liebe der deutschen Romantik zum Leben einer entsprechenden Begriffsbestimmung zugestrebt, etwa in den Worten des Schweizer Arztes Ignaz Paul Vital Troxler (1780 bis 1866): „In der Menge von Vorurteilen, in welchen wir befangen liegen, gibt es nur eines, ein Einziges, welches uns eingeboren ist, — in diesem muß sich also das Urteil des Lebens offenbaren. Was ist und erscheint, lebt. Und was lebt, liegt unter dem Zauber der Erscheinung und Existenz. In diesem Zauber des Lebens liegt es selbst bewahrt als ein wundervolles Geheimnis und geheimnisvolles Wunder. Erscheinung und Existenz zugleich und zusammen, ununterscheidbar, sind Leben. Das Leben als Urteil erscheint im Geheimnis der Erscheinung, wie es im Wunder der Existenz ist. Das Leben kann also nichts anderes finden als sich selbst; des Lebens Problem ist das Leben. Es ist das Unbekannte, von der Menschheit von allen Seiten Gesuchte und nicht Gefundene, weil es selbst keine Seite ist. Noch immer und überall verlor es es sich in seinem eigenen Labyrinthe.“ (Ueber das Leben und sein Problem 1806.) Ein halbes Jahrhundert früher findet man die Verherrlichung des Lebens in einem Spruche des schwäbischen Theologen Friedrich Christoph Oettinger (1702—1782): „Nun ist das Wort Leben das allerunerklärlichste. Es enthält Licht und Dunkel, Hitze und Kälte, weiß und rot und alle Regenbogenfarben. Lasset uns nicht mit andern um Worte zanken: ist jemand unwissend, so sei er unwissend.“ (Inbegriff der Grundweisheit.)

Unter dem Schutz solcher Anschauungen vom Leben vermeiden wir die Gefahr, den Charakter des Jesus zu rationalisieren, ihn als ein Gebilde der Vernunft und des Willens hinzustellen. Jesus steht unter den Kräften des Weltenraumes; und seine Echtheit entfließt unmittelbar dem Kosmos.

Der dritte Grundsatz.

Religion ist die menschliche Empfänglichkeit für eine kosmische Kundgebung.

Wir Menschen können nur die irdischen Spuren göttlichen Wesens kennen, nicht aber diese selbst, also nur die Wirkung, nicht das Wirkende. Dieser Spurencharakter der Religion, der uns in den Makrokosmos verweist, kann in der geschichtlichen Erscheinung des irdischen Jesus in einen Mikrokosmos hinein verfolgt werden. Ein solcher naturhaft religiöser und gar religionsschöpferischer Mensch gibt uns von der Religion Bescheid, wie sonst ein bedeutender Mensch von irgendeiner andern Lebensgepflogenheit, in der er sich auszeichnet. Eben deshalb sind wir nicht erstaunt, in den drei ersten Evangelien Aussagen über Religion bildlich und nicht begrifflich ausgedrückt zu finden. In echter Religion wandelt der Gott oder ein Göttliches über die Menschenerde, und der Abdruck seiner Fußsohlen bleibt als etwas uns Wahrnehmbares zurück — er ist über uns dahingegangen, sonst wären die Abdrücke nicht da. Religion ist die in der Menschenerfahrung eingedrückte Fußspur Gottes. Sie ist Wirklichkeit, weil sie, wo sie wirkt, eine Spur göttlicher Wirkung zurückläßt.

* * *

Die obigen drei Grundsätze bilden die metaphysische Prämisse unserer Jesusdeutung. Das will besagen, nicht daß wir irgendwie rückfällige Apologeten sind, wohl aber daß wir einer materialistischen Wissenschaft wehren, wenn sie den Riegel schieben will für eine (im richtigen Verstande) okkulte Erklärung des jesuischen Wesens aus kosmischen Anschlüssen und Untergründen. Will heute eine Auslegung der synoptischen Texte das unvergänglich Lebendige an Jesus aufzeigen, so muß sie sich eines

Begriffes von Leben bedienen, den die heutige Menschheit versteht. Dem Leben aber, wie er es verstand, wollte Jesus dienen als sein Lehrer unter den Menschen. Und so faßte ihn auch die Oeffentlichkeit auf. *Didaskalos* und *Rabbi* wird er immer wieder angeredet. Seine Verkündigung war eine Lebenslehre. Die Frage, wie weit er damit dem angestammten und zu seiner Zeit hochstehenden und blühenden Lehrstande seines Volkes angehört habe, also selber ein zünftiger Doktor heiliger Schrift gewesen sei, läßt sich aus den Synoptikern nicht bündig beantworten, aber deshalb auch sich nicht rundweg verneinen. Man müßte wissen, wie weit er wirklich in seiner Jugend rabbinische Schulung genossen und ob er sich einschlägigen Prüfungen unterzog. Ansonst hätten ihn Selbststudium und die mit seiner Begabung zusammenhängende Weltkenntnis so weit gebracht, daß ihn das Volk nicht anders ehrte, als hätte er die Ausbildung eines Rabbiners genossen und die dazu gehörigen Titel durch abgelegte Examen rechtmäßig erworben.

1.

Die Synoptiker geben kein falsches Bild vom irdischen Jesus, nicht einmal ein ungenaues, nur ein undeutliches. Die Deutlichkeit verstärkt sich in dem Maße als wir unsere eigene Handhabung der Ueberlieferung verfeinern und verbessern. Was wäre z. B. damit gesagt, daß Jesus ein jüdischer Rabbi war? Zunächst soviel, daß er ursprünglich kein Prophet war wie der Täufer nach den Berichten von Anfang an (Mk 11, 32. Mt 11, 9). Ausdrücklich *Rabbi* wird Jesus gelegentlich angeredet (Mk 9, 5. 10, 51. 11, 21, 14, 45). Wo die Anrede auf *Herr* lautet, wie meistens im jetzigen griechischen Text, ist seine Zugehörigkeit zum Stande der Schriftgelehrten damit gemeint. Die Form seiner Sprüche, ihr Tonfall, ihre Sinnbehandlung lassen die rabbinischen Schulregeln durchblicken. Eine ganze Reihe seiner bekanntesten Worte finden sich überraschend ähnlich, ja wörtlich gleich in den Spruchsammlungen der Rabbinen (z. B. Mt 6, 26. 34. 7, 2. 7. 24 ff. 10, 29 f. Lk 15, 8 f. 17, 7 ff.). Da Jesus erst auch in den Synagogen auftrat, war er also zur Lehrtätigkeit an offizieller Stätte zugelassen.

Er stellte sich zum Meinungsstreit; seine Beweisführung unterschied sich nicht von den üblichen Gepflogenheiten, ja auch der Gleichnisrede bedienten sich die Rabbinen. Wenn er nach dem höchsten Gebot fragt (Mk 12, 28—34), wandelt er völlig in ihren Fußstapfen. Er mag einst erlernte oder angewöhnte Redeformen zwanglos ausgeübt haben.

Anstoß erregte er mit Freiheiten, die sich ein untadeliger Rabbi kaum noch gestattet hätte. So durften sich in der Umgebung eines solchen Frauen nicht finden; von Jesus wird aber weiblicher Umgang mehrfach gemeldet. Zur äußeren Ordnung seiner Anhängerschaft trugen offenbar auch Frauen aus den oberen Ständen, darunter namhaft begüterte, das ihrige bei. **Maria genannt Magdalena, von der sieben schlechte Geister ausgefahren waren, und Johanna, die Frau des Chuza, der im Hofhalt des Herodes bedienstet war, und Susanna und viele andere, die steuerten aus ihrem Vermögen bei** (Lk 8, 2 f.). Vollends verstieß er gegen das rabbinische Herkommen durch seinen Verkehr mit gesellschaftlich anrüchigen Leuten; außer zu Zöllnern und Sündern ließ er sich auch zu Dirnen herab; ebensowenig paßte es zu einem Rabbi, daß Jesus für die Kinder so viel übrig hatte. Diese Merkmale deuten alle übereinstimmend in der Richtung unserer Gesamtauffassung, daß Jesus, seit er bei Johannes zum Apokalyptiker geworden war, seine Stellung zur Oeffentlichkeit geändert habe. Man hat schon, religionsgeschichtlich, Jesus mit Muhammed verglichen als Menschen, die nach der Auffassung ihrer eigenen Sippe *nichts Rechtes gelernt* hätten. Dann aber mag er mit einem gewissen Unmut, wenn nicht mit Haß ins Gegenteil umgeschlagen und alle verschulte Gelehrsamkeit von sich geworfen haben, so daß doch ein nachträgliches, bewußt gewordenes Analphabetentum daraus entstand. Ein galiläischer Landrabbi also, von dem man sich etwas versprochen hatte, heller Kopf, scharfsinnig, geschickt in der gelehrten Debatte, aber zu Grübelei neigend und mit bedauerlich geringem Respekt für die geltende Oberschicht, war dann bei Johannes dem Täufer um seinen Halt gekommen. Als offener Gegner des Bestehenden, als kecker, unbelehrbarer Neuerer des frommen Herkommens entfachte Jesus eine reli-

giöse Volksbewegung. Und da er in der Folge vor keiner Unbesonnenheit zurückschreckte, kam er schließlich auf die Bahn schriftenloser Vaganten, und wenn ein moderner Polizeiinspektor die durchaus berechtigte und wohlbegreifliche Auffassung der damaligen spätjüdischen Volksväter zu schützen den Auftrag erhielte, so müßte er damals diesen begabten Entgleisten sauber über die Grenze abgeschoben haben! Was in ihm, als er halbwegs Rabbi war, das Standesbewußtsein zertrümmerte, wird eben das apokalyptische Gefühl für Verantwortung und Bereitschaft gewesen sein — jenes unterstrichene Wachbewußtsein, das ihm die Synoptiker in den letzten Redepartien zuschreiben. **Sie machen ihre Gebetsriemen breit und die Kleiderquasten lang** (Mt 23, 5). Ihn selbst hält diese Kritik nicht ab, die **Quaste** als rabbinisches Standesabzeichen zu tragen (Mt 9, 20. 14, 36).

Man braucht nicht einem unzulässigen Psychologismus zu verfallen und an der synoptischen Gesamtfigur unerlaubt herumzumodernisieren, wenn man sich einige Szenen realistisch ausdenkt. Diese Mahlzeiten z. B. im Orient, wo noch heute, sofern es echt arabisch zugeht, unaufhörlich das silberne Waschgefäß herumgereicht wird zur Reinigung der Hände, die not tut, da Teller gänzlich fehlen und jeder mit den Fingern zulangt, um, welche Speise es sein mag, Hühnchen, Braten, Eingemachtes, Salat, aus der Schüssel herauszupflücken! **Ein Pharisäer lud ihn zu sich zu Tisch. Er fand sich ein und legte sich an die Tafel. Aber dem Pharisäer fiel es denn doch auf, daß er sich vor dem Mittagessen nicht noch die Hände wusch. Da sagte der Herr zu ihm: Natürlich, ihr Pharisäer! Ihr reinigt den Becher und die Platte außen herum, aber euer Inneres ist voll Unrat und Bosheit!** (Lk 11, 37 ff.). Nichts steht der Annahme entgegen, daß Jesus ihm entgegengebrachte Freundlichkeiten unhöflich erwiderte, namentlich auf das Ende hin, wo es hart auf hart ging. Da war er eben fest entschlossen, in jede Gebärde hinein wahr zu bleiben. Und das hieß soviel als: Keinen Pardon dem Verächter der Armen und Beschränkten! Es hält ihn nicht; den Vornehmen schleudert er ins Gesicht: **Ihr Narren!** (Mt 23, 17. Lk 11, 40), während er an den Gebrauch dieses Ausdrucks Höllenstrafe knüpft (Mt 5, 22). Aber eben dort

ist der Bruder gemeint, denn jede Vergebung setzt voraus, daß der andere allezeit bereit sei, sein Unrecht zu bereuen. So ist ihm die Welt gespalten in *Jene* und in die *Seinen*. Genau wie für die andern die Verachtung nach unten, so nun bei ihm die Verachtung nach oben! Ja, er umgab sich mit Bettlern und Kretins, wenn es sein mußte, obschon der bescheidene Wohlstand und die verschämte Armut die ihm genehmste Umgebung geboten zu haben scheinen.

2.

Bei aller Bedürfnislosigkeit an sich selbst und aller Sympathie für die Bedürftigen jeder Art verbürgt sich ihm volle Menschlichkeit, weil wir uns offenbar in dem entscheidenden Punkte, von dem aus sich hier das Urteil zu bilden hat, auf die Ueberlieferung verlassen können. Nichts in ihr schreibt ihm Neigungen zu, die auf einen Hang zur Askese schließen lassen. Die Krisen, die er zu bestehen hatte, treiben ihn wohl in die Einsamkeit, und es ist möglich, daß der Aufbruch nach dem Süden nicht zuletzt der drohenden Gemütsverdüsterung zuzuschreiben ist, die ihn in seiner dritten Johanneszeit überfiel. Die jetzt übermalten Leidensweissagungen können wohl über wirklich vorhandene Anwandlungen zur Melancholie aus jener Zeit der Enttäuschungen aufgelegt worden sein. Mönchische Weltflucht ist für ihn nicht in Frage gekommen. Charakteristisch ist vielmehr, daß er zur Lösung aus dem innern Kampf die Welt gerade aufsucht und in die Hauptstadt einzieht, um dort seiner überhandnehmenden Verzweiflung die Spitze zu bieten. Dieses alles deutet darauf hin, daß sich ihm die Welt als Fülle darbot. Sein Leben lag vor ihm da in einer festen Richtung, die er einschlug, ohne daß sie knickte; und er besaß Kraft und Ausdauer, seinen Weg zu Ende zu gehen.

An der Jesusgestalt der Urgemeinde leuchtet als helle Seite die liebliche und friedliche Umwelt seiner Heimat hervor. Die ihm zugeschriebene tägliche Erfahrung spiegelt bunte Fülle wieder: — Anorganisches: Salz (Mt 5, 13. Lk 14, 34 f.), Perle (Mt 7, 6. 13, 45 f.). Pflanzen: Gras (Mt 6, 30. Mk 4, 28), Unkraut (Mt 13, 25 ff.), Weizen (Lk 22, 31, Mt 13, 25 ff.), Senfkorn (Mt 13, 31. 17, 20), Lilie (Mt 6, 28), Feigenbaum (Mt 21, 18—21. 24, 32),

Trauben (Lk 6, 44). Tiere: Raubvögel (Mt 24, 28), Hunde: Mt 15, 26), Schafe (Mt 9, 36. Joh 6, 16. Mk 6, 34), Sperlinge (Mt 10, 29 ff. Lk 12, 6), Henne und Küchlein (Mt 23, 37. Lk 13, 34), Täglicher Betrieb: Das Netz wird durch das Binnenmeer geschleppt (Mt 4, 20. 13, 47. Lk 5, 4), Wachtürme werden gebaut zum Kriegführen (Lk 14, 28—32) und Häuser zum Bewohnen (Mt 7, 24 f.). Der Zollbeamte sitzt am Schlagbaum (Mt 9, 9 ff. 11, 19.), der Pharisäer schreitet erhobenen Hauptes durch den Tempel (Lk 18, 11). Kinder spielen (Lk 7, 32). Der Sohn richtet seine Bitte an den Vater (Mt 7, 11). Der Schüler ordnet sich seinem Lehrer unter (Mt 10, 24 f.). Blinde werden herumgeführt (Lk 6, 39). Diebe brechen ein (Mt 6, 19 f. 24, 43 f.). Der Hausherr kehrt heim (Lk 12, 43), ein Verwalter veruntreut anvertrautes Gut (Lk 16, 1—12), der Arzt steht am Krankenbett (Mt 9, 12. Lk 5, 8. 43), der Bräutigam schmaust mit den Brautführern (Mt 9, 15), eine Witwe steht vor dem ungerechten Richter (Lk 18, 1—5). Der wuchernde Geizhals und Schacherjude (Lk 12, 15 ff.), der unbarmherzige Knecht (Mt 18, 28 ff.), der mißratene Sohn (Lk 15, 11—32), die ungleichen Brüder (Mt 21, 28—31), der böse Weingärtner (Mk 12, 1—12), die widerwilligen Hochzeitsgäste (Mt 22, 1—14), die Brautjungfern mit ihren Oelampeln (Mt 25, 1—13) — einen solchen unabsehbaren Reigen von Natur und Sittenbildern läßt die Vorstellung der Urgemeinde von Jesus an seiner schauenden Seele unaufhaltsam vorübertreiben.

Man spürt es den hier zusammengestellten Zügen förmlich an, wie froh bewußt sich die Ueberlieferung gewesen ist, keine *Chokma*, kein heiliges Abstraktum in den Mittelpunkt der Gemeindeverehrung schieben zu müssen. Wohl hat sie den irdischen *Sündlosen* zunächst einmal *stilisiert*, indem sie ihn *typisierte*. Wir haben die drei Idealformen, unter denen sie ihn anschaute, in einem früheren Zusammenhang besprochen — den davidischen *Königssproß*, den vom heiligen Geist erzeugten physischen *Gottessohn* und den demütigen *Ebioniten* und Weisheitsbeflissenen (im „Jesusbild der Urgemeinde“). Es gehört nun in die urheberische Psychologie der Urgemeinde, daß sie in der erzählenden Ausschmückung dieses dreifachen Idealbildes sich nicht wie sämtliche

sonstige spätjüdische Pseudepigraphen mit den romanhaften Kulissen dieser volkstümlichen Traktatliteratur begnügt, sondern ihre eigene Volkstümlichkeit auf eine realistische Behandlung der Schauplätze abstellt, durch die mehrfach einige greifbare Modellhintergründe noch hindurchscheinen, weil sie die Tendenz der schriftstellerischen Schablonen doch nicht völlig hat aufsaugen können.

Noch mehr aber wird die Tendenz der innern Ausgestaltung offensichtlich. Keine pneumatische *Wesenheit* von dogmatischer Herkunft soll geschildert werden, wohl aber ein irdischer Held, ein gottentstammter Glaubensheld. Wir sind in historischer Hinsicht einig, wie wenig die drei ersten Evangelien den Ansprüchen an eine Biographie genügen. Wir sollten darüber aber nicht fortwährend übersehen, wie wenig sie eine solche, wie sehr dagegen ein menschliches Charakterbild zu liefern sich angelegen sein ließen. Daß sich von ihnen diese Absicht je erreichen ließe, schlossen die Umstände, unter denen sie gehegt werden müßte, aus. Alle vorhandenen Ansätze zu charakterkundlicher Mitteilung wurden von der Christusdogmatik verschlungen. Sie sind aber da. Wir stellen einige zusammen.

Zunächst Züge seiner starken bürgerlichen Mannhaftigkeit. Sogar seine Gegner stellten ihm das Zeugnis aus: **Meister, wir wissen, daß du aufrichtig bist, daß du den Weg Gottes weisest der Wahrheit gemäß. Du fragst nicht nach was es auch sei. Denn du kennst kein Ansehen der Person** (Lk 20, 21). Treffend heißt es von seiner unbeirrbaren Menschenkenntnis: **Er sah ihre Gedanken und sagte: Weshalb denkt ihr Böses in euren Herzen?** (Mt 9, 4). Oder auch von seiner Art, die Menschen zu nehmen: **Er kannte ihre Gedanken und sagte zu dem Mann, in dessen Hand kein Blut mehr floß: Steh auf, begib dich dort in die Mitte!** (Lk 6, 8). Er reagiert auf die Situation, in der er steht. Es machte ihm nichts aus, wen er vor sich hatte: **Jesus ergriff das Wort: Du, Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Meister, rede! versetzte dieser** (Lk 7, 40). Er verachtete die öffentliche Meinung von Grund aus: **Jammervoll, wenn alle Leute zu euch schönreden!** (Lk 6, 26). Dabei geraten der Weltfreund des Lukas und der

Ebionit bei Markus-Matthäus etwas durcheinander. Jesus läßt sich auch gern einladen (Lk 5, 29. 7, 36. 10, 38. 11, 37. 14, 1. 15, 2. 19, 6. 22, 11 f. Mk 14, 3). Er verlangt dann, als Gast, geehrt zu werden — mit Fußwaschung, dem Begrüßungskuß und der Oelung des Haupthaars (Lk 7, 44—46). Ueber der Befeuchtung mit einer wohlduftenden Flüssigkeit durch eine dankende Frauenhand lebt er auf (Lk 7, 37 f.; Mk 14, 3 ff.). Er legt gelegentlich Wert auf sorgfältige Kleidung, trägt die Quaste, die nur dem Gesetzeslehrer zusteht, am Mantel (Mt 9, 20. 14, 36). Seine Lust am Essen ist indessen etwas Beiläufiges, Vorübergehendes. **Ihr auch, sorget euch nicht darum, was ihr essen und trinken werdet und zerbrecht euch den Kopf nicht darüber** (Lk 12, 29). **Nehmt euch in Acht, daß euch die Herzen nicht schwer werden durch Völlerei, Trunksucht und Lebenssorgen, sonst fällt der Gerichtstag unversehens über euch wie ein Netz!** (Lk 21, 34). Sorgen der Welt, Lockung des Reichtums und Vergnügungssucht ersticken, wenn sie sich erst eingeschlichen haben, das Lebenswerk jedes Menschen so sehr, daß **das Wort unfruchtbar wird** (Mk 4, 19). Der Mensch soll sich in der Hand haben und: **Der Arbeiter hat ein Recht auf seine Nahrung** (Mt 10, 10; Lk 10, 7). Des ferneren hat Jesus sehr gern von Hochzeiten erzählt (Mt 9, 15. 22, 2 ff. 25, 1 ff. Lk 12, 36. 14, 8). Die Ehe hat er einmal für heilig und auflöslich erklärt, im Anschluß daran aber einen rätselvollen Ausspruch getan von den **Eunuchen um des Himmelreichs willen** (Mt 19, 3—12). Sein Hauptjünger verließ Weib und Haus, um ihm nachzufolgen (Mt 8, 14. 19, 27). Ueber den Umgang der Geschlechter hat er die unerbittliche Behauptung aufgestellt, daß zwischen der ausgebrochenen Begierde und dem sittlichen Zufallekommen überhaupt kein Unterschied bestehe: **Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du darfst keinen Ehebruch begehen — ich aber sage euch, wer nur irgend nach einer Frau sich umschaut mit Lüsternheit, hat mit ihr in seinem Herzen bereits Ehebruch begangen** (Mt 5, 27 f.). Seine eigene Ehelosigkeit erscheint im tragischen Lichte seines Verständnisses für Kinder und seiner Liebe zu ihnen (Mk 9, 36 f. 10, 13 ff. Mt 7, 11. 11, 16. 25. 21, 15). Mit alle dem erfaßte die Urgemeinde sein Lebensgefühl in einer mächtigen Ausspan-

nung zwischen äußersten Gegensätzen, die andern solchermaßen in sich zu vereinigen, kaum je beikommen dürfte.

Dies führt auf die rein menschliche Ueberlegenheit, die ihm die Ueberlieferung zuspricht. In der Ausübung seines religiösen Verkündigungsberufes bewies er eine erstaunliche Vielseitigkeit. Gegensätze, Steigerungen, Häufungen, Wiederholungen hätten so, wie sie nun vorliegen, seinen Reden ihr Gepräge verliehen (Mt 6, 19 f. 25 ff. 7, 7. 16 ff. 24 ff. 12, 33. 13, 1 ff. 16, 11 ff.). Im Auf- und Niederschwanken der Gegensätze, in deren Fülle nie etwas seines Gegenteils ermangelt, erscheinen uns die zahlreichen Spuren von Ungeduld, eine unausbleibliche Folge der Enderwartungsspannung, nur wie das Widerspiel oder doch der Ausgleich einer beispiellosen Geduld: **Ich habe eine Taufe zu bestehen, und wie drängt es mich, bis sie vollendet ist!** (Lk 12, 50). Selbstzügelung: auch das Unkraut soll man ruhig weiter wachsen lassen (Mt 13, 24 ff.). Weitblick: dem unfruchtbaren Feigenbaum wird noch ein weiteres Probejahr zugestanden: **Herr, laß ihn noch dieses Jahr, indessen will ich ihn noch umgraben und düngen, vielleicht bringt er künftig Frucht. Wo nicht, so magst du ihn heraushauen lassen!** (Lk 13, 8 f.) Ausharren im Ziel der Liebe: dem einen verlaufenen Schaf geht nach, selbst wer ohne es noch neunundneunzig hat: **Und wenn er es gefunden, legt er es auf seine Schulter mit Freuden, kehrt heim, ruft Freunden und Nachbarn zu: Freuet euch mit mir, ich habe mein verlorenes Schaf gefunden!** (Lk 15, 5 f.). Und gleich hinterher: **Oder welche Frau, die zehn Drachmen hat und verliert eine davon, zündet nicht Licht an und scheuert das Haus und sucht sorgfältig, bis sie sie findet!** (Lk 15, 8). Ebenso läßt es der barmherzige Samariter an nichts fehlen, bis das halb tot am Straßenrand aufgelesene Opfer eines Raubüberfalls wieder völlig genesen ist (Lk 10, 33). Der ungerechte Richter aber sagt: **Wenn ich auch Gott nicht fürchte und keinem Menschen nachfrage, will ich doch der Witwe zu ihrem Recht helfen, weil sie mich belästigt, sonst kommt sie noch und zerkratzt mir das Gesicht** (Lk 18, 4). Auf das gute Ackerland ist der Seelensame der ausgestreuten Kunde bei denen gefallen, die mit rechtschaffenem Herzen das gehörte Wort festhalten und Frucht bringen mit Be-

harrlichkeit (Lk 8, 15). So ließe sich noch um ein gutes Teil weiterfahren. Wie aber, wenn wir nun gar noch den in tiefster Drangsal ausgestoßenen Gewißheitsschrei: **Gerettet wird, wer bis ans Ende ausharrt** (Mt 10, 22. 24, 13) in das Schubfach *Unabhängigkeit* einschachteln wollten!

Daraus folgt: Profane Charakterkunde kann Jesus nur einen guten Mann sein lassen, der, wenn es die Bosheit der Welt zulasse, in ihr der menschlichen Güte aufhelfen möchte; nur treibe er Geduld und Langmut denn doch nicht so weit, daß er dabei überrumpelt werde. Die einfache Zusammenzählung einzelner Züge im Ueberlieferungsbilde führt zur sicheren Verzeichnung. Werden feste Umrisse für ein Charakterbild aus dem Material herausgepreßt — weil man wohl mit Recht sagen kann, es enthalte sie! — so nimmt die Verwirrung erst recht überhand. Die Zusammenstellung der Charakterzüge aus der Ueberlieferung erinnert in dem mechanischen Gefälle der einzelnen Ueberlieferungsbestandteile zu immer neuen Figuren und Einstellungen bei sich gleichbleibender Art der Farben und Prospekte an ein Kaleidoskop; aber gerade ein solcher Vergleich rückt doch nur wieder die überwiegende Lebendigkeit der Ueberlieferung ins Licht, die keineswegs nur aus solchen toten Glasstückchen und Moosblättchen sich zusammenschiebt. Richtig aber ist, daß wir vor einer unleidlichen Unzulänglichkeit des Materials stehen, so reich es an und für sich uns zukam. An allen diesen menschlichen Charakterzügen, die sich ihm entnehmen lassen, ist ebenso viel unbeweisbar als es geschichtlich wahr sein kann. Infolgedessen müssen wir uns darauf beschränken, uns an diejenigen Züge der Ueberlieferung zu halten, wo sich der Blick in seinen religiösen Charakter öffnet, in die Struktur seines Glaubens. Hiezu reicht sie aus und wird damit nicht überfragt.

3.

Wichtig ist — nicht nur, wie der uns überlieferte Jesus den Besitz irdischer Güter widerrät, sondern auch wie er diese Abmahnung begründet: **Häuft auf Erden nicht Schätze auf, wo sie Rost und Mottenfraß um ihren Glanz bringen. . . Denn wo**

dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein (Mt 6, 19. 21.) Es folgt eine nicht weniger aufschlußreiche Stelle, wo ebenfalls die Welt als Erscheinung in Betracht fällt: **Der Leuchter des Leibes ist das Auge. Wenn dein Auge durch nichts getrübt wird, so wird dein ganzer Leib hell schimmern. Wenn aber dein Auge schlecht ist, wird dein ganzer Leib sich verfinstern** (Mt 6, 22 f.). Lukas fügt dem noch, leider in kaum verständlicher Lesart, bei: **Wenn nun dein ganzer Leib hell ist, ohne ein finsteres Teilchen, so wird er von innen her so hell sein, wie wenn (von außen her) die Leuchte dich hell bestrahlt** (Lk 11, 36). Es ist dies die vielausgelegte Stelle vom „Innern Licht" *(lumen internum)*. Daran ist das Gebot geknüpft, nicht in sich selbst etwas für leuchtend zu halten, was eigentlich finster sei, also ja nicht der Selbstverblendung zu verfallen: **Siehe also zu, daß nicht das Licht in dir Finsternis ist** (Lk 11, 35). Mit der Mahnung, über sich selbst klar zu sein, sich selbst und andern nichts vorzumachen, bleibt Jesus keineswegs an der Oberfläche haften.

Aber nicht nur eine Gewissensfrage des Einzelnen macht Jesus in den Synoptikern aus dem Erleuchtungsgedanken. Als hätte er das Absprechende und Verneinende gescheut, das auch in der Selbstprüfung, und je strenger desto schärfer, den Ausschlag gibt, sind ihm Licht und Leuchte, Glanz und strahlender Wert, lockende, werbende Leuchtkraft, willkommener Maßstab für eine Bejahung der Welt. Er denkt an die Hügelstädte der Heimat, aus deren einer er selber stammt. Und denkt an den herben Geschmack des Salzes im Brot, der besser ist als süßlicher Gaumenkitzel — und sagt: **Ihr seid das Salz der Erde — wenn aber das Salz fade wird, womit soll man ihm zu seiner eigenen salzigen Kraft nochmals verhelfen. Ihr seid das Licht der Welt; eine Stadt, die auf einem Berge liegt, kann nicht verborgen bleiben. Auch zündet man nicht eine Leuchte an und stellt sie unter den Scheffel, sondern man stellt sie auf den Leuchter, und sie leuchtet allen im Hause. So leuchte euer Licht vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen!** (Mt 5, 13—16). Hier sind mehrere Sinnbilder verbunden, um die großen Vorzüge der Sichtbarkeit dem Gottesreiche nach-

zurühmen. Die hochgelegene Bergstadt, der ragende Leuchter besitzen sinnenfällige Anziehungskraft. Es gibt aber auch eine andere sinnenfällige Welt als nur die dem Auge zugängliche; was ertastet wird, aber auch was die Zunge schmeckt, besitzt dieselbe Unentbehrlichkeit. Jesus denkt daran, wie die Religion seiner Gegenwart doch an Kraft gewann, seit Johannes sie *gesalzen* hat. Aber was ist aus diesem Salz geworden? Die selbstsüchtige Fastentäuferei der „Jünger des Johannes" hat ihm die Kraft genommen, jetzt schmeckt es fade. Voll von dem Lichte sein — das die Gottessöhne von innen ausstrahlen oder das von außen auf sie fällt, so daß man gar nicht anders kann als in ihm sehend werden — solches wirkt ein unwiderstehliches Liebesgefühl. Die Seligkeit des Gottverbundenen strahlt aus und beleuchtet, was er wert ist.

In der gleichen Linie, wonach der Gottzugehörige nach außen Kraftwirkung ausübt, in dem aber an Stelle der sichtbaren eine schmeckbare Eigenschaft trat, liegt die Würzung durch Feuer. Die streitbaren Mitglieder der irdischen Gottesherrschaft müssen, um dieser ihrer Bestimmung gewachsen zu sein, sich noch besonders *beizen* lassen. **Jeder soll über dem Feuer zubereitet werden** (Mk 9, 49) — mit dieser Uebersetzung wird vielleicht der Tiefsinn dieses Spruchs am richtigsten wieder gegeben. Für Gott kann nur streiten, wer ihm angenehm und *schmackhaft* geworden ist. Leiden und Drangsale sind Mittel zu einer Läuterung, die dann zur religiösen Vollendung (im Sinne von Mt 5, 48) führt. *Salz* und *Feuer* widersprechen sich in diesem Zusammenhange nicht; sie ergänzen sich vielmehr zu einer neuen, besonders kühnen Variante auf dem für die jesuische Erfindung unerschöpflichen Vergleichsfelde der Ernährungssymbolik. Sonst holt sich das Urchristentum seine sinnlichen Vergleiche für die Gottwohlgefälligkeit auch noch beim Geruch (süßer, wohlriechender Duft, Eph 5, 2. Phil 4, 18) oder beim Gehör (wohllautend Ign. Eph IV). Im Unterschied von dem griechischen Gebrauche des Würzungsvergleiches, die sich mehrfach bei Plutarch findet und dann dem Feuer eine Steigerung der kulinarischen Vortrefflichkeit für die Speise beimißt, atmet derselbe Hinweis in unserm

Spruch den furchtbaren Ernst des echten apokalyptischen Sprachgebrauchs. Der Sichtbarkeit des *Leuchters* und der *Bergstadt* entspricht *die schärfere Zubereitung* der Jesusanhänger gegenüber den milderen (laxeren) der pharisäischen Ansprüche. Anderswo ist der Vergleich abgeschwächt (Lk 14, 34. Kol 4, 6).

Aus allem dem ist doch zu ersehen, wie Jesus erlebt hat. Wir dürfen sagen, sein Erlebnis sei außerhalb des Wahrheitsbegriffs zustande gekommen. *Wahrheit* ist neben *Licht* und *Leben* ein Führerbegriff des vierten Evangeliums. In den drei ersten findet sich der Ausdruck in Jesu Munde nicht vor (belanglose Ausnahme einer Redefloskel bei Lukas 4, 25). Mit einem andern Ausdruck steht es ähnlich. Das Gewissen (Syneidesis), bei Paulus wenn auch kein führender, so doch auch kein entbehrlicher Begriff, kennen die Synoptiker nicht. An Stelle von beidem sind sie geradezu durchwachsen mit einem ganz andern Gedanken, der den Forderungswert von Wahrheit und Gewissen gesteigert in sich enthält. Dies ist der Gedanke der Wachsamkeit oder Bereitschaft. Bald kam das Reich Gottes herbei und dann brach die Gottesherrschaft in Kraft an. Deshalb gab es nur ein Gebot: nicht hinter diesen großen Augenblick zu kommen. (Davon handeln wir später, wenn wir über die „Herbeikunft des göttlichen Gnadenreichs“ zu reden haben — im vierten Abschnitt des vierten Hauptstücks.) Jetzt *kam das Reich Gottes bald und in Kraft.* Damit ist ein neuer Seelenzustand gemeint und gefordert.

Es steht also mit der psychologischen Beurkundung der historischen Jesusgestalt in den drei ersten Evangelien genau gleich wie mit der literarischen — sie ist in einem Augenblicke, als eine im Fluß befindliche Entwicklung noch nicht ihren Abschluß erlangt hatte, zum Stillstand gekommen. Wir befinden uns als Psychologen angesichts dieser *Charakter*stellen in genau der gleichen Verlegenheit, wie die Formgeschichte, wenn sie es mit chronologischen und topographischen Angaben bei den Synoptikern zu tun bekommt. Mittelbar feiert der Tatsachensinn der Urgemeinde dabei eine nicht zu übersehende Genugtuung, die man ihr zugestehen muß und nicht vorenthalten darf. Es war

in ihr eine Empfänglichkeit für die realistische, im heutigen Sinne psychologisch interessante Seite am Werke — ein Blick auf das menschlich genialische Wesen ihres *Herrn und Heilandes*, das nur nach und nach durch ihr dogmatisches Kultbedürfnis umwölkt und zugesponnen wurde. So kam der körnige, erdhaltige Vortrag dieser urchristlichen Kultgeschichten zustande, dessen Erbauungskraft zwei Jahrtausende nicht abnutzen konnten, und wurde eine zeichnerisch verschwommene Künstlichkeit der Erfindung, unter der die spätjüdischen Pseudepigraphen leider alle leiden, für die Jesuserzählung vermieden, aus dem offen daliegenden Grunde, weil die urchristliche Jesusmemorie von biographischen Erinnerungen herkam und nicht die Spruchweisheit einer Chokmaliteratur leblos der Puppe einer Heilsabstraktion umhängen mußte.

ZWEITER ABSCHNITT.

Warum Jesus Gott für gut hielt.

Nicht leicht trägt ein synoptischer Jesusspruch so sehr den Stempel der Echtheit an der Stirn wie die Zurückweisung der Anrede *Guter Meister!*, mit der einer kniefällig Jesus entgegentrat. Ihm wurde zur Antwort: **Was nennst du mich gut, niemand ist gut als Gott allein** (Mk 10, 18. Lk 18, 19). Matthäus (19, 17) schwächt ab: **Was fragst du mich über das Gute?** Diese Ausweichung vom Gottpersönlichen zum ethischen Abstraktum konnte Jesus selbst nicht vertreten; das Gute ist nur im göttlichen Zustande vollkommen lebendig, Moral ist niemals letzter Lebensinhalt. Jesus hat sich gleich allen andern Menschen in die Vorbehalte der Unvollkommenheit in sittlicher Hinsicht einbezogen. Lebenslehrer, nicht Sittenlehrer ist er gewesen. Wenn wir aber diesen Erfahrungen des Jesus über die Grundgleichung: Gott ist gut — nachspüren, so müssen wir vor allem den Symboliker in ihm verstehen.

Von der tätig zugreifenden, anordnenden Art seines Auftretens heben sich gelegentlich Vorgänge ab, mit denen an Jesus das Unbewußte in die Erscheinung tritt. Die immer wieder

unternommenen Angriffe auf seine seelische Gesundheit gründen sich auf einige unterschwellige (subliminare) Vorfälle, die nicht mit seinem tätigen Wesen zusammenhängen und auch von den berichteten wunderbaren Heilungen abzulösen sind. Es stehen hier nicht die Eingriffe in den Seelenzustand anderer Leute in Frage, sondern seine eigenen, in denen ihm das Tagbewußtsein erlosch und einem offenbaren Dämmerzustande wich. Wir bekommen es da mit der sehr wichtigen Wirklichkeit zu tun, aus der heraus Jesus überhaupt seine Sendung erfaßte und vollzog. Die Urgemeinde wäre um die phantastischen Köpfe zu beneiden, die sich das alles bloß hinterher einbildeten. Vielmehr hat sie nicht ganz unverbürgte Gerüchte gestaltet über rätselhafte Lagen, in denen sich Jesus zu Zeiten befand.

1.

Für antike Augen umsäumte ein leuchtender Ausstrahlungsdunst die Gestalt eines wahrhaft gottgeweihten Menschen. Im Menschen ist der erlebende Teil die Seele. Was an Jesus nicht Wille war — worüber noch zu reden sein wird —, war an ihm Güte. Als Erlebender ist er gütig, und wo er haßt, nimmt er an einem Willen teil, der ihn später erfaßte und nicht so ursprünglich ihm zugehörte als jene Güte.

Das Geheimnisvolle an der Taufe Jesu bestand nach der synoptischen Mitteilung (Mk 1, 9—11. Mt 3, 13—17. Lk 3, 15—18) darin, daß auf Jesus sich die göttliche RUACH oder das PNEUMA, zu deutsch der GEIST herabsenkte, und sodann, daß Jesus in der Verzückung eine Behörung (Audition) empfangen habe — des Inhalts: **Du bist mein lieber Sohn — heut hab ich dich gezeugt** (Lk 3, 22 nach der Lagardeschen Lesart in Codex D). Der Geistempfang und die *Stimme* stünden dann in Abhängigkeit voneinander und gehörten als eine gemeinsame Kundgebung zusammen. Lukas läßt ihr unmittelbar das Geschlechtsregister Jesu folgen (Lk 3, 23—38). Es verläuft umgekehrt als das des Matthäus und bezweckt etwas völlig anderes. Die Ahnentafel bei Matthäus verläuft historisch wie ein richtiger Stammbaum, beim Urahn anhebend, und soll für Jesus das Anrecht auf das Königssymbol

erhärten. Lukas stellt aber seine naturgemäß ebenfalls historisch beschaffene Abstammungsliste in aufsteigender Abfolge aus. Es ist die Urkunde der seelischen Erzeugung im Augenblick der Taufe. Der psychischen Erschließung des Himmels, der sich auftut, entspricht der Anschluß an die irdische Vergangenheit, die in der Urzeit ebenfalls von Gott ausgegangen ist. Der zeugende Schnittpunkt, wo die Koordinaten der seelischen Tiefe (bis zum göttlichen Urgrund) und der zeitlichen Ferne (bis zum göttlichen Uranfang) durcheinander hindurchgehen, wird in der Tauferzählung durch Lukas festgehalten.

Die Ruach ist das Element der apokalyptischen Weltanschauung, die, sonst unbegreiflich, in einer dunkeln Literatur einherhuschend, mit der urchristlichen Gemeinde ihren Einzug in die Weltgeschichte antrat. Weit mehr als der *spiritus* oder *animus* der Nichtjuden ist sie der schnaubende, dröhnende *Poltergeist*, der als kosmischer Spreng- und Zündstoff sich im Menschen einnistet. An allen, die sich von ihr sättigen lassen, wird die Ruach, da sie sich selber gleich bleibt, zum Bindemittel und stellt, wo sie waltet, Gemeinschaft her. Nicht nur von Mensch zu Mensch, sondern auch von diesem hinüber ins Geisterreich. So sehr die Ruachform auf jüdischem Boden entstand, oder, wenn eingeführt, sich dann gründlich daselbst festsetzte, vertritt sie doch in der spätjüdischen Religion das Ketzertum. Sie ist es, die den starren, dogmatischen Jahweismus ringsum angenagt, durchsickert und erweicht hat; denn sie kann zugleich auch nur ein flüsterndes Dasein führen als *Fühlgeist*, wie man sie dann wohl am besten nennt. Und so ist es auch sie, die dem Thorajuden den jüdischen Pneumatiker entgegentreibt. Das Pneuma ist ein seltsames Mittelding, das unqualifizierbar zwischen Vernunft und Instinkt die Wage hält. Es hängt aber doch mehr nach der Psyche hinüber — ein Gegensatz zu allem Rationalen zeichnet es aus. Das Krankhafte, Schwelende, Ungesunde überwiegt allerdings; die spätjüdischen Buß- und Taumelbewegungen, also die Fastenbüßer und Pfingsttäufer tragen alle Anzeichen epidemischer Hysterie. An den großen Einzelträgern der Ruach offenbarte sich dann aber doch diese Besessenheit nach der lebensvollen, bildhaften, form-

gebenden Seite. Johannes und Jesus sollten beide nicht von dieser Erde gehen, ohne darauf je ein großes Lebenssymbol dem pneumatischen Erlebnisfelde zu hinterlassen.

Bietet sich nun eine wesenhafte Deutung des Taufvorgangs? Wir wagen eine Vermutung. Die esoterische Geheimkunde vom verborgenen Weltlauf aller Dinge verfügt über den außerhalb der Eingeweihten kaum bekannten und gehörten Ausdruck der Blutleuchte. Man findet ihn nur ganz gelegentlich gedruckt zu lesen. Er steht kaum in einem Handbuch und gehört auch in keines. Der ihm zu Grunde liegende psychische Vorgang ist folgender: in einem erwählten Menschen fängt als Gipfel eines ekstatischen Ausbruchs sein Blut an zu leuchten — das geht wohl weniger auf die auch von den Alten bestätigte Erscheinung, daß ein Seher oder Held im Zustande der Entrückung am ganzen Leibe zu erglühen begann. Vielmehr tritt, an Stelle der visuellen Sinneswahrnehmung, ein rein seelisches Schauen. Bei wachem Zustande wird das Gehirn ausgeschaltet — bei offenen Augen sinkt die Wahrnehmung der Umwelt zu einem grauen Schattengewölk zusammen, das Wahrnehmungsvermögen — wenn es noch irgend länger so heißen kann! — wird auf das Herz als lebenspendenden Sitz des Blutkreislaufs umgeschaltet und der Körper fühlt sich an die kreisende Bahn der planetarischen Ströme angeschlossen, an denen er nun teilnimmt mit langsam und keuchend tiefheraufgeholtem Atem. Und nun — leuchtet sein Blut. Das will besagen: das sinnliche Sehorgan, das Gesicht mit der Iris der Augen, ist außer Dienst gesetzt. Es tritt — statt visueller Wahrnehmung — eine umstellende Einbeziehung des Blutkreislaufes auf eine Sphäre ein, die Wissen oder Gewißheit vermittelt — der Leib, weil ganz Seele geworden, wird in diesem Nu *ganz Auge.* Das in diesem Zustand empfangene Bild ist dann der unvergeßliche, tief eingesenkte Inhalt einer solchen akuten Euphorie oder Verzückungsvision.

Ein Seher nun, dem der Empfang einer solchen Blutleuchte beschieden wäre, ist dann eben für immer gepackt und erschlagen vom Geheimnis seines Lebens — nicht einem zeitlich öfters möglichen, beliebigen, sondern dem Geheimnis, dem einmaligen, eben

erlittenen, vor dem nichts anderes mehr zu bestehen vermag. Denn der eherne Sphärengang der Gestirne hat ihn sich als seinesgleichen einverleibt. Nach der großen Geheimlehre werden Weltabschnitte durch das Eintreten einer Blutleuchte eröffnet — die Taufe Jesu würde dann also in diesem Range stehen, wenn anders es wissenschaftlich angeht, den tatsächlich eingetretenen Wechsel der Zeitrechnung in dieses Licht zu rücken — als Widerschein und Abglanz großer außermenschlicher Begebenheiten. Alles, was hier noch als bloß sensualistische Erklärung beizufügen wäre, könnte sein: es hätte ein sinnlicher Anreiz physiologischer Art mitgewirkt, um das Versagen des Nervenapparates für den Eintritt des blutleuchtenden Zustandes mit gleichzeitigem Erlöschen des Oberbewußtseins herbeizuführen. Ein solcher Anreiz läge in unserm Falle ja handgreiflich vor im Anlasse, um den sich äußerlich der Vorgang dreht, nämlich im kalten Tauchbade selbst, wo im erregten Körper, der ja jetzt mehr als je beseelter Leib ist, das Blut durch plötzliche Abkühlung, auf der ganzen Hautfläche aufgepeitscht, dann wohl auf Sekunden zu der beschriebenen selbständigen Ueberleiblichkeit erwachen konnte. Träfe eine solche Annahme zu, dann wären die drei ersten Evangelien nicht weit davon entfernt, ein am Rande des physikalisch Möglichen immer noch tatsächlich zu heißendes urgeheimes Geschehnis ziemlich wahrheitsgetreu umschrieben zu haben. Geht das Gerücht auf den anwesenden Täufer oder auf Jesus selbst zurück oder schmückte die Urgemeinde einen nicht durch Tatsachenmeldung begründeten Analgiebeschluß aus, daß der Taufakt ekstatisch verlaufen sei — was darf uns noch daran liegen? Ihr Bericht sagt aus: Jesus habe seine pneumatische Erzeugung zum Gottessohn erlebt und sie bestätigt erhalten im Eingangswort des zweiten Psalms, das er vernahm, und durch das Niedersteigen der weißen Unschuldstaube, die sich in seine Brust senkte. Der Hand des Täufers entsteigend, der ein Rechtsstatut verkündete, vernahm er vom Himmel, daß Gott ihn innig liebe, — derselbe Gott des nahen Endgerichts, den Johannes vor allen Dingen fürchten lehrte. In dieser ewigen Sekunde war er durch Empfängnis der Ruach *Gottes lieber Sohn* geworden — der thambische Aeoniker, wie

wir umschreibend zu sagen versucht sind, der vom Urerstaunen erfaßte Eingeweihte von primärer Seelensubstanz und fortan unauslösbare Zugehörige göttlicher Wesensnatur.

Beim Anblick aller jener Neigung zur sanften Ekstase des Gotterlebens und zur träumerischen Symbolgebärde, wie wir sie ja dann auch namentlich noch bei der *Brotvermehrung* und beim *Gestaltwandel* der Verklärung vorfinden, sieht sich die moderne Jesuspsychologie seltsam erinnert an jene altkirchliche Irrlehre des Doketismus, von der es schon im Neuen Testament selber heißt: **Denn viele Irrlehrer sind ausgegangen in die Welt, die nicht bekennen Jesus Christus, wie er kommen sollte im Fleische — das ist der Irrlehrer und Antichrist** (2 Jo 7, vergl. 1 Jo 4, 2). Lange Zeit war die Meinung, der irdische Jesus sei nicht so sehr ein Mensch aus Fleisch und Blut, als eben ein unkörperlich erscheinendes Seelengebilde von leiblichen Umrissen gewesen, weit weniger außerkirchliche Ketzerei als eben urchristliche Laienvorstellung. Sie hat in der synoptischen Ueberlieferung ihren Rücken und ist erst unter dem Einfluß der paulinischen Erlösungstheologie auf den am Kreuz hängenden Jesus projiziert worden. Unzweifelhaft haben historische Lebenszüge, wonach sich Augenzeugen somnambuler und tagwacher Augenblicke beim irdischen Jesus erinnerten, sich in die Ueberlieferung verflochten. Es mögen auch hier, obschon der Doketismus in seinen Ursprüngen sich geographisch nicht mehr bestimmen läßt, jene syrischen Frühgnostiker, die Tradition vom himmlischen Nimbus, der den Irdischen in seiner Niedrigkeit umgeben habe, in einer theologischen Theorie eingefangen haben und so den Doketismus gleich wie die Zweigottlehre begründet haben. Die spätere pneumatische Christologie ist eben bereits im feinen und demütigen Auftreten des Irdischen biographisch begründet; das Dogma von der Präexistenz kam noch hinzu und nahm einen historisch gebotenen Vorwand wahr, um sich am Irdischen zu entfalten. Auch geht ja der Scheinleib in seiner flimmernden Eigenschaft (*Dokesis*) auf den Taufvorgang zurück. An die Annahme zweier Naturen im irdischen Jesus dachte damals niemand

— aber die Zeugen wußten, Jesus sei durch Zustände hindurchgegangen, wo er *anders* gewesen sei. Meistens war er *im Fleische* und also *purer Mensch*, gelegentlich jedoch umgab ihn Nimbus: „mit dem zunehmenden Gedeihen kam ihm der Titel *Sohn Gottes* zu“ — diese Worte können recht wohl eine sehr alte Meinung wiedergeben, wenn man bedenkt, daß hier die Mariengeburt noch nicht die Ursache des Gottseins bildet.

2.

Die Bergpredigt (Mt 5—7) hat Jesus gehalten, jedoch nicht so, wie wir sie lesen. Judenchristliche Ueberlieferung mag sie gefärbt haben, und die einzelnen Abschnitte — Seligpreisungen, Sprüche von Salz, Licht und Stadt, von der Sorglosigkeit, von den falschen Propheten, von der engen Pforte, von den falschen Propheten vom Hausbau — mögen zu verschiedenen Gelegenheiten von ihm vorgetragen worden sein. Und doch war es die eine ekstatische Verkündigung seiner ersten Zeit, die kaum besonders gewaltsam ihre Zusammenfassung in der Redequelle und im matthäischen Sondergut erlitten hat. Sie enthält sein Lebensprogramm, wie es sich in ihm kurz nach der Taufe im Gegensatz zu den Forderungen des Täufers bildete — sein Ethos, in dessen Mitte der unerhörte Angriff auf jede gesetzliche, auch sittengesetzliche Lebenshaltung steht. Es beruht auf Gegenvorschlägen, die an Stelle der widerratenen bisherigen Umgangsformen und Gepflogenheiten von nun an auszuführen seien. Sicher spielt soziale Ueberzeugung mit hinein. Die Synagogen waren ihm begreiflicherweise für die Verkündigung solcher Anschauungen fortan gesperrt. Er war um eine neue Versammlungshalle nicht verlegen und ist mit seiner Botschaft ins Freie hinausgetreten, in die grüne Landschaft, in die frische Seeluft, um seine Gedanken sowohl von Bergeshöhe als im ebenen Felde zu verkünden. Warum sollten Matthäus, der das erste (Mt 5, 1), Lukas, der das andere meldet (Lk 6, 17) mit diesen Hinweisen nicht von historischen Erinnerungen geleitet sein? Sein Durchbruch durch die kirchlich synagogale Bindung, deren Schranken er sich offenbar erst noch hatte anpassen wollen, war damit vollzogen.

Dieses von Jesus proklamierte Gottesreich gehörte so sehr bereits der Gegenwart an, daß gerade die Erwartungseigenschaft des johannischen Bußrufs, alle die krampfhafte Willensanstrengung, hinfällig wurde. Das Gottesreich konnte gar nicht mehr unmittelbar bevorstehen, denn es war schon vorhanden. So wurde der Täufer durch seinen Täufling ebenso bestätigt als widerlegt.

Die Seele wiegt sich, kaum bewegt, in einer sanften Ruhelage: alles ist gegenwärtig schon vorhanden, die göttliche Ruhe braucht nur genossen zu werden. Dennoch werden die Seligpreisungen als eine zukünftige Angelegenheit in Aussicht gestellt und in der Zeitform des Futurum vorgetragen. Daran erkennen wir schon zur Genüge die erwähnte innere Spannung, von der die Hauptgedanken der Bergpredigt ihre beispiellose Lebendigkeit empfangen. Stellen sie Vorhandenes fest? Sagen sie Künftiges an? Wenn noch heute auch der zweifelnde Bibelleser durch diesen rhythmischen Wechsel, ob Gegenwart, ob Zukunft, seltsam gefesselt wird, welch ein Eindruck mußte dann auf die damaligen Hörer überströmen, die dem Jesus zu Füßen saßen!

ERSTE BOTSCHAFT: WIR SIND GOTTESKINDER.

Wer die von Johannes verlangte Reue in seinem Innern auf rechte Weise vollzogen hat, ist Gottessohn in dem Sinne, als ein Vater sein Kind und das Kind den Vater lieb hat. Diese Gewißheit macht den neuen Aeon aus, — das kommende Weltalter tritt in dem Maße bereits ein und wird augenblickliche Gegenwart, als lebende Menschen diese Gesinnung über sich Herr werden lassen: wir sind alle miteinander nah verwandt, weil wir alle Kinder des Vaters im Himmel sind! Zwanglos, in ländlicher Unschuld, die es vom Leben bei der Herde und auch auf dem See nicht anders kennt, war man mit dem Nächsten eins, weil man an Gott als den Vater glaubte und weil Kind und Vater eins sind. Infolgedessen hatte Jesus seine Zuhörer ohne weiteres auf der Seite, wenn er von ihnen verlangte, Gottes Werk zu tun.

ZWEITE BOTSCHAFT: WOZU PERSÖNLICHEN BESITZ?

Was man im engeren Sinne unter Eigentum versteht, sofern es nicht der täglichen Notdurft dient, ist vom Uebel. Der Mensch darf nicht hungern und soll seine Blöße decken — der Mensch, das heißt: jedermann. Es darf mithin nicht ein Ich zu essen haben, wenn ein Du hungert. Jesus spricht in einer Gegend und unter Leuten, wo die Bedürfnislosigkeit, die eine solche Forderung voraussetzt, keine übertriebene Zumutung an irgendwen bedeutet, ja bei den meisten Zuhörern an der Tagesordnung sein mochte. Es handelte sich also mehr darum, dieser Einsicht Bahn zu schaffen als vorhandene Zustände abzuändern. Weltliche Sorge ist Sünde für jeden, den Gott nährt, sobald er solche Sorge von sich wirft. Diese Sünde steigert sich im aufgehäuften Besitz. Entscheidend ist immer und in jedem Falle das Bedürfnis der Gemeinschaft, also das Bedürfnis des Andern, des Nächsten. Arbeit kann nicht zum Werke gedeihen, wenn sie sich abhängig wissen muß vom Lohne. Daß, wer arbeitet, zu essen haben und nicht nackt herumlaufen soll, darüber bedarf es keiner Worte; aber daß dies Gegenstand einer *Sorge* werden soll, will heißen: eines seelischen Zustandes, der auf das Lebensgefühl im ganzen drückt, das entspricht nicht der göttlichen Ordnung. Wer nicht dafür sorgt, was er morgen zu essen und anzuziehen habe, wird deswegen mit nichten am Tage darauf weder hungern noch nackt sein. Denn dafür sorgt ja eben Gott, der seinem Wesen nach ein gütiger Vater ist. Der Glaube an ihn ist aber natürlich zugleich Dienst an ihm. Dieser wahre Gottesdienst fordert nun freilich restlos den ganzen Menschen. Die Sorge um das Nötige und weit mehr noch die Gier nach Besitz spalten den Menschen. Er kann nicht länger Gott dienen, wenn er dem Mammon dient. Daher: verzichte auf irdischen Besitz!

DRITTE BOTSCHAFT: WOZU GERICHTE?

Auf Erden herrscht Mord, und im Menschen waltet ein Geist, der zum Morde führt, es ist der Zorn. Den darf man nicht aufkommen lassen, sondern muß auf eine rechtzeitige Verständigung bedacht sein. Ferner halten die Ehen nicht den Gelüsten stand,

es ist daher mit jeder aufsteigenden Lust auch schon im Grundsatz eine Ehe gebrochen. Ferner: Ein Eid soll etwas Unerschütterliches bedeuten, an dem nicht gerüttelt werden darf. Diese Befestigung und Beteuerung wird aber überflüssig, sobald jedermann dem ihm bekannten Sachverhalt entsprechend, nur ja und nein sagt. Wenn es so um den Umgang mit Menschen bestellt ist, so sieht man am besten von jeder Wiedervergeltung erlittenen Unrechts ab und spendet seine Liebe sogar seinen Feinden. Verbindet aber erst ein solcher Zustand die Menschen untereinander, dann sind die öffentlichen Gerichte völlig entbehrlich geworden. Man lasse erst einmal unter den Menschen die Liebesgerechtigkeit in Kraft treten, so wird der ganze Rechtsapparat hinfällig. Im Reich Gottes ist der Staat mindestens belanglos, wenn er nicht geradezu schadet; man muß auf der Hut sein, daß er diesem nicht hinderlich werde. Das Gottesreich braucht keine Richter mehr. Es besteht aus Zuständen, die keine Veranlassung bieten, gegen wen es sei, Strafe anzuwenden. Und damit ist vollends dem Gefühl der Rache jeglicher Boden entzogen. Im Gottesreich geht alles viel einfacher zu als im Staat. Bürger, die der Willkür von Beamten ausgesetzt sind, gibt es da nicht mehr. Der Staat ist in einer großen Familie aufgegangen: es gibt nur noch den guten Vater im Himmel und seine Kinder auf Erden! Sofern sich Jesus von soziologischen Eingebungen leiten ließ, was bei seinem hellen Denkvermögen vermutlich ihm mitunterlief, so war sein *Reich Gottes* ein ideologisches Programm, den Staat zu vereinfachen oder gar abzuschaffen.

VIERTE BOTSCHAFT: WOZU EINEN ZIVILSTAND?

Wenn allgemeine Brudergefühle die Menschen einigen, weil allgemeine Kindesgefühle gegen Gott öffentlich verbindlich geworden sind, dann braucht es die äußere Betonung und Aufrechterhaltung der natürlichen Blutsbande und der sie vertretenden Sippe länger nicht. Eine Mutter soll dir Mutter sein, wie sie es dem ist, den sie gebar. Und ob deine eigene oder eine fremde Mutter geboren hat, ihr Kind ist ein Kind und also dein Bruder. In der Bergpredigt ist dieser Gedanke nur erst angedeutet, aber manche

kleinere Situationsgespräche, die später unter der Nachfolgewerbung verzeichnet sind, knüpfen an die Forderung an, die Blutsverwandtschaft müsse in eine Religionsverbrüderung übergehen: **Einer der Jünger sagte zu ihm: Herr, erlaube mir erst hinzugehen und meinen Vater zu begraben; er sagte zu ihm: folge mir nach und laß die Toten ihre Toten begraben!** (Mt 8, 21 f.) — **Du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes** (Lk 9, 60). Familienangelegenheiten kommen nicht länger in Frage — man soll seine Zeit nicht mit häuslichen Rücksichten vergeuden. Wo das Leben auf dem Spiele steht, spielen Begräbniszeremonien keine Rolle mehr. Jetzt muß die richtige Türe aufgehen; man darf sich ja nicht mehr im Beschreiten des rechten Weges irren. Lebensangelegenheit ist es, wenn so gebaut wird, daß das Haus feststeht (Mt 7, 24. Lk 6, 48). Das ist im weitesten Sinne eine Sache der Gemeinschaft; mit privatmännischen Bemühungen und Vorrechten ist da kaum noch etwas auszurichten. **Was nennt ihr mich Herr, Herr — und tut nicht was ich sage? Dann kommt ihr und sagt: Wir aßen und tranken vor dir, und in unsern Straßen hast du gelehrt** (Lk 6, 46. 13, 26; vergl. Mt 7, 21). Es gibt keinerlei Privilegien der Abkunft. Nur wer als Täter einer neuen Liebesgerechtigkeit die Werke Gottes tut, entgeht dem göttlichen Zorngericht (Mt 7, 13 f. Lk 13, 24). Weil Blutbande am schwersten zu entwurzeln sind, ist auch die Forderung, sie sollten ungültig sein, am meisten von eschatologischen Ideen umgeben, also ihre Erfüllung der Zukunft anheim gegeben. Dennoch kommt das *Morgen* ohne die Gewaltsamkeit apokalyptischer Schrecken in der Bergpredigt mit der rein natürlichen Abfolge des nächsten Tages vor (Mt 6, 11. Lk 11, 3; Mt 6, 34).

Die Versündigung gegen den Bruder, die geschlechtliche Begierde angesichts einer Frau, die Hartherzigkeit gegen einen Widersacher werden unter die ärgsten Strafen gestellt, und zwar ist es äußerst bemerkenswert, daß hier die letzten Grade der dogmatisch jüdischen Vergeltungsstrafen genannt sind. Sie sind nicht aus dem Vorstellungsapparat der Apokalyptik geholt. **Dem Gericht verfallen — dem Hohen Rat verfallen — dem höllischen Feuer verfallen** (Mt 5, 22) — ebenso **Der Richter überantworte dich**

dem Stockmeister und der Stockmeister werfe dich ins Gefängnis (Lk 12, 58, vergl. Mt 5, 24) —, endlich: **es ist dir besser, daß eins deiner Glieder verderbe und nicht dein ganzer Leib in die Hölle geworfen werde** (Mt 7, 29 b. 30 b) — stehen außerhalb der eschatologischen Erregung, wollen sie aber mit den Mitteln der bisherigen Einschüchterungsmöglichkeit der religiösen Religionspolizei erreichen. Die apokalyptische Drohung wird übernommen und auf die nichtapokalyptische Denkweise der Volksväter übertragen. Daneben steht in der Bergpredigt unangefochten mehr als ein Wort, das die Gerichtsansage des Täufers zur nicht wegzudenkenden Voraussetzung hat: außer der fällenden **Axt** (Mt 3, 10. Lk 3, 9), die den **faulen Baum** der Bergpredigt **abhaut**, damit das Gerichtsfeuer ihn vertilge (Mt 7, 19; bei Lk 6, 44 ist die apokalyptische Signatur vermieden) — fehlt es nicht an der unverkennbaren Zukunftsansage **An jenem Tage** (Mt 7, 22 — ist Lk 6, 46 und 13, 29 ebenfalls vermieden). Warum soll Jesus nicht das uneschatologische Höllenfeuer der pharisäischen Dogmatik und das apokalyptische Gerichtsfeuer hier abwechselnd verwendet haben? Wenn er es tat und diese Stellen in ihrem Widerspruch seinem Munde entstammen, dann um so eher erklärt sich uns die Bergpredigt so: vom Täufer brachte er das Ziel auch einer sozialen Erneuerung mit, aber nicht unter dem pessimistischen Gesichtswinkel der bevorstehenden Vernichtung des Bestehenden. Jesus sah das *Reich* überhaupt schon angebrochen unter der Annahme, daß eine verhältnismäßig geringfügige Gesinnungsänderung die angedrohten Weltuntergangsschrecken überflüssig mache. Nehme es jeder mit der Reue und Vergebung ernst, so ist der ganze mosaische Gesetzesapparat nicht länger nötig — himmlische Herzenshöflichkeit auch unter Menschen (Mt 7, 12. Lk 6, 31) wird einen seligen Zustand auf Erden ganz von selbst herbeiführen.

3.

In die Unterweisung der zweiten Johanneszeit fallen die Wachstumsgleichnisse, und es zeigt sich ein gewisser Uebereinklang dieser Ausbreitungserzählungen mit den Veranstaltungen, die Jesus in der Entsendung seiner Jünger tatsächlich trifft.

Außer wenigen Heilungen fällt der Fluch über die galiläischen Landstädtchen in diese Zeit. Dies alles hängt zusammen und will einheitlich angeschaut sein. Die kreisende und ziehende Bewegung bildete das Wesen von allem, was Jesus seit seiner Loslösung von der angestammten Seßhaftigkeit unternahm, weshalb denn auch an deren Meldung sich die andere anschließt: **Und er zog herum durch die Dörfer mit seiner Verkündigung** (Mk 6, 6b. Mt 9, 35. Lk 13, 22). Damit haben jene schlichten Rundreisen begonnen, deren Wegspuren in den synoptischen Erzählungen bis zur Ankunft in Jerusalem sich, leider unentwirrbar, verfolgen lassen. Das Anwachsen der Gottesherrschaft wurde nicht nur durch diese Umzüge durchs Land, sondern auch durch die Gleichnisse, die es beleuchtete, gefeiert.

Der Sinn der ersten Verkündigung (Bergpredigt) umfaßte ein einziges großes Gebot: *Dient Gott so, wie ihm die Natur dient,* denn *sie dient ihm vernünftig, und so laufen alle Dinge auf sein Lob hinaus!* In der zweiten Unterweisung wird nun dieser Gedanke, man solle Gott allein unter allen Umständen schalten lassen, selbst wo es den Anschein habe, er bedürfe menschlicher Unterstützung und vermöge sie ohne unser Zutun nicht aufs beste hinauszuführen, besonders mächtig aufgenommen im Gleichnis *Vom Unkraut unter dem Weizen.* Das Himmelreich ist gleich guter Aussaat auf guten Ackerboden: **Da aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säte Unkraut zwischen den Weizen und ging davon.** Der Besitzer erlaubt nicht, das Unkraut zu jäten vor der Ernte — Nein, — **auf daß ihr nicht zugleich den Weizen mitausrauft, so ihr das Unkraut jätet. Lasset beides miteinander sprießen bis zur Ernte; und um die Erntezeit will ich den Schnittern sagen: Sammelt zuvor das Unkraut und bindet es zu Bündeln, daß man es verbrenne. Aber den Weizen sammelt mir in meine Scheune!** (Mt 13, 25. 29 ff.). Auch hier ist der Uebereifer der Guten scheel angesehen. Im Leben sollen Gut und Böse zusammen aufwachsen und groß werden. Für das Gedeihen des Gottesreiches gibt das Maß vorhandener Empfänglichkeit den Ausschlag, das sich erst am Ertrag der Erde ermessen läßt. Es gibt vielerlei Acker; denn der Saatwurf hängt zunächst vom Zufall ab — es kommt auf das Verhältnis guter

und schlechter Erde an, um das niemand vorher wissen kann — man muß es, um sicher zu gehen, auf die Probe ankommen lassen. (Mk 4, 2 ff. Mt 13, 3 ff. Lk 8, 5 ff.) Und zwar kommt es auf die Auslese am Schluß an. Das Himmelreich umfaßt auch die Bösen mit — behält sie aber nicht. So weit geht sogar das Gleichnis vom Fischernetz: **das ins Meer geworfen wird, damit man allerlei Gattung fängt. Wenn es aber voll ist, so ziehen sie's ans Ufer, sitzen und lesen die guten in ein Gefäß zusammen, die faulen werfen sie weg** (Mt 13, 47 f.). Der Wert, um den alles geht, kann unscheinbar sein und deshalb lange Zeit übersehen werden. Es fehlt an Spürsinn nicht, der ihn doch eines Tages aufstöbert und zum Vorschein bringt. Jemand findet etwas, das er für so köstlich hält, daß er es allen Augen entziehen will. Er vergräbt seinen Schatz in einem Acker. Dann geht er, macht seine übrige Habe zu Geld und kauft mit seinem ganzen Vermögen den Acker (Mt 14, 44). Bei einiger Ueberlegung ein überschwängliches, unbedachtes Vorgehen — aber eben diese Verstiegenheit ist höher als alle Vernunft; es liegt der selige Eros in diesem verwickelten und unsinnigen Vorgehen begründet. Ein Liebhaberwert wird in einen wahrscheinlich nur mittelmäßigen Wert versteckt, nur damit dessen Besitz erschwinglich wird! Ein ander Mal geht der Eros, der für das Reich Gottes erglüht, ähnlich vor. Aber nun wird alles auf die Schönheit der Erscheinung abgestellt — es wird keine List aufgebracht, sie zu verschleiern — die Erwerbung erfolgt um des Glanzes willen; hat er einen Marktwert, der sich mit Geld ausdrücken läßt, dann wird der Preis ohne Feilschen erlegt — und der Reichtum besteht im seligen Genuß, dem aller übriger Besitz im Tausch geopfert wurde, nur immerdar dieses Kleinod anzuschauen in heller Sinnenfreude: **Abermals ist gleich das Himmelreich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte, — und da er die eine köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles was er hatte, und kaufte sie** (Mt 13, 45 f.). Endlich auch muß der Saft des Naturtriebes nichts anderes sein als die unwiderstehliche Kraft, mit der das Gottesreich sich ausdehnt: **Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säte es auf seinen Acker, welches das kleinste ist unter allen Saatkörnern.**

Wenn es aber aufsprießt, so ist es größer als die Kohlkräuter und wird ein Baum, also daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen (Mt 13, 31 ff. Mk 4, 30 ff. Lk 13, 28). Es mag nun sein, daß einiges unsicher bleibt; von den sieben im dreizehnten Kapitel des Matthäus gesammelten Gleichnissen beschäftigen sich fünf mit dem Acker und rechtfertigen den Ausdruck *Wachstumsgleichnisse,* eines mit dem See, der dem Fischfang Ertrag liefert. Allein die Perle fällt außerhalb allen Nutzungswertes, obschon sie Gegenstand eines Kaufes ist — einmal in Besitz genommen, wird sie nur noch geliebt!

Nun aber zum Wesenskern der jesuischen Gleichnisrede! Zum Begriffe mußte er greifen, weil er Lehrer war und zu Gegnern die Pharisäer hatte, deren Werk es war, die Gemüter des Volks mit einem engmaschigen Gespinst von religiösen Begriffen überzogen zu haben. Aber wo seine Rede aus dem Eigenen aufstieg, wo sie nicht zu kämpfen brauchte, wo sie seinem Erlebnis entsprang, da sagte er, was er sah und nicht was er dachte. Das Gleichnis war ihm nicht rhetorischer Behelf, es war ihm sein Mutterlied. Von der Wiege an umspielte es seine Lippen, die dann auch vernünftig reden lernten und sich auf das schulgerechte Denken einstellten — aber das Gleichnis war seiner Zunge der ursprüngliche Laut. Auch bei Jesus heißt es: im Anfang war das Bild! Nicht umsonst hat die Urgemeinde den Vater, den Richter, den König unverlierbar im Gedächtnis behalten. Auch eine Gleichnisfigur wie der Sämann oder der Kaufmann mögen Jesus von jung auf als ein auch für ihn vielleicht in Betracht kommendes Berufsideal beschäftigt haben. Mit dem Schwung der Hand den Samen ausstreuen, rechnend und messend Handelsgegenstände auf dem Markte prüfen — in diesen Anschauungen wurzelt das jesuische Gleichnis.

In seiner rednerischen und vortragenden Tätigkeit wurde Jesus durch naheliegende Vergleichungen, die an sich noch nichts Künstlerisches hatten, der formgebenden Gestaltung entgegengeführt. Er kannte Tauben und lautere Menschen, Schlangen und hinterlistige Menschen (Mt 10, 16), Füchse und schlaue Menschen

(Lk 13, 32), kannte die Wirkung des Sauerteigs und der Heuchelei (Mt 16, 6. 12, Mk 8, 15) und merkte sich dergleichen Aehnlichkeiten. Auch wurde er den Nutzen gewahr, wenn ihm doch auf Klarheit der Mitteilung alles ankommen mußte, wie sich seine Rede heben und klären ließ durch Verwendung allfallsiger Ausschmückung in jedem einzelnen Beispiel. So strömten ihm ganz von selbst, ohne Schulunterricht für rhetorische Effekte, Vergleichungen über die Lippen, in denen das Bild im unmittelbaren Ausdruck den Hörer vor die Augen tritt, oder auch bloße Anklänge, in denen das Bild nicht eigentlich ausgesprochen wird, sondern der Hörer durch einen meist höchst einfachen Denkprozeß obschwebende Bilder und Begriffe zueinander in Einklang bringen muß. Wir können diese grammatikalischen Rubriken nennen. Der Metapher bedient sich Jesus, wenn er sagt: Auffressen die Häuser der Witwen (Mk 12, 40) — sei gesund von deiner Geißel (Mk 5, 34), du wirst einen Schatz im Himmel haben (Mk 10, 12). Häufiger wendet er die vergleichende Bildrede an: der Gerichtstag überfällt euch plötzlich wie eine Schlinge (Lk 21, 34 f.) — Satan möchte euch sichten wie den Weizen (Lk 22, 31) — die Volksmassen sind mißhandelt und preisgegeben wie Schafe, die keinen Hirten haben (Mt 9, 36) — Jerusalem, wie oft wollte ich deine Kinder versammeln wie die Henne ihre Brut sammelt unter ihre Flügel (Lk 13, 34). Wird eine solche Vergleichung auf ein Satzganzes erweitert, so entsteht das Gleichnis. Als Gleichnisredner spricht Jesus keine Rätselworte; auch in den bildlichen Redeteilen besitzt jedes Wort seinen eigentlichen Sinn, aus dem es zu verstehen ist. Immer aber überwiegt der rednerische Zweck vor der poetischen Form. Er läßt nie der Fabel die Zügel schießen. Auch wo er die Gleichnisse zur Parabel ausspinnt, ist er auf ihre geschlossene und einheitliche Form bedacht.

Es lag Jesus daran, Klarheit auszugießen über das Hohe und Göttliche; das Gottesreich sollte deutlich dastehen; Hörer, die in ihren fünf Sinnen befangen waren, sollten Zutritt erhalten zum Himmlischen, das einstweilen ein Unsichtbares blieb. Von dem Allbekannten leitete er freundlich aufwärts zu dem Unbekannten; an den Bändern der Aehnlichkeit wurden die Seelen hinaufge-

zogen aus dem Gemeinen zum Ewigen! Das niedrige Leben, die sündige Welt wurden edel und golden im Gleichnis. Kein Mittel äußern Ausdrucks hat Jesus unversucht gelassen, um das innere Wort seines Gottvaters, wie er ihn zu sich selbst reden hörte, seinen Hörern für die Aneignung tauglich und gefügig zu machen. Seine Sprache war das galiläische Aramäisch, jener grobe Bauerndialekt, dessen rauher Klang in der Landeshauptstadt den Petrus am Kohlenfeuer des Wachhofes sogleich verriet (Mk 14, 70, Mt 26, 73, Lk 22, 59).

Im Lande der Bibel ist heute noch der tägliche Sprachgebrauch mit Gleichnissen erfüllt. Ein englischer Orientalist führte ein Gespräch mit einem Hirten, als dieser seine Schafe heimführte. Der Verschlag wurde von einem weiten Viereck gebildet, und in der geschlossenen Mauer war nur eine einzige Lücke offen gelassen. Auf die Frage, ob in diese Maueröffnung nicht eine schließbare Türe gehöre, antwortete der Schäfer: *Ich bin die Türe* — und erläuterte diese Bildrede dahin — er lege sich nachts zwischen die Türöffnung quer in der Lage der Schwelle hin. Kein Schaf könne hinaus und kein Raubtier hinein, ohne daß er von der Berührung erwache. Zu dieser sinnentrunkenen, blutwarmen, bildgesättigten Volkssprache kam dann noch bei Jesus ihre produktive Verwendung hinzu. Anders als im übrigen Altertum der Mittelmeerländer, wo die handarbeitenden Gewerbe meist in Sklavenhänden lagen, bis aus den Fronhöfen, die auch Weiber umschlossen, und aus dem Lohnwerk das Mittelalter sich den eigenen freien Erwerbsstand schuf, brachte das kleine Judenvolk, indem es frühere ägyptische Einflüsse überwand, im bürgerlichen Leben das Handgewerbe, auch wo es über den Hausfleiß hinausging, zu Ehren. Das Alte Testament kennt Schmiede, Schlosser und Edelmetallarbeiter, Zimmerleute und Tischler, Maurer, Steinmetze und Töpfer. Jerusalem besaß eine Bäckerstraße, ein Töpfertor, ein Zimmertal. Jesus hatte einen solchen selbständigen Handwerker zum Vater. Im idyllischen Landstädtchen bildete ihn die milde Beschaulichkeit einer Hans-Sachsen-Werkstatt, wo gezimmert und gesungen wurde. Dieser Hinweis besagt vielleicht mehr als der übliche andere auf die gleichzeitige Fertigkeit der

Rabbinen, volkstümliche Sprichwörter zu prägen. Denn diesen fehlt der seelische Rhythmus meist gänzlich, der die Herrenworte trägt.

Aber was ist an ihm erklärt, wenn man ihn für einen Künstler hält? Seine Parabeln sind durchsichtig wie das lautere Glas und zugleich undurchsichtig wie dunkelleuchtende Kirchenfenster. Durch diese Scheiben der Jesusworte, die naturverhüllender Kunst gleichzuachten sind, leuchtet die Umwelt herein und auch wieder nicht herein wegen ihrer glühenden Farbe, sobald von außen die Sonne daran scheint. Diese ihre Eigenschaft, das auf sie fallende natürliche Licht zu brechen, es nicht anders durchzulassen, als in ahnungsvolle Dämmerung verwandelt, gab schon den Jüngern zu denken. Dem Markus, der sich ja als Mystagoge fühlt, verursacht sie wahres Kopfzerbrechen. Jesus, meint er, verfolge mit der Wahl der Parabelerzählung einen Verhüllungszweck. Und ihm pflichten die beiden andern bei: **Denen draußen widerfährt alles durch Gleichnisse, auf daß sie es mit sehenden Augen sehen und doch nicht erkennen und mit hörenden Ohren doch nicht verstehen, auf daß sie nicht umkehren und ihnen vergeben werde** (Mk 4, 11b f. vergl. Mt 13, 13 Lk 8, 10b). Der letzte Satz ist alttestamentliches Zitat: des Volkes Herz soll sich verstocken — sie sollen immerfort hören und nicht verstehen, immerfort sehen und nicht erkennen! (Jes 6, 10). Um dieses Schriftwort warf schon die Urgemeinde ihre Deutungen wie der landungsbeflissene Matrose vom schwimmenden Schiff das Seil um den festen Uferpflock.

4.

Jesus hat nicht nur von Gott zu den Menschen gesprochen. Er sprach auch zu Gott von den Menschen. Er gab seinen Jüngern das Gebet bekannt, das wohl heutigen Tages die meiste Verbreitung über den Erdboden erhalten hat. Für die ursprüngliche Mitteilung seines Wortlauts scheint Lukas zuständig zu sein: **Und er war im Gebet an einem Orte, und als er aufhörte, sagte einer seiner Jünger zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger gelehrt hat. Er sagte: Wenn ihr betet, so sprecht: Vater, dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, an Brot gib**

uns täglich was wir brauchen, und erlaß uns unsere Sünden, weil auch wir jedem nachlassen, der uns schuldet, und bring uns nicht in Versuchung! (Lk 11, 1—4). Matthäus ergänzt die lukanischen fünf Bitten zur vollen Siebenzahl (Mt 6, 9—13) und hat dabei das nationale Mustergebet spätjüdischer Religion, das Kaddisch, mehr vor Augen als es bei Jesus selbst der Fall gewesen zu sein scheint. Durch das Vaterunser ist das Christentum die Religion des Gebets und die eigentliche Heimat des persönlichen Gebets geworden. Im Gebet wendet sich die Seele von der Vernunft ab. Das Gebet bildet eine naive Leiter aus der menschlichen Enge in die grenzenlose Weite der Welt, schlingt aber zugleich auch ein unendliches Band von Seele zu Seele über alle Zeiten und Länder hinweg. In der Entfaltung seiner Möglichkeiten stellt es eine unbegrenzte Skala dar vom Aufschrei bis zum Geflüster, und gehört als Gebärde mindestens ebenso sehr dem Leibe an wie als Gedanke dem Geiste. Aber nicht weniger als Ausdruck ist es Spiegel. Es fängt den Abdruck der göttlichen Spur auf.

Jesus brachte ganze Nächte im Gebet zu: **In jenen Tagen ging er aus auf einen Berg, um zu beten, und er verbrachte die ganze Nacht im Gebet zu Gott** (Lk 6, 12). Diese Gebetsstunden bleiben bei ihm im großen und ganzen bewußte Vorgänge. Von Verzückungszuständen, wie sie bei den großen Gebetsmystikern namentlich des Mittelalters zur oft wiederkehrenden Gewohnheit wurden, ist an den überlieferten Andeutungen über den betenden Jesus nichts zu bemerken. Beflügelt aber wurde sein Gebet durch die apokalyptische Enderwartung: **Und er sprach: Wenn einer von euch einen Freund hat und mitternachts zu ihm geht und ihm sagt: Freund, borge mir drei Laib Brot, zu mir ist nämlich ein Freund gekommen nach einer Reise und ich habe ihm nichts vorzusetzen — wird der von drinnen wohl antworten: falle mir nicht lästig, die Tür ist schon zu und meine Kinder sind bei mir im Bett, ich kann nicht aufstehen und dir geben. Ich sage euch, wenn er nicht aufsteht und ihm gibt, weil er sein Freund ist, so wird er doch weil er nicht weicht und wankt, sich erheben und ihm geben was er braucht. So sage ich auch euch: bittet, so wird euch gegeben; suchet, so findet ihr; klopfet an, so wird euch aufgetan, denn wer**

bittet, empfängt, und wer suchet, findet, und wer anklopft, dem wird aufgetan (Lk 11, 5—9). Diese stürmische Dringlichkeit im Bittgebet wird besonders eindringlich im Gleichnis vom ungerechten Richter: **Er sagte ihnen aber ein Gleichnis in der Absicht, daß man immerdar beten und nicht nachlassen solle.** Ein hartherziger Richter schafft einer immer schon abgewiesenen alleinstehenden Frau, die ihm dennoch keine Ruhe läßt und immerzu das Haus abläuft, schließlich was sie wünscht. Der Sinn dieser ursemitischen Religionsgedanken zielt dahin: es ist erlaubt, ja notwendig, gegen Gott nicht in falsche Rücksichten zu verfallen: **Und Gott sollte seinen Auserwählten nicht Rache schaffen, wenn sie Tag und Nacht zu ihm Zeter schreien, sondern dabei weiter Langmut üben? Ich sage euch, er wird ihnen in Kürze Rache schaffen** (Lk 18, 1 ff. 7). Die Auserwählten jammern, dadurch wird Gott bewogen, seine bisherige Nachsicht mit den Feinden aufzugeben.

Der betende Jesus wird noch bei Lebzeiten Vorbild seiner Gemeinde im Zutritt zu Gott: **Fürwahr ich sage euch, wenn zwei von euch übereinkommen, auf Erden um irgendeine Sache zu bitten, soll sie ihnen zuteil werden von meinem himmlischen Vater; denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich in ihrer Mitte** (Mt 18, 19 f.). Sollen also der *unverschämte Freund* und die *zudringliche Witwe* Vorbilder sein, denen die Gemeinde nachlebt, was einen anschaulichen Begriff gibt, wie stürmisch und aufgeregt es in ihren gottesdienstlichen Versammlungen später zuging, so hat die Urgemeinde doch auch getreulich die andern Gebote in Erinnerung bewahrt, die ihr ein gegenteiliges Verhalten anempfahlen. Es gibt ein Gebet der Behauptung, das ist das Bittgebet. Es gibt aber auch ein Gebet der Lösung, das ist das Dankgebet: **Ich preise Dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß Du dies den Weisen und Klugen verborgen und den Einfältigen geoffenbaret hast** (Mt 11, 25). Im Zusammenhang mit der Einfalt des Herzens ist ihm Abkehr von den Menschen Grundbedingung für das rechte Beten. Gleich wie er selbst die *Stille der Natur* aufsucht, um auf ferner Bergeshöhe, an verlassenen Wüstenplätzen, in dunkler Nacht die gesuchte

Einkehr in sich selbst zu finden (Mk 1, 35. 6, 41. Lk 6, 12. 9, 18. 28), so soll auch der Stillfromme, wenn er sich nicht abseits begeben kann, einen ruhigen Ort in seinem Hause aufsuchen: **Wenn du betest, gehe in die Kammer, schließe die Türe und bete zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der in das Verborgene blickt, wird dir entsprechen** (Mt 6, 6). Und da ist denn auch schon das Kindschaftsverhältnis zum Vatergott durchgebrochen. Alle Gebete des Jesus während seiner Wirksamkeit beginnen mit der schlichten Anrede: **Vater!** (Mk 14, 36. 15, 34. Mt 6, 9. 11, 26). Das Gebet kommt bei ihm auf die praktische, um nicht zu sagen auf die tätige Seite seiner Natur zu liegen. Es enthält gedachte Gedanken, setzt Ueberlegungen in Wünsche und Versprechungen um und sinkt in der Hingabe an Gott unter das erhobene und angestraffte Bewußtsein nicht hinab. Es gab für ihn ein inneres Tor; dessen Schwelle lag jenseits des tagwachen Bewußtseins. Das Gebet des Symbolschöpfers läßt die Gedanken hinter sich. Wenn es noch Gebet heißen soll, so fließt es in Bildern dahin; es ist nicht Aussprache, es ist Darstellung.

5.

Nicht umsonst hatte Jesus in der Fastenfrage Pharisäer und Johannesjünger zu gemeinsamen Gegnern. Mit vollem Bewußtsein sprach er es in der Würdigungsrede aus: dasjenige Gottesreich, das wirkliche, das in Jesus erscheint und seine Verkündigung findet, konnte nicht durch den Täufer heraufgeführt werden — er, sonst der größte bisherige Mensch, besitzt in ihm das Bürgerrecht nicht: **Amen, ich sage euch, kein Größerer ist unter den Weibgeborenen erstanden, aber der kleinste im himmlischen Reich ist größer als er** (Mt 11, 11). Ja gewiß, sagt Jesus: **Der allergrößte Prophet ist dieser** (Mt 11, 9) und an einer andern Stelle etwas, aber im Kern wohl auf Jesus zurückgehend, verschleiert: **Die Männer von Ninive werden als Ankläger dieses Geschlechts auftreten; denn sie taten Buße auf die Predigt des Jonas — und hier ist mehr als Jonas** (Mt 11, 41). Und nun beobachten wir den Augenblick, wo Jesus in eigenster Geberde einer Symbolanwandlung erliegt, um dem Volk sein Sakrament zu bescheren. Das

Johannessakrament hieß: Reinigung, das Jesussakrament heißt: Speisung.

Nicht Gelübde, sondern Labsal — nicht Aufgabe, sondern Erleichterung! Der Täufer war tot! Und nun melden die beiden ersten Evangelisten einhellig: **Und es kamen seine** — des Täufers! — **Jünger herbei, nahmen den Leichnam und begruben ihn, und gingen und berichteten dem Jesus. Da Jesus das hörte, entwich er von da zu Schiff an einen einsamen Ort, um allein zu sein** (Mt 14, 12. 13a). Die Forschung hat sich bis heute blind verhalten gegen den großen, alles erklärenden Zusammenhang, daß Jesus im unmittelbaren Anschluß an den Täufertod die Fünftausend speiste: **Und als er ausstieg, sah er eine große Menge. Und ihn jammerte ihrer, denn sie waren wie Schafe ohne Hirten, und er begann, sie viel zu lehren. Und bei schon vorgerückter Stunde traten seine Jünger zu ihm und sagten: Der Ort ist öde und die Stunde schon spät, entlasse sie, damit sie in die Höfe und Dörfer ringsum gehen und sich was zu essen kaufen, er aber antwortete ihnen: Gebt ihr ihnen zu essen! Und sie sagten: Sollen wir hingehen und für zweihundert Silberlinge Brot kaufen und ihnen zu essen geben? Und er sagte: Wie viel Laibe Brot habt ihr? Geht hin und seht nach! Und als sie zugesehen hatten, sagten sie: Fünf Laibe und zwei Fische. Und er hieß sie sich alle lagern, tischweise, auf das grüne Gras. Und sie legten sich beetweise nieder, zu hundert und zu fünfzig. Und er nahm die fünf Laibe und die zwei Fische und sah auf gen Himmel und segnete und brach das Brot und gab es den Jüngern, daß sie es ihnen vorsetzten und die zwei Fische teilte er unter alle. Und sie aßen alle und wurden satt. Und man hob Brocken auf, zwölf Körbe voll, und etwas Fisch. Und derer die aßen, waren fünftausend Mann** (Mk 6, 34—44). Die Speisung des Volks für ungeschichtlich zu halten, hat man keinen Grund. Die Menge liegt in Gruppen auf dem grünen Grase, die Jünger gehen dazwischen her und verteilen Brot und Fische. Was ist da nun vorgegangen? Um es gleich zu sagen: zweierlei. Etwas mit der Menge und etwas mit Jesus.

Ein Wunder physikalischer Vervielfältigung der Eßwaren wird eigentlich gar nicht erzählt, sobald man die einzige Ueber-

treibung bezweifelt, daß es fünftausend waren und daß alle aßen. Nun aber der zweite Vorgang, der sich gleichzeitig in der Seele des Jesus vollzog — als sein inneres Erlebnis! Für ihn war die Speisung das Wunder, und worin bestand es nun? Eben in der Gewißheit des Augenblicks, daß ihm, im Unterschied von Johannes, verliehen war, die Welt nicht zu taufen, sondern zu speisen. Die wunderbare Vermehrung von Eßbarem durch göttlich magische Kraft ist ein ziemlich zahlreich belegter mythischer Zug in allen Religionen: über das Tischlein-deck-dich hinaus kennen die chinesischen Volksmärchen den nie versiegenden Krug und wissen plattdeutsche Märchen von einem wunderbaren Brot, das ein ganzes Heer sättigt. In Finnland wird von einem Mädchen gesungen, das aus drei Körnern Gerste ein Brot backt, nahrhaft genug für eine Schar Krieger. Im Alten Testament war das Mannawunder erzählt (Ex 16, 4), dann im Königsbuch die Weissagung des Elias an die Witwe: **Der Mehleimer soll nicht abnehmen, und der Oelkrug soll nicht mangeln bis auf den Tag, da Jahwe Regen gibt dem Erdboden** (1 Kön 17, 14). Von Elias heißt es: **Es kam aber ein Mann von Baal-Salisa, und brachte dem Manne Gottes Erstlingsbrot, zwanzig Gerstenbrote und gestoßene Körner in seiner Tasche und sprach: Gib es deinen Leuten, daß sie es essen. Und sein Diener sprach: Wie sollte ich dies hundert Männern vorsetzen? Und er sprach: Man wird essen und übrig lassen** (2. Kön. 4, 42—44). Solches war den Propheten geschehen, von denen die Urgemeinde im Munde des Jesus Elias zweimal nennt (Mt 11, 14. 17, 11) und dabei einmal mit dem Täufer vertauscht, — da wußte denn Jesus, auch die Speise, die ich verteilen lasse, wird sich mehren! Ich drohe dem Volke nicht, wie Johannes; ich bringe ihm Trost, indem ich es sättige, wenn es hungert!

Es fehlt in dem synoptischen Textbezirk, in dem wir uns befinden, durchaus nicht an Anzeichen für diese ausgeprägt sakrale Auffassung der Lage durch Jesus. Die Getreideernte war das erste Datum gewesen, wo die Erwartung fällig werden sollte — der kosmische Aeonenwechsel war aber ausgeblieben. Jetzt mußte die Ansage aufs neue bezeugt und versiegelt werden nach echter

Prophetenart. Wie konnte Jesus dem Volke, das immer aufs neue ihn umdrängte, klar und eindrücklich vor Augen führen, daß das Gericht und die Reichsherrlichkeit unmittelbar bevorstanden? Jesus suchte nicht nach dem eigenen Sakrament; er ließ es sich schenken und erkannte es, als es ihm nahte. Keinerlei äußere Zutat oder gar Neuerung trachtete er zu ersinnen. Als er aber vernahm, die Zuhörer begänne zu hungern und etwas Speise sei ja wohl da, aber lange nicht genug für alle, da benahm er sich wie der jüdische Hausvater am Familientisch, brach das Brot, hob die Augen auf und vollzog die Danksagung. Das war äußerlich bemessen alles — nämlich enttäuschend wenig; innerlich bemessen aber ging ebenfalls *alles* in höchster Erfüllung und Vollendung vor sich.

Die Jünger sollten nach Bethsaida voraus fahren, damit er inzwischen noch das Volk entließe — da folgt die innere Fortsetzung. Es heißt: **Und als er sie verabschiedet hatte, begab er sich auf einen Berg, um zu beten. Und am Abend war das Schiff mitten auf dem See und er allein am Land.** Woran sich nun der Bericht anschließt, er sei, da das Schiff in einen Sturm geriet, über die erregten Wellen auf sie zugekommen **auf dem See wandelnd;** er wäre aus göttlicher Kraft seiner Wege gegangen, wurde indessen von ihnen bemerkt und erkannt; **sie meinten, es sei ein Gespenst und schrien auf; alle nämlich hatten sie ihn gesehen und sich entsetzt.** Als er aber sie anredete und zu ihnen ins Schiff stieg, trat Windstille ein. **Und sie gerieten ganz über die Maßen außer sich; sie waren nämlich bei den Broten noch nicht zur Einsicht gekommen, denn ihr Herz war verhärtet** (Mk 6, 46—52). Ein Schrecken, zusammen mit einer vermeintlichen Erscheinung seiner Person auf den Wogen ist in die Gemeindeüberlieferung übergegangen genau an dem Orte, wo Jesus nach dem Speisungswunder sich von ihnen trennte — da füllte sich ihnen die Trennungslücke mit seinem *Phantasma* aus. Ein solcher Vorgang, der sich irgendwie im Jüngerkreise abspielte, darf als biographischer Kern dieser Anekdote, unter allen synoptischen eine der rätselhaftesten, wohl mit einiger Bestimmtheit angenommen werden. Es ist natürlich völlig müßig, nachträglich diesen *Sitz im Leben* noch naturalistisch auszu-

malen. Ob eine Augentäuschung eines, oder wie der Text meint, aller Jünger zugrunde liegt, ist belanglos angesichts der berichteten Hauptsache, wonach im Anschluß an die erste Massenspeisung der Fünftausend, die eben erzählt worden ist, die engere Umgebung der Seinigen, die von der Aussendung unverrichteter Dinge zurückgekehrten Apostel (Mk 6, 30), (wiewohl sie viel zu berichten hatten), von einer kollektiven Phobie befallen wurden.

Matthäus, der als einziger den mißglückten Versuch der *Nachfolge auch im Wandeln auf dem Wasser* durch den von ihm ja besonders aufmerksam beobachteten offiziellen Generalnachfolger Petrus beifügt (Mt 14, 28—31), legt über Markus hinaus auf dieses phobische Element des sonst wörtlich übernommenen Wortlauts offensichtlich Gewicht: **Sie sagten, es ist ein Phantasma und schrien vor Furcht auf** (Mt 14, 26b). Nicht zu übersehen ist aber dabei der Versuch der beiden ersten Evangelisten, die Lukas hier in nichts begleitet, uns auch die Gemütslage des Jesus nahe zu bringen. In die Zeit nach dem gemeldeten Tode des Täufers fällt die Feststellung: **Und er war ihretwegen sehr erschüttert, da sie wie Schafe in der Wüste waren, die keinen Hirten haben, und er begann sie viel zu lehren** (Mk 6, 34). Also Mitleid mit der Menge aus dem Abstande zu ihr (Ochlos—Laos)! Aber dasselbe Mitgefühl ergreift ihn nun auch angesichts des auf den Wogen im Seesturm kämpfenden Schiffs, in dem er seine Jünger in Gefahr weiß. Also begibt er sich auch zu den *Seinigen* (zu dem vom Laos unterschiedenen Kleros). **Und als er sah, wie schwer ihnen das Rudern fiel, denn der Wind stand ihnen entgegen, — da kam er zu ihnen um die vierte Nachtwache, indem er auf dem Meer wandelte und er wollte zu ihnen gelangen** (Mk 6, 48). Hier mag psychologisch das Schwergewicht liegen, auf das es der Ueberlieferung namentlich ankam. Nicht nur zum Volk, auch zu den Seinigen war nun die kompassionelle Einstellung sehr akut geworden. Nirgendwo sonst in den Synoptikern gestattet der Text, sofern er nicht offensichtlich dogmatisch überarbeitet ist, einen Rückschluß auf den persönlichen Gemütszustand des Jesus, daß er ein aktives Erlösungsbedürfnis empfunden habe: er sieht auch die Nächsten in Not und will zu ihnen hingehen. Da fügt sich

das ausgesprochen metaphysische Motiv vom Wandeln auf dem Wasser auch religionsgeschichtlich zwanglos ein. Im 39. Kapitel der Oden Salomons wird der Weg Christi über die Wasser geschildert als ausdrückliches Erlösungsmotiv. Der Gang des Erlösers verändert das Element des Wassers so sehr, daß es seine Labilität verliert, sich zum *Pfade* befestigt und tragbar wird. Dieses Wunder bewirkt der Wille des Erlösers, den bedrängten Seinigen nahe zu kommen, auch wo das nach der augenblicklichen Lage der Dinge schlechthin unmöglich erscheint.

Wie etwa naive Maler primitiver Epochen von unsern Expressionisten heute nachgeahmt, das Spiel der Wellen nicht so sehr in seinem flüssigen Zustande erfassen, als vielmehr substanziell durch nebeneinander gelegte Höhlungen oder Grübchen veranschaulichen, so darf ein solches plastisches Sehen dahinter vermutet werden, wenn es in dem eben genannten neutestamentlichen Apokryphon heißt, das Wasser habe unter dem wunderbaren Tritt des Christus „die Spuren seiner Schuhe wie Holz festgehalten und aufbewahrt". Was sich aber dem Vorstellungsinventar der Volkskunde in massiver Vergröberung einverleibt hat, kann auch die synoptische Erzählung von dem über das Wasser wandelnden Jesus bereits leise überhauchen. Immer hat die Forschung (schon D. F. Strauß) vermutet, uralte See- und Schiffermärchen hätten in die evangelischen Erzählungen, die sich am und auf dem See Genezareth oder dem galiläischen Meere abspielen, hinübergewirkt. Der Sinn der Perikope scheint demnach zu sein: Jesus weiß (d. h. sieht hellseherisch) die Jünger auf dem Element ihres Berufes in Not. Er bringt es dank der ihm innewohnenden Wunderkraft fertig, entgegen allen Möglichkeiten menschlichen Ermessens an ihre Seite zu gelangen, insofern das Wasser fest wurde für ihn. **Er aber sprach sie rasch an und sagte: Fasset Mut, ich bin's, fürchtet euch nicht! Und er stieg zu ihnen ins Schiff und der Sturmwind legte sich. Und sie gerieten übers Maß in Erstaunen** (Mk 6, 50 f. Mt 14, 27. 32). Doktrinär, aber aus seinem mystagogischen Plane heraus konsequent und wohlverständlich fügt Markus noch unbeholfen bei: **Denn sie hatten nichts begriffen bei den Broten, und ihr Herz war nicht imstande, etwas zu merken**

(Mk 6, 52). Wir können schließen, natürliche Anknüpfung an etwas wirklich Geschehenes fehle nicht gänzlich, wenn wir mit dem Abschnitt vom *Gang auf dem Wasser* den früheren vom beschwichtigten *Seesturm* vergleichen.

Ihn nun haben alle drei Synoptiker und fast ohne Abweichung wortwörtlich gleich (Mk 4, 35—41. Mt 8, 18. 23—27. Lk 8, 22—25). Das Wundermotiv, daß der Erlöser eine Entfernung aufhebt, weil er helfen will, findet sich da bei Markus nicht — auch nichts von einem Phantasma! Am nächsten liegt die Annahme einer biographischen Erinnerung, vielleicht nicht an einen präzisen Einzelfall, dafür an eine geläufige Gepflogenheit: **Als er ins Boot stieg, folgten ihm seine Jünger** (Mt 8, 23). Freilich wird es eher umgekehrt zugegangen sein, — die Berufsfischer fuhren zum Tagewerk aus und Jesus begleitete sie dabei. Da mag er denn, einmal wirklich eingeschlafen, darauf beim eintretenden hohen Seegang geweckt und von den Jüngern bestaunt worden sein, weil er einen vorübergehenden Sturm ansagte und Recht behielt. Warum soll das nicht vorgekommen sein und sich den Beteiligten eingeprägt haben? **Andere Fahrzeuge waren mit dabei. . . Und er war im Schiffshinterteil auf einem Kissen eingeschlafen** (Mk 4, 36b. 38a). Nur leicht wird diese realistische Erinnerung von der beginnenden Legendenbildung betroffen — als Wundertäter beschwört er glatt den Sturm; als Didaskalos-Rabbi warnt er vor Kleinglauben, wie auch sonst — alles bleibt noch im biographischen Rahmen. Das kann vom Gang auf dem Wasser nicht gesagt werden — dort steht Jesus, obschon der *Sitz im Leben* (gewohnter Teilnehmer an der Bootfahrt) nicht völlig verwischt ist, doch bereits und unverkennbar im Begriff, eine mythendogmatische Rolle der Heilslehre zu übernehmen — er ist Mittler, zur rechten Zeit eiligst herbeieilender Nothelfer, ja geradewegs Rettungsengel, wie ein Michael oder der stets hilfreiche *Redivivus Elias*. Was wir an andern Stellen über den synoptischen *Elianismus*, so dürftig seine Spuren sind, weil mit viel Vorsicht auch mit genügender Gewißheit, ausgeführt haben, erhält eine willkommene und überzeugende Stütze in einer Beispielserzählung: Jesus wird selbst das Phantasma, das Wunder wirkt!

Trifft unsere Auffassung vom Gang auf dem Wasser, die sich neueste fachgenössische Untersuchungen über das Wasser nicht im monarchischen Gottglauben, wie beim Täufer, sondern im heilsdogmatischen Mittlerkreise der magischen Erlösungsreligionen zunutze macht, für diese schwer verständliche Anekdote zu, dann ist unsere Einsicht in die Schichtenbildung bei Markus beträchtlich erweitert, indem zur literarisch historischen noch eine eminent psychologische Schicht hinzukommt — nicht nur die urgemeindliche Christusdogmatik vom *Lösegeld* spricht bei Markus mit, was wiewohl im engeren Sinne hellenistisch, im allgemeinen eben doch semitisch verstanden werden muß. Es kommt mit dem *Gang auf dem Wasser* ein offenbar unjüdischer Zug hinzu, und es nimmt nun diese Stelle, wie sonst noch höchstens einige Züge der Leidensgeschichte (zerrissener Tempelvorhang, Saturnalienkönig, Lanzenstich) eine ausgeprägt synkretistische Färbung an. Aber schon kehrt auch die synoptische Ueberlieferung auf ihren Heimatboden zurück. In der andern Brotvermehrung für die *Viertausend* herrscht nur wieder das wohlbekannte Heilandsmotiv, Trost zu spenden. Zauberer ist Jesus längst nicht mehr; nicht als technischer Hexenmeister vermehrt er die vorhandenen Lebensmittel.

Kurz darauf fand eine zweite Massenspeisung statt. Sie verlief unter etwas anderen Verhältnissen der Vorräte und der Teilnehmer ganz gleich, was sein eigenes Verhalten betrifft, indem er auch hier eine feierliche Eucharistie vornahm und austeilen ließ (Mk 8, 1—9). Ein weiteres Mal bietet bei der Ueberfahrt ein zu geringer Brotvorrat — ein einziger Laib, der nicht ausreichte — neuen Anlaß zur inneren Abkühlung zwischen ihm und den Jüngern, denen er wörtlich vorwirft: **Was macht ihr euch Gedanken darüber, daß ihr kein Brot habt? Noch immer merkt und versteht ihr nicht? Ist euer Herz verhärtet? Augen habt ihr und seht nicht und Ohren und hört nicht. Und ihr erinnert euch nicht, wie ich fünf Brote brach für die Fünftausend. . .** usw. (Mk 8, 13—21). Dazwischen war unter den Seinen überdies von Essen, Verdauung und Sauerteig und mit dem kananäischen Weib von Brotkrumen die Rede gewesen, so daß ein ganzer zusammenhängender Ge-

dankenkomplex über zwei Markuskapitel hinweg (Mk 6, 36—8, 21) in Verbindung mit sakralen Erörterungen nur der Ernährung des Menschen gewidmet war. Es geschah dies zum Teil in einem polemischen Zusammenhang gegen die Reinigungsgesetze und wie gesagt im Anschluß an den Tod des Täufers.

Wenn die Forschung es über sich bringt, die Ueberlieferung hier für zuverlässig zu halten, so wird sie für dieses Vertrauen in den Text reich belohnt durch den Zuwachs an einigen der schönsten Symbolbeispiele, mit denen sich der Sinn Jesu gegen seine Anhänger in der Ausdrucksgebärde zu entäußern sucht. Es liegt vor ein Beleg für eine *Dyas-Beziehung* in dem Doppelereignis der zweimaligen Massenspeisung, die sich außerdem noch spiegelt in ihrer „Vergeßlichkeit": **Nur ein einziges Brot hatten sie bei sich im Schiffe** (Mk 8, 14). Sodann in dem geradezu auffallenden sakralen Beigeschmack, mit dem Markus in diesem achten Kapitel, das an und für sich von ihm für profan gehaltene *Brotessen* und *Fischessen* der Menge (Laos), also nicht der Seinigen (Kleros), zu versehen nicht umhin kann. Mag die literarische Arbeit hier gründlich vorgehen und von einer Stichwortversammlung der Anekdoten unter dem Mechanismus des redaktionellen Interesses an Speise mit Recht reden, so sei der Symbolpsychologie die ergänzende Bejahung nicht verwehrt, daß sich hier eben alles konzentriert auf das pneumatische Thema der geweihten Speise: der Menge wird nicht gedroht; vielmehr wird sie getröstet.

Eine neue Gelegenheit, daß in seinem Verhalten das Unbewußte durchbrach und in irgendeiner bloß angedeuteten Weise zur Entrückung und Verzückung führte, bot die Verklärung auf einem Gipfel in Bergeinsamkeit vor den drei nächsten Jüngern, Petrus und den Zebedaiden. **Da wurde er vor ihren Augen verwandelt. Und seine Kleider wurden glänzend, sehr weiß, wie sie kein Walker auf Erden so weiß machen kann. Da erschien eine Wolke, die sie überschattete, und aus der Wolke kam eine Stimme: Dies ist mein geliebter Sohn** (Mk 9, 3. 7. Mt 17, 2. 5. Lk 9, 29. 35) — Lukas fügt bei: **Der Auserwählte.** Die Erzählung enthält für den mythologisch geschulten Leser drei erstaunliche Mitteilungen:

einmal, Jesus habe sich verwandelt vor ihren Augen und habe am ganzen Leibe, und, da er bekleidet war, durch die Kleider hindurch von ausströmendem Glanze geleuchtet. Zudem seien zwei der größten Gestalten einer tausendjährigen Religionsvergangenheit, der Urheber des Gesetzes, Moses, und der Urheber des prophetischen Pneuma, Elias, gegenwärtig gewesen und hätten mit Jesus eine Unterredung abgehalten. Diese drei Dinge: Verwandlung, Leuchte und Umgang mit Abgeschiedenen sind die innersten Merkmale des geschilderten Vorgangs.

Den anwesenden Zeugen wird nachgesagt, sie hätten an Jesus einen Gestaltwandel wahrgenommen, seien aber auch selbst von einem ungemeinen Wohlgefühl durchschaudert worden und hätten aus einer Schattenwolke eine Stimme vernommen. Also auch die Jünger erlebten ihrerseits eine Euphorie: **Da nahm Petrus das Wort und sagte zu Jesus: Rabbi, hier läßt sich's wohl sein, wir wollen drei Hütten aufschlagen, für dich eine und für Moses eine und für Elias eine — er wußte nämlich nicht was er redete, denn sie waren bestürzt** (Mk 9, 5 f.). Und darauf die Ernüchterung, daß sie wieder zu sich kamen: **Und als sie sich umschauten, sahen sie plötzlich niemand mehr, nur Jesus allein bei sich** (Mk 9, 8). Die drei Stufen im Bewußtseinswandel der Jünger — Blendung, Verzückung und Behörung — sind vom ekstatischen Zustande des Jesus zu unterscheiden. Zum eigenen Gestaltwandel als seiner ersten Stufe ist noch zu sagen, daß für Jesus der ekstatische Augenblick nicht wie für die Jünger im euphorischen Genuß eines beseligenden und zugleich atemstockenden Anblicks bestand — bei ihm war die Schauung zugleich Werdung eines angelischen, seraphischen Zustandes an sich selbst, während die Drei bloß dalagen und zusahen. Er wandelte sich also wirklich und sie sahen ihm das an. Im Ausbruch, dessen Zeugen sie waren, wurde ihnen die Gegenwart der beiden Vergangenheitsgestalten aus seiner Anrede an diese bekannt: ein Vorgang, ein Drama spielte sich vor ihnen ab — denn Jesus hatte sich die Ahnenseelen vorzeitlicher Propheten herbeigeholt! Die Ausstrahlung des leuchtenden Blutes ist hier nicht, wie beim Heraufstieg aus dem Tauchbad, am nackten Körper erfolgt, aber der Nimbus entfloß dem

ganzen Leibe und umränderte nicht nur das Haupt mit dem Heiligenschein eines bloß vom Logos entzündeten Kopf- und Bewußtseinserleuchteten!

Sowohl in der Taufentrückung als bei der Verklärung hatte die göttliche Stimme, in deren Schall die Gnadenerscheinung gipfelte, denselben Bibelspruch enthalten: **Du bist mein geliebter Sohn, dir gehört mein Wohlgefallen** (Mk 1, 11 f.). — das Mysterium seiner Gottessohnschaft im antiken Sinne des Gestaltwandels, der sich diese beiden Male als sogenannte Epoptie oder Epiphanie an ihm vollzog!

Der Gedanke der Kindschaft steht im Mittelpunkt seiner Verkündigung, weil sein Herz nur von ihm erfüllt ist vor allem auch für seine eigene Person. Alles, was wir bisher aus den Andeutungen seiner Familienlossagung und aus dem Erlebnischarakter seiner Hausvatergleichnisse bereits geschlossen haben, paßt sich ohne Fuge ein: ein natürliches und zugleich sittliches Kindesgefühl gegen den biblisch bezeugten Gott ist in Jesus zur Quelle seiner Frömmigkeit wie seiner Verkündigung geworden. Wie ist es aber zu erklären, daß Jesus für seine Verkündigung auch im einzelnen, realen Kinde ein Vorbild, ja eine unerläßliche Bedingung für die Zugehörigkeit zur reichsgöttlichen Symbiose erkennt? **Zu jener Stunde kamen die Jünger zu Jesus und fragten: Wer ist nun der größte im Himmelreich? Und er rief ein Kind und stellte es unter sie und sprach: Amen, ich sage euch, wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so kommt ihr gewiß nicht ins Himmelreich. . . Und wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf. Wer aber einem dieser Kleinen (. . .) einen Fuß vorhält** (daß es hinstürzt), **dem geschähe besser, daß ihm** (vorher) **ein Mühlstein um den Hals gehängt und er in der Tiefe des Meeres ersäuft würde** (Mt 18, 1—6). Wenn hier und an andern Stellen Jesus sich zu einer solchen rückhaltlosen Auszeichnung des Kindes bewogen sieht — obschon er weiß, (Mt 11, 17), daß Kinder kein Vorbild der Verträglichkeit und Versöhnlichkeit sind, auf welcher Eigenschaft doch sein Reich Gottes grundsätzlich fußt —, so nimmt er hier eben einen offensichtlichen

Lobpreis kindlicher Unschuld vor, weil im Kinde die Instinkte ungebrochen vorwalten und, wenigstens beim wahren Kinde, nicht schon aus der Art geschlagen haben. Die Unschuld des Trieblebens ist ja doch die rein profane und natürliche Grundlage jeder Betätigung in seinem Gottesreiche; und damit hängt nun noch ein weiteres zusammen. Ein Kind steht noch außerhalb einer eigenen Verantwortung. Es kann nichts für sich. Sittliche Maßstäbe — außer etwa, um es für flagrante Unarten, über denen man es ertappt, auf der Stelle zu strafen, wird niemand an es legen, der bei Vernunft ist. Es kommt vorwiegend als Naturwesen in Frage — und sein Wert oder Unwert sind, so wie es ist, gegeben mit seiner Art, seiner Anlage, seinem körperlichen Reiz und seiner sonstigen Beschaffenheit in jedem einzelnen Falle.

Jesus hat die Zugehörigkeit zum Gottesreiche mehr als einen *Genuß* denn als eine Pflicht erachtet. Darin erblicken wir den eigentlichen Sinn seines Wortes und Benehmens: **Und sie brachten Kinder zu ihm, daß er sie berührte; seine Jünger aber schalten sie. Da das Jesus sah, ward er unwillig und sagte zu ihnen: laßt die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. Amen, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, kommt nicht hinein. Und er herzte sie und segnete sie, indem er die Hände auf sie legte** (Mt 10, 13—16. Mt 19, 13—15. Lk 18, 15—17). Shakespeare läßt seinen Richard II vom holden Frieden schwärmen „der, in der Wiege unseres Landes schlummernd, die Brust mit süßem Kindesodem schwellt . . .“ „Denn keiner ist zufrieden. Die bessere Art, als geistliche Gedanken, sind vermengt mit Zweifeln, und sie setzen die Schrift der Schrift entgegen — als: Laßt die Kindlein kommen und dann wieder: In Gottes Reich zu kommen ist so schwer als ein Kameel geht durch ein Nadelöhr“ (Akt 1, 3, V, 4). In der Tat folgte auf obige Kinderstelle, wonach Kindwerdung den Zugang ermögliche, sofort die andere, die diesen Zugang für den Erwachsenen einem Nadelöhr vergleicht und damit für illusorisch erklärt. Da aber schneidet Jesus das sittliche Verhalten an, verbittet sich *gut* geheißen zu werden, sagt, daß auf dem Boden der Pflichterfüllung nur völlige Besitzlosigkeit zur Gotteskindschaft führe (Mk 10, 17 ff. Mt 19,

16 ff. Lk 18, 18 ff.). Zufrieden ist das Kind nicht zuletzt deshalb, weil es vegetativ lebt und dem geistlosen Tiere näher steht als dem rechnenden Menschen. Diese Zufriedenheit ist aber auch die Grundeigenschaft der Gotteskinder. Wer also für Jesus die *kantischen Stelzen* verwirft und eine eudämonistische Begründung seiner evangelischen Forderung annimmt, der muß das eben mit der geforderten Kindwerdung in Verbindung bringen.

6.

Es sind Tiefenunterschiede der psychischen Einstellung, die sein inneres Leben derart vielseitig gestalten. Sie tauchen in den unterirdischen Dämmerstrom der Mystik ein, aber nur vorübergehend und nicht, um darin unterzugehen. Für Jesus bleibt der Glaube die Form seiner Verbundenheit mit Gott. Sein Glaube ist Erlebnis und weiter nichts. Aber in was für einem beispiellosen Maße ist er das! Jesus lebt nur von der tiefen Bedeutung des eigenen Daseins, das alles zuständliche Sein tief unter sich läßt und nur eben den Schauplatz bietet, damit sich von Gott her Unerhörtes darauf ereigne. Befindet sich aber ein Glaube auf der Ebene der Ereignisse, dann nimmt er einen bewegten, ziehenden Charakter an und seine erkennenden oder zuständlichen Substanzen gehen völlig im Wandel des Erlebnisses auf.

Jedenfalls haben wir nun gesehen, daß jener Glaube an eine göttliche Vatergüte, von dem die Seele des Jesus erfüllt war, einer lehrhaften und fadengeraden Deutung im Innersten widerstrebt und nur als Ausdruck eines tiefbeweglichen Lebensgrundes gedeutet werden darf. Nichts fälscht schlimmer die göttlichen Pulse, die von Jesus her bis heute in der Welt pochen, als für den in Jesus sich verklärenden Vatergott einen Molochsdienst aufzurichten, dem unsere besten menschlichen Eigenschaften unerbittlich zum Fraße vorgeworfen werden. An der Gestalt des synoptischen Jesus kann es allein noch heute die Welt erkennen, daß niemand gut ist als der lebendige Gott, wie der Bescheid an den kniefälligen Fragesteller lautete (Lk 18, 19). Gottgewirkte Ergriffenheit, mit dem vollen weltaufgeschlossenen

Spiel der Gefühle und Affekte, erschafft allein den wahren Befehl, sich unter den Willen Gottes zu beugen.

DRITTER ABSCHNITT.

Der Wille Gottes in der jesuischen Verkündigung.

Fußspur Gottes — sagten wir schon — sei, unbefangen betrachtet und historisch genommen, Religion. Jesus wird zu einer Urkunde, um Göttliches von sich ablesen zu lassen. Die Ehre, dies für alle Zeiten zu vermitteln, fällt den drei ersten Evangelien zu.

1.

Der göttliche Wille wird einzig und allein gemessen an der Seele des Menschen — das ist evangelische Quintessenz: **Wenn nun ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben darzureichen versteht, wieviel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten** (Mt 7, 11). Lukas paraphrasiert den Schlußgedanken im pfingstlichen Sinne: **Wie viel mehr wird der Vater vom Himmel heiligen Geist geben denen, die ihn bitten** (Lk 11, 13). In der Willenssphäre bekundet sich das jüdische Blut. Das einheitliche Kennzeichen der gesamten altisraelitischen und jüdischen Religion ist ihr ausgesprochener Voluntarismus. Der Wille hat sich bei den Juden siegreich an die Spitze aller religiösen Regungen gesetzt; und wo er es nötig fand, unterwarf er sich alle gefühlsmäßigen Bestandteile der Religion, wo solche ihm im Wege standen, bis sie ihm nicht mehr im Wege waren. Das mag man ruhig dahin auslegen, daß zwischen Willen und religiösen Gefühlen ein Gegensatz besteht. Religiöse Gefühle sind symbolischer Natur, was so viel heißen will, als sie treten auf dem Erscheinungswege auf den Empfänglichen zu. Ein Gebot, mit seinem kategorischen Imperativ, fällt somit nicht unter die bildhaltigen Gefühle. Die zehn Gebote des mosaischen Gesetzes, deren zweite Tafel Jesus in der Bergpredigt (Mt 5, 21 ff.) zum Teil zergliedert, legen vor allem auch die menschliche Bildfreudigkeit an Ketten. Jesus aber kannte von Jugend auf die Freiheit der Frömmigkeit, die sich an der Anschaulichkeit, an der Schönheit

der Welt nicht satt sah. Aber leuchtende Farben symbolischer Schauung brechen sich am Geiste. Es war bei Jesus wirklich Wille, was tief eingebettet war in ein flutendes Seelenleben. Er legte seinem Gott, der gut war, allein gut auf der Welt, diesem Vater der Güte, als seine Haupteigenschaft Willen bei. Im Unser Vater: **Es geschehe dein Wille, wie im Himmel auch auf Erden** (Mt 6, 10). Dies also die nachträgliche Auslegung der Urgemeinde.

Bei der Absage an unaufrichtige Verehrer: **Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Reich der Himmel eingehen, sondern der den Willen des Vaters im Himmel tut** (Mt 7, 21).

Bei der Lossage von der Familie: **Wer da tut den Willen meines Vaters in den Himmeln, der ist mir Bruder, Schwester und Mutter** (Mt 12, 56. Mk 3, 35).

Beim Lobpreis der Kinder: **Also ist es nicht der Wille eueres Vaters in den Himmeln, daß eines dieser Kleinen verloren gehe** (Mt 18, 14).

In Gethsemane: **Vater, wenn du möchtest diesen Becher an mir vorüberziehen lassen — doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!** (Mt 26, 42. Lk 22, 42). Diese Sprüche sind Gemeindeauslegung. Beim *Willen Gottes* vollends handelt es sich nicht so sehr um: *das Gewollte wollen*, als um: *das Gute wollen*. Der Wille wird da die Wohlfahrt herbeiführen und nur zum Schutze des Guten Vernichtungswille sein. Da das Wollen aber immerhin von Gott ausgeübt wird, entspricht dieser Seins-Wille, der nicht unser menschlicher Wille ist, dem Weltgeschehen, das ohne eine Rücksicht auf das Wohl oder Wehe des einzelnen dahinbraust. Der Wille Gottes erhebt sich damit in die Weltweite des großen unendlichen Schicksals, mit dem er sich nun aber doch nicht einfach verschmilzt. Ein Gotteswille bildet das Gegenteil vom bloßen Schicksal. In die evangelische Frömmigkeit wird mit diesem Glauben an einen göttlichen Willen ein Moment hineingetragen, das einmal dem Gottesglauben die Höhe des großen Schicksals sichert und ihn doch von der Unerbittlichkeit des blinden Schicksals bewahrt. **Oder meinest du, daß ich nicht meinen Vater bitten könnte und er mir sofort mehr als zehn Legionen Engel zur Verfügung stellte — wie würden dann aber die Schriften**

erfüllt, daß es so kommen muß? (Mt 26, 53 f.). Gott hat nicht völlig freie Hand — über ihm steht das Schicksal in Form der heiligen Schriftverheißung ähnlich gesetzmäßig und unbeugsam ehern wie über Kronos die Moira. Also das Mitleid mit dem Todesleiden des lieben Kindes darf ihn nicht erweichen. Deshalb darf der Mensch nicht Gott Willkür zuschieben, wenn der Vaterwille das Kind zum Untergang führt. Jesus legt nun mit Innigkeit das kosmische Pathos des Gottwillens in das Einzelschicksal zurück. Auch der letzte unscheinbare Mitmensch, sobald er als unser Nächster in demselben Du-Verhältnis steht zum Vater im Himmel wie wir alle, ist dank der Vorsehung geborgen. Und zwar um so viel besser als ja sogar die Gräser und die Vögel der Natur in Gotteshand stehen und auch das geringste Menschenkind noch sehr viel mehr wert ist als ein gewöhnlicher Sperling, deren man für zwei Pfennige ihrer fünf auf dem Markte kauft. **Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zwei Asse, und nicht einer von ihnen ist vergessen vor Gott. Aber bei euch sind auch die Haare auf dem Kopfe alle gezählt. Fürchtet euch nicht, ihr seid mehr als viele Sperlinge** (Lk 12, 6). Es war undenkbar, daß ein atmender Mensch, der als solcher einen Wert darstellte, himmelweit über dem Marktwert der Tiere, nicht des göttlichen Schutzes genoß.

Das wichtigste Wort in dieser Hinsicht lautet: **Was hat denn der Mensch davon, wenn er die ganze Welt gewinnt auf Kosten seiner Seele? Oder was kann ein Mensch als Kaufpreis für seine Seele hinterlegen?** (Mk 8, 36. Mt 14, 26). Im griechischen Text heißt es ausdrücklich: *Psyche*. Auch im voraufgehenden Umtext heißt es: **Wer die Psyche verlieren oder gewinnen will** (Mk 8, 35. Mt 14, 25. Lk 9, 24). Die Kraft, die das Schiff treibt, ist immer göttlich; nur insofern kann menschliche Mithilfe ihrerseits beitragen, daß sie durch einen entsprechenden sittlichen Wandel nicht aus der Gnade fällt — der Mensch kann also sein Heil höchstens steuern, doch niemals es bewirken. Es decken sich Lebensgefühl und Gottgefühl bei Jesus.

Doch bieten die geistbetonten oder pneumatischen Stellen der Synoptiker eine psychologische Schwierigkeit, die dann das vierte Evangelium sowohl verschärft als aufhebt. In diesem bilden

Wille, Leben, Geist Gegenstand einer zugrundeliegenden ausgearbeiteten Lehre, während die drei ersten Evangelisten bei Verwendung der Vokabel *Geist* oder *Pneuma* der Meinung sind, daß an die Stelle der verabschiedeten Gesetzesgerechtigkeit das unmittelbare, instinktive *Lebensgefühl* zu treten habe. An der Spitze der Seligpreisungen steht: **Selig, die ihr arm an Geist seid — euer ist das Reich Gottes** (Kombination aus Mt 5, 3 und Lk 6, 20). Entweder wird hier beglückwünscht, wer *wenig Geist hat*, im Sinne von: *nicht recht gescheit* ist, was auf ein Lob der Dummheit oder Narrheit hinausliefe, freilich ohne ironischen Ton. Oder dann heißt *arm im Geiste* eine Einseitigkeit der intellektuellen Ausstattung, die ein offensichtlicher Vorzug ist und etwa dem entspricht, was wir unter Instinktsicherheit verstehen. Ein schweizerischer Kulturhistoriker sagt vom Berner Geist, die bernische Volkssprache zeige „eine merkwürdige ungeistige Auffassung von Geist. Sie kennt das Wort fast nur in der sinnlich animalischen Bedeutung. Geistreich heißen im Berndeutschen höchstens etwa feurige Pferde und hitzige Jagdhunde, wie man bei Gotthelf lesen kann." Wir müssen bei der Auslegung der ersten Seligpreisung mit der Möglichkeit rechnen, daß hier in dieser galiläischen Landpredigt die aramäische Volkssprache bei der Wiedergabe durch das griechische Pneuma verkürzt wurde. Den *Geistreichen* wurde das Lob in Tadel verkehrt und ihnen als erfreuliches Gegenstück die Geistesarmen entgegengehalten. Man nimmt an, bei Lukas, der in seinen Varianten zur Bergpredigt auch sonst ursprünglicher zu überliefern scheint, habe sich das Richtige erhalten, wenn er ohne jeden Beisatz nur die Armen seligpreist. Die Prophetenstelle vom Armenevangelium (Jes 61, 1), die Jesus wieder gegen Johannes heranzieht (Mt 11, 5b), klingt schon hier beherrschend auf. Aber der matthäische Eintrag braucht dann doch keine Entstellung zu sein. *Arm* und *ungebildet* fiel doch für die Verachtung durch die Reichen und Vornehmen in eins zusammen, wie der Ausdruck *Landvolk* (Am-ha-arez) weit mehr noch das Fehlen von Kenntnissen als von Geld tadeln soll. Und dagegen wendet sich Jesus in seiner Seligpreisung der Armen. Es ist völlig einerlei, ob man nicht Geld oder nicht Geist hat. Armut ist ein Vorzug. Jesus

will deshalb seine Verkündigung gleich als parteifassende Standespredigt einführen —: wer an Geld oder an Kenntnissen zu kurz gekommen ist, soll froh sein; denn eben für ihn und seinesgleichen naht sich das Reich Gottes! Ohne Geld und ohne Geist wird man sein Bürger. Dies etwa als Antwort auf die Psalmstelle: **Jahwe, wer darf auf deinem heiligen Berge Bürger sein?** (Ps. 15, 1).

Die zweite *pneumatische* Stelle der Spruchsammlung steht nicht vereinzelt; sie ist abgerundetes Glied einer Kette gleichgerundeter anderer Glieder, die, durch gemeinsame Klammern verknüpft, ihre Selbständigkeit dennoch behalten. **Deshalb sage ich euch, alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben werden, aber die Lästerung des Geistes wird nicht vergeben werden** (Mt 12, 31). Diese schlichte matthäische Fassung wird bei Markus und Lukas mit dem Begriff des heiligen Geistes und des Menschensohnes dogmatisiert. Der Sinn des Spruchs liegt in der apokalyptischen Auslegung des Pneuma. Innerstes Seelenleben wird hier mehr oder weniger zu Unrecht als Geist angesprochen. Die vorhergehend von uns erwähnte erste Seligpreisung hat ja Geistesarmut, also Mangel an Geist, für die Zugehörigkeit zum göttlichen Lebensreiche an erster Stelle zur Bedingung gemacht. Das setzt einen entschiedenen Gegensatz zwischen Geist und Leben voraus.

Wer sich einer solchen Gesinnung schuldig macht, daß er die Lebensgefühle kränkt oder untergräbt, ja auch nur vernachlässigt, der bürdet, lassen die Synoptiker Jesus sagen, ein Vergehen auf sich, das schlechthin als unverzeihlich zu gelten hat. Es schließt sich eine weitere Erklärung an: **Auch wer ein Wort sagt gegen einen Menschen wie mich, es wird ihm vergeben werden. Wer aber gegen den heiligen Geist spricht, dem wird nicht vergeben werden, weder in diesem noch in dem zukünftigen Weltalter** (Mt 12, 32). Bleiben wir bei dem zur Wahl gestellten Doppelausdruck: Lebendiges Gottgefühl und göttliches Lebensgefühl, dann stehen wir vor einer psychologischen Aussage allerersten Ranges. Jesus sagt: sogar wenn ein Mensch wie er, beleidigt werde, liege nur eine persönliche, nicht eine grundsätzliche Entwürdigung vor. Beleidigung zugefügt dem Geist aber bedeutet die Antastung eines göttlichen Kraftherdes, und

da liegt eine Sünde gegen die kosmischen Kräfte vor, die niemals Verzeihung zu erwarten hat. Sogar wenn jemand sich soweit vergäße, gegen den Höchsten der Menschen (worunter stillschweigend jene primäre, sozusagen rassenmäßige, durch entfallene Wahl von vorneherein entschiedene Gottessohnschaft zu verstehen ist, wie sie sich bei Jesus selbst zur Schau bot), ein übles Wort zu wagen, — auch da läge noch keine nicht wieder gut zu machende Versündigung vor. Wohl aber muß in Zeit und Ewigkeit für völlig geächtet und verflucht gelten alles, was an übler Nachrede dem göttlichen Lebensgefühl im Menschen zugedacht ist. **Oder wo ist unter euch ein Mensch, der seinem Sohn, wenn er ihn um Brot bittet, einen Stein gäbe, oder wenn er ihn um einen Fisch bittet, eine Schlange gäbe?** (Mt 7, 7 f.). Gut zu sein wie der Vater im Himmel gegen die Menschen ist, die ihm kindlich vertrauen, — ist eine angeborene Naturanlage, wie sie im harmlosen und unverbildeten Menschen zweifellos vorhanden ist. Wer ihrer Verkümmerung solchen Vorschub leistet, begeht eine so unverantwortliche Handlung, verrät eine so abscheuliche und nichtswürdige Gesinnung, daß sie überhaupt nicht auf Vergebung rechnen darf. Dazu kommt noch das natürliche Benehmen gegen Kinder und sonstige Wehrlose. Die Kinderlobpreisung ist uns schon bekannt (Mt 18, 1—6 sowie v. 10 und 14): **Sehet zu, daß ihr nicht eines von diesen Kleinen gering schätzt; denn ich sage euch, ihre Engel in den Himmeln sehen allezeit das Antlitz meines himmlischen Vaters. So ist es nicht der Wille meines himmlischen Vaters, daß eines von diesen Kleinen verloren gehe.** Auch hier wird nichts anderes verkündet, als dieses göttlich natürliche Lebensgefühl, dessen Verletzung die schrecklichste, durch nichts zu entsühnende Sünde sei, die das Gottesreich kennt.

Eine dritte synoptische Stelle, die wir pneumatisch nennen können, obschon in ihr der Ausdruck *Geist* nicht vorkommt, findet sich in der Rede der Jüngeraussendung: **Wenn es das Haus wert ist, so komme euer Friede über es; ist es aber dessen nicht wert, so kehre euer Friede zu euch zurück** (Mt 10, 13). Ferner, zur Ergänzung noch: **Denn wer seine Seele retten will, der verliert sie; wer aber seine Seele verliert um meinetwillen, der findet sie** (Mt 16, 25 f.).

Hier wird das göttliche Lebensgefühl auf seinen Wert hin gemessen. Die Wertbestimmung auf die Friedenseigenschaft hin gewinnt ihren eigentlichen Sinn in dieser Verbindung mit der Selbsthingabe. Umgekehrt sind Gewinn und Verlust des Lebens an die Lösung und Entspannung der Willenseinstellung gebunden. **Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Söhne Gottes heißen** (Mt 5, 9). Friedfertig bedeutet eine Gesinnung, die an sich Frieden bewirkt und um sich her verbreitet: **Wenn du dein Opfer zum Altar bringst und dich dort erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß dein Opfer vor dem Altar und geh und vertrage dich erst mit deinem Bruder und dann komm und bring dein Opfer dar. Sei dem, der mit dir rechten will, zu willen, und säume nicht, solange du noch mit ihm auf dem Wege bist, damit er dich nicht dem Richter übergebe und der Richter dem Büttel, und du ins Gefängnis geworfen werdest. Amen, ich sage dir, du wirst nicht herauskommen, bis du den letzten Heller bezahlt hast** (Mt 5, 23 bis 26). Dabei ist eine Reinigungsinstanz vorgesehen im Gewissenskampf, aus dem dann die Friedfertigkeit als Ergebnis hervorgeht: **Denn jeder soll mit Feuer gebeizt werden** (Mk 9, 49) — eine echt apokalyptische Redewendung im Sinne des nahenden Gerichtsfeuers, die Jesus auch hier wie sonst in die persönliche Seele einbezieht. Es handelt sich da nicht um das höllische, sondern um ein Läuterungs- oder Fegefeuer in der eigenen Brust; der sittliche Besserungsprozeß, den Johannes ins Volk warf, wird auch hier wieder *Salz* genannt wie wohl immer, wenn Jesus die Täufersache im Auge hat, die durch diesen Ausdruck recht eigentlich chiffriert erscheint und nur an Stelle dieses Bildzeichens eingesetzt zu werden braucht. Die echte Wirkung des täuferischen Reuerufs war es ja gewesen, die Welt aufzuwecken zu einem Leben in Gott, das wirklich nun verdiente, Leben geheißen zu werden. Letzte Wirkung eines Lebens in Gott war jedoch der Friede auf Erden: **Und ehe sie sich dessen versahn, war um den Engel die Menge der himmlischen Heerschar, die Gott lobten und sprachen: Ehre sei Gott in den Höhen oben und auf Erden Friede bei Menschen von gutem Einvernehmen!** (Lk 2, 13 f.). Lukas, der in seiner Vorgeschichte Jesus mit dem Täufer zusammen sieht, läßt auch

seine himmlische Weihnachtsbotschaft gipfeln in der doppelten Verkündigung der mächtigen Gottesehre und des irdischen Menschenfriedens. Das ist die Auflösung durch die Urgemeinde im Rückblick auf die erlebte eigene Heilsgeschichte, als man sich stolz und froh besann, wie das alles gekommen war. Die Errungenschaft selbst war in herber Gedankenschärfe enthalten in jenem Herrenwort, das Markus unmittelbar an die Ansage von der *Feuerbeize* anschließt: **Habt in euch selbst Salz, und seid friedfertig zu einander** (Mk 9, 50b). Wenige Verse weiter oben aber wird gedroht mit dem **Feuer, das nicht verlischt** (Mk 9, 44). Wenn im Menschen das **Salz salzlos** wird (Mk 9, 50a), dann wird das aeonische Feuer vertilgendes Gerichtsfeuer; ist aber **das Salz gut** (ebenda), so dient es zum Läuterungsfeuer und wirkt lebenmehrend.

Warum aber Salz? Was ist der Sinn dieses Symbols in Jesu Munde? Das Feuer zerstört das Schlechte, nicht aber das Gute nach apokalyptischer Meinung. Es wirkt in der Zubereitung mit, wie dem Salz positiv eine erhaltende Wirkung beigemessen wird: **Das Salz ist wohl gut, wenn aber auch das Salz taub wird, womit soll es wieder zu Kraft kommen. Es ist weder aufs Land noch auf den Mist brauchbar, man wirft es weg** (Lk 14, 34 f.). Der Seelenfrieden betätigt sich als Selbsthingabe. Solche Hingebung an andere ist, wenn sie auf fruchtbarem, dieses Wortes würdigem Boden erfolgt, meint Jesus, der wirkliche Lebensgewinn. Deshalb würde niemals der Besitz der Welt in äußerer Hinsicht, Macht, Erfolg — den Verlust eines solchen aus der Selbsthingebung strömenden Seelenfriedens wett machen. Dieses innere Leben in göttlicher Zufriedenheit ist aber das Gegenteil von genau geregelter Lebenseinteilung und stundenmäßiger, vorschriftgefesselter Abwicklung erfüllter Gebote, Stunde um Stunde nach dem Uhrwerk der rituellen Satzungen oder einem mechanisch gehenden Pflichtbewußtsein. Gegen eine solche hilft nur *Würzung mit Salz*, dem eine ebensolche *Würzung durch Feuer* zur Seite geht. Feuer und Salz sind die beiden aeonischen Lebensmittel der apokalyptischen Theologie. *Mit Salz gebeizt*, *mit Feuer geheizt* — könnte man es sprichwörtlich formulieren. Jedenfalls ist es der mittelste Kern der jesuischen Lebenslehre: der gott-

zugehörige Mensch muß sich im aeonischen Feuer der Prüfung und Drangsale so zubereiten lassen, daß Gott ihn *schmecken* kann. Dann erst lebt er. Das lebendige Gottgefühl des Menschen, wie Jesus es versteht, ist das Gegenstück zur *Küche des Teufels* und der *Bratglut der Höllenhitze*, wie sie heute noch, als Erbschaft der alten Apokalyptik, in der europäischen Volkskunde weiter lebt. Alle diese Stellen vom Salz und vom Feuer als den aeonischen Lebenssymbolen finden sich nur noch als Splitter über die Ueberlieferung hin versprengt, weil sie in ihrer thematischen Bedeutung von der Urgemeinde nicht mehr verstanden wurden.

Von dem, was man als die göttliche Lebensmacht unmittelbar spürt, erfaßt werden und sich tragen lassen, die aufjauchzende Seligkeit, von der man sich durchzittert fühlt — diese außer aller Gesetzlichkeit einherflutenden Triebmächte, sie sind das Heilige im menschlichen Leben, — das gehütet und gepflegt werden muß und dessen Lästerung die einzig unverzeihliche Sünde ist; denn solche Lästerung hat zur unvermeidlichen Folge, daß göttliches Gut von der Erde vertrieben und zurückgezogen wird. Es wäre ja nicht ausgeschlossen, daß dem gütigen Vater im Himmel die Geduld einmal ausginge und ihm nach aller Langmut eben sein Liebeswerben eines Tages verleidete. Gegen diese Gefahr kommt überhaupt keine andere in Frage, und sie besteht nur da, wo Lästerung des göttlichen Lebensgefühls besteht. Darum steht auf solche Lästerung ärgste Höllenstrafe. Am reinsten und häufigsten ist diese göttliche Lebensmacht aufgespeichert im unschuldigen Kinde — darum einen Mühlstein um den Hals und ins Wasser mit dem, der ein Kind kränkt! (Mt 15, 6). Aergernis und Lästerung ist Teufelswerk, alle andere Gesinnung kann noch in göttliche Lebenskraft umgeschmolzen werden. Und darum nimmt nun diese flutende Lebensmacht Festigkeit und Härte an und äußert sich von Gott her als Wille, weil der den Menschen zugewendete göttliche Sinn sich gegen Widerstände wappnet, nicht einfach aufgesaugt und verschluckt werden kann, sondern über die Fähigkeit verfügt, sich zur Wehr zu setzen. Also nicht einfach die günstige, freundliche, beseligende Gute-Windseite des

blinden Schicksals ist göttliche Vatergüte — hinter dem Vater steht der mächtige König sofort, sobald eine solche Gefahr droht. Insofern ist dieser Reichsglaube nicht Ergebung in das Unabwendbare, eben weil er Ergebung in den Willen Gottes ist.

Sobald aber **Gott in den Höhen** oben die ihm gebührende **Ehre** gegeben und gelassen wird, dann tritt als Ergänzungszustand ganz von selbst der **Friede auf Erden** ein. Unter den Menschen herrscht dann **das gute Einvernehmen,** das schon die Propheten namentlich Jesaias ums Jahr 734 vor Chr. (Jes 11, 1—9) herbeisehnten. Selbst die Bestien der Tierwelt haben ihre Wildheit abgelegt und sind in die Sanftmut des Friedensreichs eingetreten. **Gottesfurcht** und **Wohlgefallen** (Jes 11, 3), **das Reis hervorgebrochen aus der Wurzel Isais** (ebenda v. 1) erfüllte und schmückte den Sinn der Urgemeinde als ihr Höchstes. Darin bestand ihr göttliches Lebensgefühl. Sie erinnerte sich dabei an die Warnung, ja Drohung, daß gegen dieses Gefühl des *Pneuma* kein Gemeindeglied sich vergehen darf. Friedensbruch gegen die pneumatische Gemeinschaft zu verüben, ist die einzige unverzeihliche Sünde; denn sie ist der verbrecherische Anschlag auf das Leben in, mit und durch Gott. Die Ueberlieferung hat die Reihenfolge der Seligpreisungen, welche für den Ausdruck dieses Glücksgefühls zu gelten haben, denn auch so angeordnet, daß sie sowohl in der Friedensliebe als auch im Lobpreis der damit verbundenen Drangsale gipfeln (Mt 5, 9 f. Lk 6, 22). Und **Söhne Gottes** werden dabei nur **die Friedfertigen** genannt.

2.

Die jesuische Verkündigung bindet das gute Schicksal der Griechen *(agathä tychä)* an einen Willen, den das Heidentum als Ursprung göttlicher Güte nicht kennt. Gütige Heidengötter sind immer Schenkende, niemals Wollende; böse fügen entweder Schaden zu oder vernichten ganz. Andere wieder drohen und schrecken, aber Bedingungen, gegen deren Erfüllung sie gnädig sind, stellen sie nur auf dem Boden des kultischen Opfers, nicht aber der sittlichen Besserung. Sie verlangen vom Frommen die Opfer; nur auf dem Boden des Kultus ist Ungehorsam Frevel.

Im Judentum heißt es hingegen, und zwar ist es Jesus selbst, der sich diesen Standpunkt in seiner Neuen Umkehr aneignet: **Siehe, Gehorsam ist besser denn Opfer und Aufmerken besser als das Fett von Widdern** (1 Sam 15, 22), weshalb Jesus (Mt 9, 13 nach Hos 6, 6) sich der Kritik am Opfer anschließt. Die Prophetie sah die Größe ihres Gottes in der unverständlichen Art seines Vorgehens: **Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr. So viel der Himmel höher ist als die Erde sind meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken** (Jes 55, 8 f.). Gottes Wille muß, um sich göttlich zu erweisen, menschlich unverständlich und also Willkür sein. Je willkürlicher Gott, desto größer Gott. Ist es aber zugleich noch der Wille eines gütigen Vaters, dann wird aus der göttlichen Willkür die göttliche Gnade. Diese Modulation aus dem jüdischen Willensbereich in das Reich der reinen Symbole hinüber (Vatersymbol, Königssymbol) wird verständlich nur aus dem Walten eines ganz bestimmten seelischen Vermögens: es ist das der Vollendungstrieb. Er stellt sich in den Synoptikern am schönsten dar in den Wachstumsgleichnissen des Matthäus (c. 13).

Nicht alle verkünden sie den Vollendungstrieb. Zunächst noch herrscht recht deutlich der Zweck vor, ein erzieherischer Zweck, damit möglichst reichlich, möglichst oft und viel für Gott geerntet werden könne. Dieses Quantitätsideal (des Täufers) überwiegt zunächst noch; wir sehen aber doch auch schon da, wie es von allem Anfang liquidiert werden soll. Es steuert alles auf das Anschauen des Bildes zu, das dem Gleichnisse den Sinn verleiht. Es wird erreicht im Gleichnis vom Senfkorn: **Noch ein Gleichnis legte er ihnen vor. Das Reich des Himmels gleicht einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und auf seinen Acker säte, als da das kleinste ist von allen Sämereien; wenn es aber wächst, so ist es das größte unter den Sträuchern und wird ein Baum, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen Wohnung nehmen** (Mt 13, 31 f.). Hier wird nicht der Ertrag einer Nutzpflanze zum Gleichniskern erwählt wie in den vorhergehenden Stücken bei Matthäus der Nutzertrag von Ackersaat und Schlepp-

netz, sondern ihr Anblick. Der Zweck hat dem Bilde Platz gemacht. Das ist für unsere Jesuspsychologie von großer Bedeutung — nicht von den guten Früchten ist hier mehr die Rede. Gerade das Gleichnis von dem stattlichen Senfbusch beweist den Reichtum der jesuischen Auffassung; die Unruhe, es beim sittlichen Verhalten nicht bewenden zu lassen, läßt das Maß, das an den Wert des Lebens zu legen ist, vom ethischen Gebiete hinüberspielen ins Aesthetische; von der Nutznießung wird aufgestiegen zum Genuß der Schönheit. Der Baum ist dann wertvoll nicht mehr, weil er Früchte bringt, sondern weil es eine Lust ist, ihn mit wiegenden Aesten und erfüllt vom Lied der Vögel sinnenfällig vor sich zu haben. Und selbst wenn man beim Senfbusch noch an der Richtigkeit dieser Auslegung zweifeln müßte, so läßt die **kostbare Perle** keine andere zu. Jesus hat den Nutzeffekt des ethischen und auch des kaufmännischen *Handelns* nicht geringgeschätzt oder gar beanstandet. Der Kursgewinn und derartiges spielt in der logischen Argumentation seiner letzten Gleichnisse als Motiv eine große Rolle, ohne daß an diesen öffentlichen Gepflogenheiten und Einrichtungen an sich irgend etwas ausgesetzt wird. Die jüdische Rasse mit ihren merkantilen Interessen bekundet sich sichtlich auch in Jesus — die Freude am erfolgreichen, gewinnbringenden Handelsverkehr; ja eine instinktive Lust an klingender Münze steckte ihm irgendwie im Blute. Der verlorene Groschen (Lk 15, 8—10), die gewissenhafte oder ungesetzliche Vermögensverwaltung (Mt 24, 45 ff. Lk 12, 42 ff. und Lk 16, 1 ff.), der geizige und der törichte Reiche (Lk 16, 19 ff. und Lk. 12, 13 ff.), die Börsenspekulation mit den anvertrauten Pfunden, allwo der Nichtspekulant als träge, ja als untreu dasteht (Mt 25, 14 f. Lk 19, 11 ff.), die Sicherung des Vermögens durch Eingraben in die Erde (Mt 13, 44) zeugen davon. Den Besitz, ins **Schweißtuch** einzuwickeln (Lk 19, 20), ähnlich wie der französische Bauer das Seinige im *bas de laine* versteckt, gilt Jesus als eine törichte Handlungsweise — man soll sein Geld zinstragend anlegen! Man darf gewiß diese zeitgeschichtliche Gebundenheit nicht übertreiben — vor die moderne Beurteilungsweise volkswirtschaftlicher Freigeldler gestellt, hätte Jesus vermutlich zugegeben, der

Zins sei vom Uebel. Schon das mosaische Gesetz hatte Sinn dafür und wollte deshalb den Volksgenossen schonen; nur am Nichtjuden sollte Wucher getrieben werden dürfen: **Von deinem Volksgenossen darfst du keine Zinsen nehmen, weder für Geld noch für Nahrungsmittel, noch für sonst etwas, das man auf Zinsen leihen kann** (Deut 23, 20). Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10, 30 ff.) hat aber Jesus den nationalen Gesinnungshochmut als religiös völlig untauglich gebrandmarkt. Es kann also mit Recht gefolgert werden, daß er dem Zinsnehmen auch an Ausländern und damit der Zinswirtschaft überhaupt entgegengetreten wäre. Hätte man darauf gepocht, zu den Alten sei gesagt: **Von dem Ausländer darfst du Zinsen nehmen, aber von deinem Volksgenossen darfst du keine fordern** (Deut 23, 21), so hätte hier zweifellos Jesus ein weiteres **Ich aber sage euch** bereit gehalten, sobald der Kapitalismus in jener Zeit schon die heutigen Formen angenommen hätte. Sein beherrschender Obergedanke lautet ja: irdischer Besitz, sowohl an Geld wie an technischer Könnerschaft, gereicht der Seele nicht zum Vorteil, sondern bildet eine Gefahr für sie. Alles verblaßt und sinkt dahin vor dem göttlichen Lebensgefühl, das ihm mit dem Genuß des wahren Weltbildes entbunden wurde. Nicht von ferne auf Weltverneinung beruht es, daß er diesem allem den Rücken wendet. Er tastet der Welt in ihrem Bereiche ihre Werte weiter nicht an. Er selbst bejaht andere Dinge als die ausgesprochen weltlichen. So sehr ist sein göttliches Hausreich gewiß auch Welt, aber eben in der Welt eine andere Weltwirklichkeit, daß die angebliche Welt wesenlos ins Nichts versinkt vor den wahren Herrlichkeiten des Lebens.

Eine Willensangelegenheit, wie sie es für den Täufer war, stellte für Jesus die Zugehörigkeit zu Gott nicht dar. Das sonst gleichermaßen unaufhaltsam einbrechende Gottesreich bricht sich in den beiden Schöpfern an dem in ihren Persönlichkeiten ausgeprägten Gegensatz von Willen und Lebensgefühl.

Unter *Gefühl* pflegt man wohl, bei allem verschwimmenden Sinn dieses Ausdrucks, ohne Widerspruch die Entgegennahme der ihm widerfahrenden Ereignisse durch den Menschen zu verstehen. Und zwar nicht so sehr seiner Bewußtseinsvorgänge in

geistig geklärter und geläuterter Gestalt als das Erleiden der rohen, rein zuständlichen, zufälligen, unvorhergesehenen Leibesgeschehnisse. Ob ich frei und tief Atem schöpfe, ob mein Puls richtig und regelmäßig pocht, ob die Bewegung meiner Glieder, die Tätigkeit meiner Eingeweide, die Genauigkeit und Frische in der Wahrnehmungsarbeit meiner fünf Sinne sich in Ordnung oder nicht in Ordnung befinde, das ist der ursprüngliche und eigentliche Bereich der menschlichen Gefühle, die hierin vorderhand noch mit den tierischen Gefühlen mehr oder weniger übereinstimmen. Es gäbe ja kaum kranke Menschen, wenn mit bloßem Willensaufwand wirklich Wesentliches zu erreichen wäre. So unlogisch indessen der reine, animalische Instinkt ist, er enthält doch sehr viel errechnende Fähigkeit und entzieht sich seinem Wesen nach näherer Erklärung, was da noch Vernunft und was nicht länger mehr Vernunft sei. Mit ihm beginnt unser Leben seine geheimnisvolle, unergründliche Art und Weise. Je instinktiver wir handeln, desto näher befinden wir uns dem Rande des Unbewußten. Eine Naturreligion verkündeten auch die Pharisäer weitgehend, aber nach der vernünftigen und nützlichen Seite hin, während in Jesus mehr die weichen Naturlaute des Psalters wiederklingen. **Der Fromme grünt wie ein Palmbaum** (Ps 92, 13). **Nie sah ich, daß ein Frommer verlassen war und seine Nachkommen nach Brod gingen** (Ps 37, 25b). Das klingt auch im Naturlob der Bergpredigt noch nach.

Auf den alten historischen Ein-Gott der Propheten überträgt nun Jesus auch die volle natürliche Inbrunst seines persönlichen Gottvertrauens. Da Gott alles vermag, muß auch der Glaube an ihn grenzenlos sein. Man übersehe nicht, daß er die Fähigkeit des Glaubens an einer Naturerscheinung mißt: **Amen, ich sage euch: wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so werdet ihr zu diesem Berge sagen: rücke von hier weg, dort hinüber und er wird hinüberrücken; und nichts wird euch unmöglich sein** (Mt 17, 20, vergl. Mt 21, 21. Lk 17, 6). Mit dieser seiner Einschätzung der Glaubenskraft in einem höchsten Gefühlsgrade wußte sich Jesus allein; und Heiden sind es nur, bei denen er die ihn beseelende Schwungkraft des Gottvertrauens ebenbürtig wiederfindet. **Amen,**

ich sage euch, bei keinem in Israel habe ich so großen Glauben gefunden (Mt 8, 10) — ja die Heiden werden sogar **Schoßhündchen** genannt, welche die Brosamen vom Tischtuch ihrer jüdischen Herren wegschlecken dürfen (Mt 15, 25 f.). In beiden Fällen, dem *Hauptmann* von Kapernaum sowohl wie dem kananäischen Weibe haben wir es wohl mit einem schriftstellerischen Arrangement zu tun. Echt wird jedoch, weil in dieser Präzision wohl unerfindlich, der Gedanke sein, daß ein unreflektiertes Gefühlsverhältnis zu Gott dem semitischen Charakter schwerer fällt als dem heidnischen.

Aber auch da, wo umgekehrt nicht die natürliche Seite, vielmehr die jüdisch-nationale Seite an seinem Glauben bei Jesus hervortritt, geschieht dies ebenfalls in Form einer Ausbiegung vom Jahweismus und zwar in der unverkennbar archaischen Form des Ahnenkults. **Ich sage euch aber, viele werden kommen von Osten und Westen und mit Abraham und Isaak und Jakob zu Tisch sitzen im Reich des Himmels** (Mt 8, 11). Diesen Glaubenszug mag Jesus mit dem Täufer geteilt haben (Mt 3, 9), er kommt besonders noch in der Parabel vom reichen Mann und armen Lazarus bei Jesus zu Ehren: **Es begab sich aber, daß der Arme starb, und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß** (Lk 16, 22), während der Reiche Zeter schreit: **Vater Abraham, erbarme dich mein!** (Lk 16, 24). Man erinnere sich, daß die älteste, schriftlich noch nicht sich bestätigende Prophetie den dreifachen Patriarchengott anrief (1 Kön 18, 36). Er blieb dem Spätjudentum der Gott der drei Erzväter. Ebenso der jungen Urgemeinde. Das vierte Evangelium stilisiert diesen synoptischen Erzväter- und Abrahamkult geflissentlich (Joh 8, 39. 53. 56. 58). Als nationaler Ahnenkult erscheint auch die Unterweisung des Jesus an die Schriftgelehrten: **Daß aber die Toten auferstehen, deutet Moses an in der Geschichte vom Dornbusch, wie er den Herrn nennt, den Gott Abrahams und den Gott Isaaks und den Gott Jakobs — nicht von Toten ist er Gott, sondern von Lebendigen; denn alle sind ihm lebendig. Einige von den Schriftgelehrten aber antworteten: Meister, du hast gut geredet** (Lk 20, 37 ff., ähnlich Mt 22, 31 ff. Mk 12, 26 ff.). Ebenso sind alle Berufungen auf David als leiblichen Ahnherrn des Jesus in seinem und in fremdem Munde ahnenkultlich zu fassen.

3.

Dieser ahnenkultliche Einschlag gab das Gegengewicht ab gegen die radikale Enderwartung und verursachte die Aufhebung des futurischen Charakters der jesuischen Eschatologie an entscheidenden Stellen. Das wichtigste unter diesen unbestreitbaren Gegenwartsworten lautet: **Niemand weiß, wer der Sohn ist, außer dem Vater, noch auch wer der Vater ist, außer dem Sohn und wem es der Sohn offenbaren will** (Lk 10, 22, etwas geändert bei Mt 11, 21). Von diesem äußersten Präsenzgedanken völliger und im Erfüllungsfalle gerade zu mystischer Einverleibung eines göttlichen Ichs im menschlichen Du besitzen wir nun aber auch eine futurische Fassung, in der das eschatologische Moment noch nicht vom ekstatischen aufgesogen ist: **Jenen Tag und jene Stunde kennt niemand, auch nicht die Engel im Himmel, auch nicht der Sohn, nur der Vater** (Mk 13, 32. Mt 24, 26). Hier ist der Abstand von Gott und überhaupt aller Kreatur ausdrücklich behauptet, und zwar besteht die Trennung in der zukünftigen Zeitstrecke bis zum Gerichtsanbruch. In dem sonst gleichlautenden Gegenwartsworte hingegen ist der Gegensatz Vater-Sohn für die göttliche Wesenheit völlig aufgehoben. Alle jene Worte, die hohe Schwingung haben und dennoch nicht futurisch gefaßt sind, wollen so verstanden sein, daß er in seinen eigenen gottverbundenen Augenblicken über die Enderwartung hinaus war, weil er sie vorweg als erfüllte Gottgegenwart in seiner Brust verspürte. Er lebte dann seine leuchtenden Verheißungen seinen Zuhörern im Augenblick selbst vor, in seiner Stimme, in seinem Anblick.

Wir greifen nun zu einem Spruche der Bergpredigt: **Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet** (Mt 7, 1). Dieses Wort wird immer noch zu seinem Nachteile in den Schatten des jüngsten Gerichtes geschoben. Den knappen Urtext, der befehlsmäßig nur fünf Worte zählt, indem hier ja unser Ausdruck *Kritik* wurzelt, kann man dreist übersetzen: *Uebt nicht Kritik, sonst werdet ihr selber kritisiert.* Kritik oder, als menschliche Anlage gefaßt, die kritische Ader, wie man sagt, kann hier im weitesten Sinne gemeint sein, im Sinne des logischen Urteils, und dann würde der Spruch soviel besagen wie: *Hütet euch vor einer verstandesmäßigen*

Einstellung zum Leben! Der Begründer des modernen Realismus in der Dichtkunst, Gustave Flaubert (geb. 1821) warnt öfters davor, einen Tatbestand festzustellen und daraus Schlüsse zu ziehen: *Juger, être critique — je trouve cela ignoble en soi et une besogne qu'il faut laisser a ceux qui n'en ont pas d'autre. Epouvanter par la vérité même — à quoi bon? S'établir arbître — me semble un rôle odieux. A quoi cela mène-t-il, si ce n'est à poser? La conclusion, la plupart du temps, me semble une bêtise. Apprécier? Non. Qui êtes-vous donc vous-mêmes, petits crapeaux?* (aus einem Briefe, 1853). Aehnlich scheint in unserem Spruch aus Jesus zunächst nur der Lebensbeobachter zu sprechen: es sei weder klug noch vorsichtig, sich irgendwie urteilend zu verhalten. Die Pharisäer, das waren die Leute, die ihre Nebenmenschen beständig beobachteten, beurteilten, sie bemängelten, ihnen am Zeuge flickten, kein gutes Haar an ihnen ließen. Nicht umsonst hat doch Paulus, selber ein Pharisäer, und dann einer, der die Gegnerschaft der Pharisäer gegen Jesus im Kern erfaßt hat, in diesem Punkte Jesus so gut wie wörtlich beigestimmt: **Darum bist du ohne Entschuldigung, o Mensch, sobald du irgendwie aufs Urteilen verfällst. Denn inwiefern du über den andern urteilst, verurteilst du dich selber — du tust dasselbe, der du dich zum Kritiker aufwirfst** (Rom 2, 1). Wer mit Kopf und Verstand und Schlauheit fromm ist, wird von Jesus unter die Pharisäer verwiesen, also unter seine Todfeinde. Die bejahende Kehrseite hat Jesus beredt genug immer wieder hervorgehoben als nie ermüdender Anwalt unerschöpflicher Versöhnlichkeit: wer nicht verurteilt, muß vergeben. Der Verstand darf nicht über das Leben zu Gericht sitzen.

Die Bestätigung dieses Standpunktes finden wir in einem andern vielumratenen Wort, dem Spruch vom inwendigen Reich Gottes: **Das Reich Gottes kommt nicht auf genaues Zusehen hin. Man wird auch nicht sagen: Siehe es hier oder dort! Denn siehe, das Reich Gottes ist etwas in euch drinnen** (Lk 17, 20). Nach dem Urteil neuester Formforschung ist dieses Herrenwort in der Ueberlieferung bestens bezeugt. Nach dem apokryphen Aegypterevangelium soll Jesus auf eine ähnliche Frage der Jünger nach dem Eintreffen des Reichs geantwortet haben: **Solange die**

Weiber gebären, solange werden die Menschen sterben. Der wesentliche Inhalt des Wortes vom Reiche Gottes **in euch** ist tatsächlich die völlige Abwesenheit von jeder eschatologischen Willensstraffheit und Anspannung. Nach dem futurischen Charakter so manchen synoptischen Ausspruchs würde da umsonst gesucht. Hier wird die Existenz des Reiches Gottes ausschließlich in die Gegenwart gelegt, die mit dem Genuß der Gottesgewißheit durch den Frommen steht und fällt, jedenfalls etwas, das nicht erfaßt werden kann durch *Paratäresis*! Diese Paratäresis ist gerade das, was wir heute unter rationeller, verständiger, begrifflich und logisch abgewogener Weltauffassung verstehen: konzentrierteste Aufmerksamkeit, die geistigen Potenzen des Bewußtseins im höchsten Grade aufgeboten, alles zugespitzt auf den Moment hin, wo dann das Ich zufassen und seinen Raub an sich reißen kann — ein Zustand schärfster Beobachtung bis zum letzten Grade des Auflauerns. Dicht danebenstehend auf etwas achtgeben und dann die Beobachtung verfolgen durch das eigene Verhalten! Kein Zweifel, daß damit in allem die Selbstbehauptungsseite des menschlichen Charakters aufgerufen wird — der Intellekt tritt mit dem genauen Zusehen an die Spitze der Persönlichkeit. Nicht von ungefähr heißt es von dieser Auskunft: **Befragt von den Pharisäern, wann das Reich Gottes komme.** Diese Adresse dient der Auslegung. Wenn nun Jesus vor einer solchen *spitzfindigen* Auffassung des Gottesreiches gerade die Pharisäer warnt, so deshalb, weil deren äußerliche Frömmigkeit das Reich, das er verkündigt, niemals bringen wird. Und ebensowenig könne man behaupten, fährt er fort, in dieser oder jener Religionsgruppe sei es erschienen — denn: Siehe, das Reich Gottes ist nicht *hier und dort*, sondern *in euch drinnen*. Wie sagt die deutsche Romantik bei Novalis? „Das Aeußere ist ein in Geheimniszustand erhobenes Innere!"

Aber der Glaube verläuft einem Luftzuge gleich, so daß noch diese Lebendigkeit vom vierten Evangelisten anschaulich beschrieben werden konnte: **Der Wind weht wo er will, und du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht woher er kommt und wohin er geht** (Joh 3, 8). Eine triebhafte Funktion religiöser An-

lage und Begabung und weiter nichts. Vollends eine Füllung mit begrifflichem Inhalt ertrüge er nicht — alles an ihm ist unvorhergesehen. Aber eben, was die Hauptsache ist: gesehen, geschaut! Der jesuische Glaube, der in die Gott-Schau mündet! Damit nimmt Jesus die innigste Spur alttestamentlicher Frömmigkeit auf, die des Psalters und des Buches Hiob. Der Verkehr mit Gott als Genuß und seliges Vergnügen schildern besonders einige Psalmen: **Eins erbitte ich von Jahwe, danach steht mein Verlangen: daß ich im Hause Jahwes weilen dürfe Zeit meines Lebens. — Um die Lieblichkeit Jahwes zu schauen und an seinem Tempel meine Lust zu sehen** (Ps. 27, 4). Dann die großartige Wiederauflebungsahnung Hiobs: **Ledig meines Fleisches werde ich Gott schauen! Ich werde ihn schauen mir zum Heil; ja, meine Augen sehen ihn, und nicht als Gegner — mein Herz verzehrt sich in meiner Brust!** (Hi 19, 26 f.). In der Bergpredigt verbindet Jesus den Anblick der Natur mit dem Anblick Gottes: **Schauet an die Lilien des Feldes — wie sie wachsen** (Mt 6, 28). Im wachsenden Zustande befindet sich aber auch die menschliche Unschuld des gläubigen Gemüts: **Selig sind die Herzensreinen, denn sie werden Gott schauen.**

4.

Dem Anblick Gottes entspricht sein Wort. Vom Menschen her vollzieht sich die Vereinigung mit Gott durch die Augen: ihn schauen dürfen! Von Gott aus vollzieht sie sich für das Gehör: er läßt sich vernehmen! **Wer Ohren hat, höre!** (Mt 11, 15). **Selig eure Augen, daß sie sehen und euere Ohren, daß sie hören** (Mt 13, 16). **Nicht alle fassen dieses Wort, sondern die, denen es gegeben ist** (Mt 19, 11). **Der Same ist das Wort Gottes** (Lk 8, 11). **Mutter und Brüder sind mir die, welche das Wort Gottes hören und bewahren** (Lk 8, 21). Die beiden andern Evangelisten haben für letzteres: — **wer den Willen Gottes tut** (Mk 3, 35. Mt 12, 50). So hätten wir hier in den Synoptikern den *Willen Gottes* und das *Wort Gottes* für völlig gleich geachtet und eins ans andere vertauscht. Auch hier rückwärtiger Anschluß an die große Prophetie. *Ich lege meine Worte in deinen Mund,* sagt Jahwe sowohl zu Jesajas (51, 16. 55, 11) als zu Jeremia (1, 9. 5, 14). Jesus ist durch seine

Aeußerungen Organ Gottes. Im Johannesevangelium wird das *Wort* nicht nur gesprochen, sondern auch vernommen; daher seine tiefsinnige Lehre von der Gemeinschaft, die dem Worte entspringt. Aber schon die Synoptiker lassen die Gewißheit des Jesus im Vertrauen an seine Verkündigung gipfeln: **Selig, wer nicht Aergernis nimmt an mir** (Mt 11, 6 Lk 7, 23). **Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen** (Mk 13, 31. Mt 24, 35. Lk 21, 33). Was Jesus aber noch selber bei seinen Lebzeiten, in den Schranken der Individuation, nur bange, um nicht zu sagen dumpf empfand, das verwandelte dann der Osterjubel in die *Frohe Botschaft*, in das Evangelium. Ebenso lieblich als groß gelangt das zur Wirkung in der Weihnachtserzählung des Lukas, wo das *Wort* gewinnend und erobernd auftritt, als *Ansage*, als beglückender Gruß im Munde himmlischer Engel: **Der Engel trat zu ihr ein und sprach: Sei gegrüßt du Begnadete, der Herr sei mit dir!** (Lk 1, 28). **Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde und wachten nachts bei ihrer Herde. Und ein Engel des Herrn trat zu ihnen, und die Herrlichkeit des Herrn umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sagte zu ihnen: Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, welche dem ganzen Volk widerfahren wird, denn euch ist heute ein Heiland geboren** (Lk 2, 9 ff.). Die Bildung des römischen Reichs, von der Lukas berührt war, hieß dieses Wort, das *ankam*, willkommen. Siegreichen Fürsten wurden *Adventspforten* errichtet, und so fand auch das *Wort*, das die urchristlichen Missionare in die Welt trugen, Triumphbogen vor, durch die es feierlichen Einzug halten konnten, im Anblick des Jesusbildes.

Die alten kanaanitischen Städte hatten ihre großen Tierstatuen besessen, die zum Teil (in Geser, Tell Sandahanna und anderswo) der Spaten der Forschung freigelegt hat. Besonders gehören hieher die geflügelten Cherube der salomonischen Zeit, Sphinxe und Löwenvögel, vielleicht hettitischen Ursprungs, die auch im Alten Testament erwähnt sind — der Schwertwächter des Paradieses (Gen 3, 24) und der Wandschmuck im Tempel (1 Kön 6, 23—29). Diese Bildseite des Jahwedienstes könnte noch nachklingen im Psalter: **So hab ich dich im Heiligtum geschaut, um**

deine Macht und Herrlichkeit zu sehn. Denn deine Gnade ist besser als Leben, und meine Lippen sollen dich loben (Ps. 63, 3 f.). Wie es hier heißt, leitete der Anblick zum Wort über. Bild und Wort bilden in den Urkulten keine Gegensätze, bei den Hebräern werden sie sogar durch dieselbe Vokabel bezeichnet; *Dabar* bedeutet sowohl Wort als das sichtbare Ding. Die alten Volksfetische, die Theraphims, büßten in dem Maße ihr Ansehen ein, als sie für erschaffen galten. Die Schöpferkraft aber lag beim Worte — das ist die große Entdeckung der schriftschaffenden Propheten, die in Jahwe den Weltschöpfer verehrten. Der Name Jahwes wirkt schöpferisch an der Stätte, wo er kultisch richtig erschallt (Deut 12, 5. 1 Kön 8, 16. 29. 9, 3. 7. 2 Kön 23, 27). Diese seine Verehrung wird alsbald sakrosankt (Jes 29, 23). Seitdem ist Jahwes Name Tabu. Auf seiner Nennung steht Todesstrafe (Lev 24, 16). Das heilige Wort war vollständig zu einem Abstraktum abgedorrt, es war Punkt geworden. Der vierte Evangelist trifft auch geschichtlich vollkommen das Richtige: in Jesus wurde **das Wort Fleisch und zeltete unter uns** (Joh 1, 14). Da in seinem Leibe und Munde Gott als Wort wieder lebendig wurde, ging es in den symbolischen Zustand über, und es entbrannte nun der neue Kampf eines Propheten um das göttliche Wortsymbol. Aber eben bis das Vergängliche in seiner Verkündigung dermaßen Gleichnis wurde, durchlief es die weite Strecke, die bei der rationalen Lebensklugheit der Pharisäer begann. **Wer nun diese meine Worte hört und handelt nach ihnen, der gleicht einem verständigen Manne, der sein Haus auf den Felsen gebaut hat. Und da ging der Regen nieder und kamen die Güsse und bliesen die Winde und fielen das Haus an, und es fiel nicht um. Denn es war auf den Felsen gegründet. Und jeder, der diese meine Worte hört und nicht danach handelt, gleicht einem törichten Manne, der sein Haus auf den Sand baute. Und es ging der Regen nieder und kamen die Güsse und bliesen die Winde und schlugen gegen jenes Haus — und es stürzte um, und sein Sturz war groß** (Mt 7, 26—27. Lk 6, 47—49). Rationalismus und irrationale Symbolkraft vereinigen sich in Jesus zu einem einzigartigen Beispiel von Vernunftsbeseelung. Sachlichkeit und Wortgenuß decken sich.

5.

Die Seele des Jesus wird einheitlich verbunden und eingefaßt durch den Glauben, den er verkündete und darlegte. Dieser Glaube ist etwas rein Persönliches und zudem etwas Einheitliches — er ist seine Schöpfung, sein Werk. Etwas anderes hat Jesus der Welt eigentlich überhaupt nicht hinterlassen als eben die Stellung zu Gott und Welt, die er selber einnahm, nachdem er sie sich in einer höchsten seelischen Anstrengung erworben hatte. Darin sind Buddha und Jesus einigermaßen gleichgestellt, daß von beiden aus ein Neues Testament seinen Ausgang nimmt; denn auch Buddha steht zu der gewaltigen Welt des Brahmanentums nicht wesentlich anders als Jesus zu der israelitisch-jüdischen Vergangenheit. Durch solche nicht zu leugnende Aehnlichkeit haben sich indessen auch scharfsichtige Geister, so noch Nietzsche, täuschen lassen, als sie den Jesusglauben wie eine semitisierte Doublette des Buddhismus auffaßten. In Wirklichkeit ist das Gegenteil der Fall. Der Jesusglaube bejaht die Welt ebenso gewaltig als Buddha gewaltig ihre Verneinung lehrt. Aber eben, es ist keine vernünftige Bejahung, keine Bejahung durch die Idee. Es ist vielmehr geradezu eine Verneinung der Idee durch jenes göttliche Lebensgefühl und lebendige Gottgefühl, das die Seele des Jesus erschuf: nicht (griechische) Idee, sondern (prophetischer) Glaube. Die klassische Linie des semitischen Genies kennt den Höhenweg von den Propheten des achten Jahrhunderts zu Jesus als einen *Trieb zur Beseelung*. Wenn also zu griechischen Denkern von Jesus her überhaupt keine Beziehungen bestehen, um von Abhängigkeiten schon gar nicht zu reden, so ließen sich wohl Berührungen mit der Seelenlage griechischer Volksfrömmigkeit aufzeigen, doch so, daß beide dann in allgemein urreligiösen Glaubensbeständen wurzeln. Auf diesen außerordentlich wichtigen, wenn nicht geradezu entscheidenden Punkt werden wir noch näher aufmerksam werden, wenn wir der sehr überraschenden Aehnlichkeit gedenken, die zwischen der griechischen Legende von Pythagoras und dem Jesus der drei ersten Evangelien offensichtlich besteht.

In diesem urreligiösen Sinne ist jesuischer Glaube ein Wachstumsglaube — doch, da ihm trotz allem Welken und Vergehen

der Pflanzen und Tiere nicht Untergang letztes Geschick ist, Auferstehungsglaube. So kann denn bei Jesus von einem Auferstehungsglauben weitgehend die Rede sein bei völliger Abwesenheit einer Ahnung, daß sein eigenes Schicksal einmal durch eben einen solchen Auferstehungsglauben unsterblich werden soll. Sterben und Auferstehen beschwingt jede natürliche Religion mit dem ihm eigenen Rhythmus; daß das erstorbene Wachstum der Natur wieder auflebt, daß untergegangene Gestirne neu leuchten, ist jedem menschlichen Geschlecht zu allen Zeiten eine unmittelbare Erfahrung, der sich das eigene Erlebnis eingliedert. Fast überall und bis in vorgeschichtliche Fernen zurück, meldet sich daher der Glaube an eigenes Wiederaufleben, sofern man sich überhaupt als Teilnehmer an einem Gesamtgeschick der Welt weiß und fühlt. Im Alten Testament findet sich seit Ezechiel eine wachsende Verwendung dieses Gedankens, und in der neutestamentlichen Umwelt sind es namentlich die spätjüdischen Apokalypsen, die nach Baruch und Esra heißen, in denen nach dem Untergang auch dem einzelnen eine Auferstehung zugedacht wird. Unter den Gegnern Jesu bestritten die Sadduzäer diesen verhältnismäßig jungen Glauben (Mk 12, 18 ff. AG 23, 6—8), die Pharisäer hingegen waren leidenschaftliche Anhänger des Auferstehungsglaubens, den auch Jesus teilte: **Denn in der Auferstehung gibt es weder Freier noch Gefreite, aber man ist da wie Engel im Himmel** (Mt 22, 30). Es geht das aus der gesamten apokalyptischen Gedankenwelt hervor infolge ihrer naturmythischen Grundlagen.

Die Wahrheit ist, daß im geschichtlichen Jesuscharakter das Gefühl für Gemeinschaftswerte und die Vorherrschaft eines kindlichen Sinnes vor allem aus der vollen Freiheit unmittelbaren Schauens und Fühlens erblühen. Wie wenig vor allem das Mitleid Jesus sein Verhalten bestimmte, wird uns nun gleich klar werden, sobald wir seine entscheidende Stellung zur Umwelt ins Auge fassen, die eine Stellung war Kopf und Brust gegen den Feind und den Rücken schützend vor den Seinen! Ganzer Mut und der sieghafte Weltsinn des hochwertigen Adeligen gehen da im Kampf für die von ihm entdeckte göttliche Qualität auf.

VIERTES HAUPTSTÜCK.
Die Spaltung des jahweistischen Religionsprinzips.

Die unerhörte und unheimliche *Vollmacht*, die ein nicht einmal ordentlich bestallter Landrabbi entfaltete, wird von den Synoptikern vielfach hervorgehoben: **Und es versammelten sich viele Leute, so daß selbst vor der Türe nicht mehr Raum war, und er redete zu ihnen das Wort** (Mk 2, 2). **Und alle wunderten sich über die lieblichen Worte, die aus seinem Munde gingen** (Lk 4, 22). **Und sie waren betroffen über seine Lehre, denn sein Wort war ein Wort mit Vollmacht** (Lk 4, 32). **Und er rief wieder die Menge herbei und sagte zu ihnen: Höret auf mich alle und fasset es!** (Mk 7, 14). **Und er redete ganz offen davon** (Mk 8, 32). **Und sie griffen das Wort auf und verhandelten unter sich, was das heiße** (Mk 9, 10). Aus diesen beliebig herausgegriffenen Stellen geht zur Genüge hervor, daß Jesus seinen Zeit- und Volksgenossen für die außerordentliche, beispiellose Erscheinung eines Religionsmannes galt, an der sich die Meinungen alsbald spalten mußten, sodaß er wohl mehr Feinde als Freunde zählte, jedenfalls aber kaum Jemanden, der ihn erlebte, gleichgiltig ließ.

Wie gelangte Jesus aus diesem Auf- und Abwogen geteilter Meinungen zu einem so zähen und treuen Anhange, ohne den sein Andenken nicht über seinen Tod hinaus hätte nachwirken können? Und welcher Art war die Empfänglichkeit der Mitmenschen, deren es hierzu bedurfte? Und wie gelang es ihm, sie an ihn zu fesseln? Dergleichen pflegt stufenweise vor sich zu gehen. Fertigen Anhängern schlossen sich halbfertige bei, und um diese scharten sich rings die Unfertigen. Auf diese Weise, um abermals

als kalte Soziologen zu sprechen, entstand mit Jesus auf einer Sammelfläche von Keimlagern und auf einer unbegrenzten Brutstätte der Ansteckungsherd des Neuen. Jesus, der seinen Mund öffnet, und das Volk, das ihn reden hörte! Anderer Ursachen für das Ausbrechen einer um sich greifenden Volksbewegung bedurfte es nicht. Wie hat sich nun die persönliche Jesusseele auf ihre Umgebung übertragen? Nach den synoptischen Evangelien hat sich Jesus mit den Leuten unterhalten. Er brauchte sie gar nicht besonders zu überreden. Er beeinflußte sie mühelos durch seine Anwesenheit und durch sein Wort. Aus dem Umgang mit ihm erwuchs Gegnerschaft so gut wie Nachfolge. Seine Feinde waren nicht weniger das Ergebnis seines Daseins als seine Jünger. Die Wirkung ist auf beide gleich stark, so sehr ihr Inhalt ins Gegenteil auseinanderstrebt. Denn nun spaltet sich diese Wirkung. Die Gegner verschließen sich der auf sie zuströmenden Eingebung, die Anhänger öffnen sich ihr. Jesus leistet von sich aus an beiden genau dieselbe Betätigung: er redet auf sie ein, legt es darauf an, sie zu einer Anschauung herüberzuziehen. Aber sich ihnen nun wirklich einzugeben, gerät ihm bei den einen und mißlingt ihm bei den andern. Damit scheiden die Feinde für die Bildung einer Jesusgemeinschaft gleich in deren Anfängen gründlich aus. Es bleiben die Empfänglichen übrig, nämlich alle diejenigen, die dem an sie gerichteten Jesuswort keine Abwehr entgegensetzten.

Die Stellung eines solchen spätjüdischen Sektenhauptes erscheint, profan beurteilt, im Lichte eines Regisseurs, dem geeignete Darsteller zur Verfügung stehen, um bildmäßige Vorgänge vor Zuschauern nicht nur anschaulich, sondern vor allem eindrücklich zu gestalten. Jesus stand da, bei der Höhe seiner religiösen Genialität, unter einer Vereinigung von Grundsätzen, die sich in vier verschiedene Antriebe oder Blickfelder zerlegen läßt:

1. Bei jedem einzelnen ist das Ich nichts und das Du alles, wobei dieses Du kosmisch Gott und ethisch der menschlich Nächste ist. (*Tuismus* gegen Egoismus.)

2. Es gibt etwas Unpersönliches in jedem Leben den Ausschlag; in der Weltanschauung der spätjüdischen Volksväter ist es

Geld und Geist und Vernunft und Zweck und Erfolg; im *Reich Gottes* ist es das Gegenteil von dem allem. (Gemeinschaft gegen Person.)

3. Die Zugehörigkeit zum göttlichen Reich hängt ab von einer unbewußten Einstellung zur Welt. Man würde sie heute das Maß von persönlichem Geschmack oder Anstand nennen, das einer von sich aus ins Leben mitbringt, sein Gut an Rasse und Erziehung, seine Kinderstube. Etwas Derartiges setzt Jesus in der Bergpredigt voraus (Mt 7. 11 f.). (Ureigenschaften, angeboren oder anerzogen, gegen bewußten Vorsatz.)

4. Entscheidend ist aber die bewußte *Ueberzeugung*, die „Meinungszentrale“ des Individuums, die sein Handeln und Auftreten in seinem Verhältnis zur Außenwelt von Fall zu Fall bestimmt. (Charakter gegen Welt.)

Auf diese (vierfache) Weise setzt sich das Lebenssystem zusammen, dem Jesus Herd und Mitte geworden ist. Dieses System funktionierte in der konkreten Wirklichkeit der spätjüdischen Volksgemeinschaft so, daß alle seine Anhänger, jeder an seinem Platz, an die reichsgöttliche Ausbreitung angeschlossen waren wie Metallfadenlampen an die isolierten Drähte des allgemeinen Netzes; sie erglühten alle gleichzeitig und im Verhältnis zu der jedem von ihnen eigenen Stärke, sobald der von Jesus ausgehende Strom eingeschaltet wurde. **Ihr seid das Licht der Welt** (Mt 5, 14a) — dieser Ausspruch erscheint in seinem vollen Sinne erst, wenn wir ihn mit einer seelischen Kraftabgabe im elektrischen Felde in Beziehung denken.

Wie aber, wenn diesem also beschaffenen und auftretenden religiösen Lebenssystem ein anderes entgegensteht, das, gleich vortrefflich organisiert und funktionierend, von den durchaus entgegengesetzten, vongrundaus feindlichen Kräften gespeist wird? Dann wird wohl der ungeheuerlichste Zusammenprall nicht ausbleiben, der auf dem Gebiete religiöser Gesinnung sich ausdenken läßt. Voraussetzung muß freilich sein, daß jenes andere, die vom Jesus bekämpfte jüdische Staats- und Volksreligion, in ihrer Weise ebenfalls für echt und wahr sich wenigstens selber gehalten hat. Sie waren fern davon, eine Sache, die ihnen gut

schien, zu bekämpfen. Sie vernichteten Jesus, weil sie seine Sache für schlecht, ja teuflisch hielten. Und das waren ihre Gründe: der gesunde Staat kommt zustande, weil ein König Feinde hat, Untertanen und Minister hat. Gesund ist dieser Staat um des ihm eigenen Machtkerns willen. Der Herrscher verfügt über die Gewalt nach außen. Mit der Verkündigung des Jesus aber wurde ein Königtum ausgerufen mit der Gewalt nach innen. **Inwendig in euch?** (Lk 17, 20). Wie denn? Die Pharisäer, denen er ja das *inwendige Reich* auseinandersetzte, konnten gar nicht anders, — sie mußten, von ihrer Weltauffassung her, an dem gesunden Wirklichkeitssinn ihres verwegenen und erfolgreichen Gegners verzweifeln. Wer ein Gottesreich auf das Eingeständnis äußerster Ohnmacht gründete, der berauschte sich eben an der Farbenpracht der Erscheinungen, die er sich einbildete. Er verkündete ein Reich der Hysterie und war also selber nervenkrank. Nun konnten die Zeitgenossen des Jesus den Vorwurf in dieser Fassung deshalb nicht erheben, weil solche Art, solche Dinge zu sehen und zu benennen, erst eine Errungenschaft jüngster Zeit ist. Auch die Pharisäer waren antike Menschen, also einfacher und, trotzdem sie Semiten waren, nicht so intellektuell gefesselt, wie sie es als heutige Juden wohl wären. So mögen sie an der Verwirklichungskraft der jesuischen Phantasien, so unsinnig diese sie anmuteten, nicht so unbedingt gezweifelt haben. Dann kam wohl auch ihnen Jesus unheimlicher vor als wir uns das ausdenken. Der historische Realitätspunkt in dieser an sich ja zunächst rein psychologischen Verumständung liegt darin gegeben, daß es offenbar Jesus — infolge seiner Volkserfolge — gelungen ist, sich die allmächtigen geistlichen Volksväter zu stellen, also daß sie sich zur Feindschaft gegen ihn entschließen mußten. Er verstand es, seinen Angriff auf sie in Worte zu panzern von so entsetzlicher Hiebschärfe, daß es nur noch Notwehr war, wenn ihn die Pharisäer umbrachten. **Hütet euch vor den falschen Propheten. Sie kommen zu euch im Pelz der Schafe, inwendig aber sind sie räuberische Wölfe** (Mt 7, 16; vergl. 12, 33. Lk 6, 43). Diese Herausforderung konnten sie sich nicht gefallen lassen, ohne alle ihre Machtmittel, die ihnen zu Gebote standen, gegen ihn aufzubieten.

Aber noch weniger hätte Jesus, so wie er nun eben aus dem apokalyptischen Tauchbade hervorgegangen war, an sich halten dürfen. Hätte er sich gegen die öffentlichen Religionszustände, wie er sie vorfand, mäßigen können, so wäre an seine historische Wirkung, wie er sie nun ausübt, nicht zu denken gewesen. Das göttliche Lebensgefühl seiner Seele wäre unfähig gewesen, sich einer weltgeschichtlichen Bewegung als ihr innerster Nerv einzufügen, hätte nicht seine Verkündigung einen erbitterten Gesinnungskampf gegen mächtige Volks- und Zeitgenossen durchfechten *müssen*. Hier gewinnt die Ueberlieferung Granithärte!

Die ungeheure Gewichtslast nicht wegzuleugnender Erlebtheit beschwert die synoptische Erzählung im Kampf mit den Volksvätern gleich jenen aufgelegten Felsblöcken, die das leichte Schindeldach der Alphütten davor bewahren, vom Sturm in alle Lüfte geschleudert zu werden! Es wurde, meldet die Urgemeinde, durch Jesus die Selbsttäuschung aufgedeckt, der das jüdische Volk unter solchen Führern verfallen gewesen sei. Die Pharisäer suchen nur eigenen Lohn und Vorteil, wenn sie der Ehre Gottes nachzutrachten meinen. Dadurch freveln sie an der Ehre Gottes, statt ihr zu dienen.

Der Begriff der Dekadenz, wie ihn Nietzsche zum Maßstabe seiner zeitgenössischen Kultur verwendet hat, sagte aus, der dekadente Zustand beruhe auf der falschen Voraussetzung, daß uns nichts zugehöre, was wir nicht als gewollt im Bewußtsein hätten. Die ganze Verantwortungslehre hängt an dieser naiven Psychologie: Ursache ist nur der Wille. Man muß wissen, gewollt zu haben, so darf man auch schon sich für die Ursache halten. Eine Lebensart wird dekadent, wenn der Grundsatz obenauf kommt: man wird ein anständiger Mensch, weil man ein anständiger Mensch ist. Statt des Lebens selbst das Interesse am Leben — weil der Untergrund pathologisch ist. Solches steht im 15. Bande von Nietzsches gesammelten Werken. In der vorpaulinischen Pharisäerbekämpfung schreibt das Neue Testament Jesus ähnliche Ueberzeugungen zu. Er konnte nicht der *kulturhistorische* Beobachter seiner Zeitgenossen bleiben; er mußte gegen sie zum Angriff vorgehen, mußte gegen sie den Kampf

auf Leben und Tod führen. Sie waren vielleicht guten Willens und frommen Glaubens, mancher von ihnen war *nicht fern vom Reiche Gottes*. Aber ihr Lebenspunkt war vom Wurmstich getroffen; sie waren dekadent. Jesus aber, er, stand im Leben.

ERSTER ABSCHNITT.
Die pharisäische Gesinnung.

Zur Zeit des Jesus wartete das jüdische Volk auf den Messias. Auf welche Weise immer, die Heiden mußten ausgerottet werden — Palästina wurde wieder das heilige Land und stand dann ausschließlich unter dem mosaischen Recht. Wie empfindlich das jüdische Volk in diesem Punkte war, wie sehr es gerade die *religiösen* Eigenschaften seines Patriotismus geschont wissen wollte, dafür genüge ein Beispiel. Kaiser Tiberius befahl seinem syrischen Legaten Vitellius, den Araberkönig Aretas mit Krieg zu überziehen. Als Vitellius im Jahre 37 n. Chr. mit zwei Legionen nebst Zuzug der syrischen Bundeskönige auf kürzestem Wege durch Judäa seinem Gegner zu Leibe will, bitten die Juden mit Hinweis auf die ihnen eingeräumten religiösen Vorrechte, nicht unbeschnittene Legionen mit ihren Feldzeichen und Kaiserbildern ihr heiliges Land betreten zu lassen. Tatsächlich nahm Vitellius Rücksicht. Die politische Vasallenwirtschaft im herodianischen Hause rief Aufstände der nationalistischen Jugend hervor. Solche messianischen Bewegungen wiederholten sich damals stets; sie waren für Jesus aktuell, er konnte sie nicht übersehen. Und doch übersah er sie! Jesus verlegt die religiöse Wirklichkeit ganz anderswohin als in ein aktives, revolutionäres Verhalten. Banditen, wie der Römling Josephus sie nennt, waren das aber keineswegs, und auch Jesus hätte sie gewiß nicht dafür gehalten. Für ihn waren das weit mehr religiös Verblendete und Mißleitete, für die es ihm an einer gewissen Sympathie nicht fehlen mochte. Wenn auch die Pharisäer nicht eigentlich als politische Unruhestifter zu gelten haben, standen sie immerhin einem nationalistischen Programm nahe. Die Römerherrschaft galt auch ihnen als unerträglich. Pilatus bekam es mehrfach mit

dieser kultischen Empfindlichkeit der Juden zu tun, indem er kleinere Krawalle, die aus verletztem Religionsgefühl entstanden waren, zum Teil sogar unter Blutvergießen (Lk 13, 1) unterdrücken mußte.

1.

Die Pharisäer waren eine spätjüdische Ordensgemeinschaft, die in der Pflege der nationalen *Geistigkeit* aufging. Für ihre Charakterbildung — die sie selbst besaßen oder an andern ausübten — wurde eine unsinnliche Vorstellungsgabe entscheidend. Bei Jesus stand das von vorneherein umgekehrt; in alle dem, woran es seinen Gegnern gebrach, war er überreich ausgestattet. Sein Inneres barg die unerschöpfliche Fülle der Bilder; den Pharisäern mangelte es an dieser warmen Weltdeutlichkeit, sie fanden ein etwaiges Bedürfnis danach bei sich und andern mit Allegorien und Lehrvergleichen ab. Sie wurden schon am kärglichen Tisch bloßer Glaubensvorstellungen satt, während ihn nur die sinnenfälligen Eindrücke unmittelbaren Erlebens speisten. Seine Art, die Dinge zu sehen, war anders gefärbt als die ihrige. Bei ihm wurde jede Aeußerung von einem Zentrum ausgestrahlt; die Pharisäer strebten von allen Seiten her, Zerstreutes zu sammeln, um es in einem Mittelpunkt zu befestigen. Jesus war daher mehr in Stimmung, sich auszugeben; die Pharisäer hielten beobachtend an sich. Jesus gehört durchaus dem affektiven Charaktertypus an, die Pharisäer hingegen haben es sich abgewöhnt, einstürmenden Eindrücken anheimzufallen. Wahrscheinlich erweckten sie bei der Begegnung mit ihm den männlicheren und gesetzteren Eindruck. Der Wille hat es leichter, äußerlich Würde des Auftretens zu wahren, als die Gemütserregung!

Diese von Grund aus andere Beschaffenheit des Gehabens bei ihm und bei ihnen wurzelt in einem andern Verhalten sowohl zum Naturgeschehen als zum menschlichen Schicksal. Nun ist das eigentliche Lebenselement des Menschen seine seelische Kraft. Auf ihm zeichnen sich die beiden Richtungen ab, in die das gesamte Charakterbild der Menschheit auseinanderfällt. Das unterscheidende Merkmal, ob wir es mit der linken (herzlichen) oder rechten (vernünftigen) Krafthälfte des Charakters zu tun

haben, beruht darin, ob seelische Kraft der Bindung oder der Lösung zuneigt, ob sie Anstalten trifft zu ihrer Lockerung oder zu ihrer Verhärtung. Lösung der Seelenkraft führt zur Hingebung außer sich, Bindung der Seelenkraft zur Erhaltung der eigenen Ichheit. Ich kann begeistert sein, ich kann vernünftig sein. Jesus war jenes, die Pharisäer dieses. Er gab sich hin, sie jedoch waren auf sich selbst bedacht. Wenn ich begeistert bin, nehme ich teil an der Eigenschaft einer Schar; wenn ich vernünftig bin, nehme ich ebenfalls teil an der Eigenschaft einer Gemeinschaft. Ich kann, was mir fehlt, gutheißen und den Mangel als Guthaben unterstreichen und zur Schau tragen. **Der Pharisäer stellte sich hin und betete: Gott, ich danke dir, daß ich nicht so bin wie die andern Menschen: Räuber, Ehebrecher, Uebeltäter, oder wie auch dieser Zöllner** (Lk 18, 11). Der Zöllner hingegen ist weit davon entfernt, aus seiner Not eine Tugend zu machen. Ihn erfüllt einzig die Angst, außerhalb der göttlichen Gnade zu stehen, der er doch durch die gänzliche Einbuße an jeder Selbstbehauptung so nahe wie möglich steht. Im übrigen darf die besondere Tönung in der Gesinnung der Pharisäer nicht verkannt werden. Sie waren auf ihre Weise Idealisten, und nichts wäre verkehrter, als sie für einen Verein nüchterner und trockener Pedanten zu halten, die hart, rücksichtslos, ohne Mitleid und Erbarmen, gefühllos, unempfänglich und nicht fähig der Teilnahme, ihre Grundsätze durch dick und dünn durchgepeitscht hätten. Dafür waren sie zu gute Psychologen, denen auch viel zu viel daran lag, das Volk auf ihrer Seite zu haben und sich des öffentlichen Einflusses immer neu zu vergewissern. Das wußten sie schon selbst, daß man solchen Zielen mit kalter Selbstgenügsamkeit nicht nahe kam, die jede Auseinandersetzung mit der Außenwelt nur störend empfunden hätte. Eine gewisse Begeisterung und Liebe waren ihnen von Haus aus keineswegs fremd.

Pharisäer heißt so viel als die *Aparten* oder die *Sonderlinge*, und was sie ausüben, ist in der Tat Aussonderung gegen ihre Mitmenschen. Sie sind diejenigen, die sich fernhalten. Sie wollen nichts zu tun haben mit unreinen Personen oder Sachen. Sie benehmen sich völlig ausschließend und abweisend, stellen also

tatsächlich einen religiösen Sonderbund im Spätjudentum dar. Ihre Pflanzstätte war die städtische Bürgerschaft; sie gaben sich als Plebeier im Kampf gegen die Blutaristokratie, gegen die Patriziergeschlechter der Priester und Leviten, sowie gegen den geistlichen Adel der Zadokiten (Sadduzäer). Dadurch wirkten sie zweifellos demokratisch im heutigen Sinn des Wortes, namentlich durch den geflissentlichen Ausbau der religiösen Gemeindeeinrichtung. Die hierarchische Tempelherrschaft hatte sich sowieso überlebt, da brachten die Pharisäer noch den frischen Zug ins Gemeindeleben. Dieses besaß seine Stützpunkte in den Versammlungshäusern, den Synagogen. Aber sie taten sich nicht nur als Lehrer und Redner hervor. Ihre *Chabura* (= Bruderschaft) äußerte sich auch in innern Einrichtungen; Liebesmahle (eigentliche Eucharistien) oder die Wasserprozession, letztere ein beliebtes Volksfest, trugen zu ihrer Volkstümlichkeit beträchtlich bei. Die religiöse Festfeier wurde durch sie vom Tempel in die Familie verlegt. Der Vorstand jeder einzelnen Haushaltung wurde mit religiösen Vollziehungen betraut; das Ansehen der Priester und der Opfer litt unter dieser Stärkung des Laienelements. Ihre Gesetzesauslegung stand bei der Bevölkerung im Geruche der Unfehlbarkeit. Verstöße gegen die theologischen Feststellungen der *Sopherim* (Schriftgelehrten) galten als todeswürdige Verbrechen. Es lief dabei auch nicht ohne schlau berechnete Demagogie ab. Der *Sopher* berücksichtigte die Liebhaberei und schwachen Seiten der bürgerlichen Schichten, ohne daß er deshalb in der rituellen Reinheitsforderung Laxheit einreißen zu lassen brauchte. Sie betonten die Vernünftigkeit ihrer Vorschrift, gingen bei ihren Begründungen aufs Würzelchen und versahen die Kleinbürger mit genügendem Stoff, um über Dinge der Moral und des Anstandes nach Herzenslust zu kannegießern. Der gesunde Menschenverstand kam dabei auf seine Rechnung. Allerdings auch die Klatschsucht! Das Volk rechnete es den Pharisäern besonders hoch an, daß sie so allgemein verständlich seien; so wie die Pharisäer es anlegten, ging die Erfüllung der Vorschriften dem Volk leicht von der Hand. Was für sinnwidrig gelten konnte und dem philiströsen Gefühl zuwiderlief, wurde ausgeschaltet oder

umgedeutet. Auch bewiesen sie viel Verständnis für die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Kleinbürgers im Existenzkampf. So schützten sie das eheliche Güterrecht und ließen gerne die Leute etwas prüde gesinnt sein, merzten deshalb aus den Schöpfungs- und Erzvätersagen die bedenklichen und anstößigen Stellen aus. Anderwärts förderten sie einen handfesten Aberglauben. Urwüchsige Vorstellungen von guten und bösen Geistern, die ganze Spukatmosphäre der damaligen vorderasiatischen Gemeinanschauung dehnte sich dank ihrem Einfluß unter den Juden aus. Stets leiteten sie vernünftige und schlaue Erwägungen: je mehr das Volk in Abhängigkeit erhalten wurde mit einem verworrenen Glauben an bösartige Zwischenwesen, desto weniger hatten sie sich nachher jener peinlichen Klemme zu erwehren, in die sie bei der Seelsorge gerieten, sobald die Lehre vom *Glück der Gottlosen* (Theodizee) zur Erörterung gelangte. Die Pharisäer waren mit einem Wort: Köpfe. Ihre sittlichen Ansichten wurden abgesteckt einerseits durch den Anspruch auf Besitz und die Ausübung von Macht, sowie vom Streben nach Erfolg, anderseits durch die Furcht, es möchte mißlingen, es könnte ein Mißerfolg eintreten.

2.

Das allgemeine Mitgefühl, das Jesus allen Menschen entgegenbrachte, kam zunächst auch den Pharisäern zugute. Gerade wenn sie Johannes ebenso schlecht, wenn nicht noch schlimmer einschätzte als die öffentlichen Beamten und Soldaten (wovon sich eine Spur bei Mt 3, 7—10 und Lk 3, 7—9 in Verbindung mit der *Standespredigt* Lk 3, 10—14 in der Ueberlieferung erhalten hat)! In den *Seligpreisungen* können zwei sehr wohl die Ernsten unter den Pharisäern mit in die neue Verheißung einbezogen haben; es sind die redlichen Gesetzeseiferer gemeint: **Selig sind die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden. Selig die um der Gerechtigkeit Verfolgten, denn ihnen steht das Reich der Himmel zu** (Mt 5, 6 und 10). Ebenfalls kann er ihnen die Barmherzigkeit, die er auch sie üben sah (*aboda*), in der himmlischen Hoffnung zugerechnet haben: **Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erleben** (Mt 5, 7). Ja,

Jesus nimmt hier an einer besonders eifrig betriebenen Werkgerechtigkeit noch durchaus keinen Anstoß: **So soll euer Licht leuchten vor den Menschen, auf daß sie euere guten Werke sehen und euern Vater in den Himmeln lobpreisen** (Mt 5, 16). Jedenfalls nannten die Pharisäer Gott im Himmel genau so ihren Vater wie Jesus und hielten die nach ihrem Sinne Frommen genau so für Gottes geliebte Söhne wie sie Jesus in seinem Sinne dafür hielt. So hat Jesus nicht behauptet, daß die offiziellen Thoralehrer alles nur Sprechmaschinen gewesen wären, die ihre rituellen Satzungen seelenlos dahergeplappert hätten — das Plappern sagt er ja auch nicht seinen jüdischen Gegnern nach, sondern den Heiden (Mt 6, 7), obschon er gerade in der Kritik der Gebetsweise die Gesetzeslehrer wahrlich nicht schont (Mt 6, 5). Ja, es hat Jesus am Ende seines Wirkens, als der Endkampf gegen sie auf das heftigste entbrannt war, dem Volke noch ausdrücklich zugerufen: **Alles, was die Pharisäer euch sagen, das haltet und tut** (Mt 23, 3). Das braucht ja nicht in die beißende Ironie einbezogen zu werden, an der er es sonst gegen sie nicht hat fehlen lassen. Denn er fügt ja gleich bei: **Aber an ihren Werken nehmt euch kein Beispiel. Denn sie reden wohl, aber handeln nicht so, wie sie sagen** (vergl. ebenda Mt 23, 3a). Da hat sich ein ursprüngliches Wohlwollen in die seitherigen betrübenden Erfahrungen, die er mit ihnen machte, teilen müssen.

Aber auch die Pharisäer mochten sich zunächst ihre Gedanken gemacht haben, ob dieser erfolgreiche Neuerer, der so manches in ihrem Sinne redete und tat, nicht zu ihnen zurückgeholt werden sollte. Seine Heilandstätigkeit mochte ihnen, den Gelehrten, nicht so wunderbar vorkommen wie dem urteilslosen Volke — ja, sie leuchtete ihnen vielleicht sogar ein als ein neues, erstaunliches Mittel, wie ein Rabbi über das Volk unbedingte Macht gewinnen könne. Auch sie kamen hinzu und sahen sich die Vorgänge an oder ließen sich darüber berichten. Aufrichtige Bewunderung vor dem religionstechnischen Könner, wie wir uns im Sinne der pharisäischen Geistherrschaft vielleicht ausdrücken dürfen, ist auch in der Ueberlieferung nicht ohne Spur geblieben: **Und ein Schriftgelehrter kam hinzu und sagte zu ihm: Lehrer, ich will dir**

folgen, wo immer du hingehst (Mt 8, 19. Lk 9, 57). Und je mehr Jesus durch sein Auftreten die Volksmenge meistert und auf seine Seite bringt, desto mehr muß in dem widerstrebenden Empfinden sich auch die Ueberzeugung mit zum Wort gemeldet haben, wer solches fertig bringe, der müsse ein *Chaber* sein und also in innerer Wahl der pharisäischen Bruderschaft zugehören. Solche Gefühle bei den Pharisäern vorauszusetzen, dazu berechtigen vielleicht die Erzählungen der Ueberlieferung, wonach ihm von Pharisäern Tischgemeinschaft angeboten wurde: **Es bat ihn aber einer von den Pharisäern, bei ihm zu essen, und er ging in das Haus des Pharisäers und legte sich zu Tische** (Lk 7, 36). Lukas ist für Jesus auf hochherrschaftlichen Anschluß erpicht: wer bei einem Pharisäer essen durfte, war gesellschaftsfähig. Geschichtlicher sind vielleicht einige sonst weniger klare Anspielungen bei Lukas — **Was nennt ihr mich: Herr, Herr! und tut nicht, was ich sage?** (Lk 6, 46). Die zu spät zum Reichsanfang Gekommenen müssen draußen stehen und klagen; als besonderes Verdienst führen sie zu ihren Gunsten an: **Dann werdet ihr anfangen zu sagen: Wir haben vor dir gegessen und getrunken und in den Straßen hast du uns gelehrt** (Lk 13, 26). Jesus aber weist sie als Uebeltäter, die er nicht kennen will, von sich. Umgekehrt: **In derselben Stunde traten einige Pharisäer herzu und sagten zu ihm: Gehe weg und ziehe von dannen, weil Herodes dich töten will** (Lk 13, 31). Jesus wäre daher aus dem Kreise seiner späteren Feinde heraus gewarnt worden vor dem Schicksal, das ihn später erreichte: durch einen Militärprozeß hingerichtet zu werden! Dabei hätte Jesus mutig zur Antwort gegeben: **Gehet hin und saget diesem Fuchs** — worauf das dann Folgende wieder Legendenbildung der Urgemeinde wäre. (Lk 13, 32 f.). — Endlich: Von den Pharisäern befragt, wann das Reich Gottes komme (Lk 17, 20), schenkt er wieder seinen Feinden, so zurückhaltend er sonst sein konnte, die tiefste Antwort, die ihm hierüber zu Gebote steht, es komme nicht *auf genaues Zusehen hin*. Auf sie war sie gemünzt!

Trotzdem war der welthistorische Endkampf nicht zu vermeiden. Lud er sich sogar bei Zöllnern zu Gaste! **Warum ißt euer Lehrer mit Zöllnern und Sündern?** (Mk 2, 16. Mt 9, 11. Lk 5, 30).

Dieser nimmt die Sünder an und ißt mit ihnen? (Lk 15, 2). Das Vorkommnis mit dem anrüchigen Zachäus in Jericho, der sich in seiner Stelle als Oberzollaufseher zu Unrecht bereichert hatte (Lk 19, 1—10), erscheint als absichtliche Herausforderung von seiten des Jesus gegen diese üble Nachrede. Auch seine Ueberheblichkeit, mit der er sich über das jüdische Ritualgesetz hinwegsetzte, war ihnen unerträglich. Dieser Mensch vermaß sich, nach einem innern Sinn des Gesetzes zu fragen und benützte einen solchen Vorwand, um dessen gewissenhafte Ausübung zu umgehen und zu verhindern! Nicht nur verteidigte er das Aehrenabrupfen am Sabbat, er hatte auch die Stirne, diese Gesetzesverletzung durch Hinweis auf erhabene Beispiele aus der Volksgeschichte zu rechtfertigen — David aß im Gotteshaus die Schaubrote und die Priester beschneiden am Sabbath (Mk 2, 24 ff. Mt 12, 2 ff. Lk 6, 1 ff.). Doch war auch damit der Gipfel des Aergernisses noch nicht erklommen! Sie erhoben Anklage auf Gotteslästerung gegen ihn. Er stelle sich Gott gleich und habe einen Pakt mit dem Teufel geschlossen! In Kapernaum vergibt er dem Gichtbrüchigen, den man durch das Dach auf der Matratze zu ihm hinabließ, die Sünden. Das ist Blasphemie — denn Sünden vergeben kann nur Gott allein (Mk 2, 6 Mt 9, 3. Lk 5, 21). Im vierten Evangelium wird das dann ausdrücklich zur Anmaßung, Gott gleich zu sein (Joh 5, 18). Oefters wird die Anschuldigung negativ gewendet: was er Gott nenne, sei der Oberteufel. Da ihm die bösen Geister gehorchten, ließ das keinen Schluß zu, als daß er mit dem Fürsten der Hölle im Bunde stehen müsse (Mt 9, 32 ff. Lk 11, 14 f.). Auch bei dem Bruch mit der Familie mischen sich die Pharisäer vergiftend ein, indem sie eben diese Meinung vom Höllenpakt mit Belzebuul, dem Fliegenbaal, in die Wagschale werfen, um sein Ansehen endgültig zum Sinken zu bringen (Mk 3, 20 ff.). Das Gleiche, übrigens von seiten der Ankläger bluternst gemeinte Argument wird dann gegen die Heilung des blindstummen Besessenen vorgebracht (Mt 12, 22 ff.).

Dem gegenüber vertritt Jesus schon in der Bergpredigt gegen die Pharisäer den Vorwurf der Gleißnerei in der plastischen Schilderung: **Wenn du Almosen gibst, so laß es nicht ausposaunen,**

wie die Heuchler tun in den Synagogen und auf den Gassen, damit sie von den Menschen gepriesen werden (Mt 6, 2). **Denn ich sage euch, wenn es mit euerer Gerechtigkeit nicht mehr ist als bei den Schriftgelehrten und Pharisäern, so werdet ihr mit nichten ins Himmelreich kommen** (Mt 5, 20). Dies wirkt um so abstoßender, als sich dieser Dünkel in ehrwürdigen Ahnenstolz wickelt: **Ebenso haben ihre Väter den Propheten getan. Wehe euch Reichen, ihr habt euern Trost dahin! — Wehe euch Vollen, ihr werdet hungern! Wehe, die ihr jetzt lacht — ihr werdet trauern und weinen! Weh, wenn alle Welt euch schön tut, ebenso haben ihre Väter den Lügenpropheten getan!** (Lk 6, 23—26). Lukas, der sich diesen Pharisäerbeziehungen fast als Spezialist widmet, weiß auch von einer weiteren Auseinandersetzung am Tisch eines Oberpharisäers. Angesichts mehrer dieser Volksväter wurde da das Gleichnis vom obenansitzenden Gaste erzählt, der nachher untenhin gesetzt wird nach der Regel: wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt (Lk 14, 7 ff.). Und noch schroffer: **Da wird es zum Heulen kommen und zum Zähneschnattern, wenn ihr Abraham und Isaak und alle Propheten im Reiche Gottes sehen werdet, euch aber daraus verbannt. Und sie werden kommen von Osten und Westen und Norden und Süden und zu Tische liegen im Reiche Gottes. Und siehe, es sind Letzte, die werden Erste sein, und es sind Erste, die werden Letzte sein** (Lk 13, 28—30). Die drei Gleichnisse vom verlorenen Schaf, Groschen und Sohn ziehen das Fazit aus diesem Standpunkt auf das anschaulichste (Lk 15, 3—32). Noch steigert sich die Spannung zum krassen Schlußeffekt im Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus (Lk 16, 19—31). Aber alle Gleichniskunst übertrifft die schlichte Momentaufnahme aus dem Innern des Tempels — wie sich der Pharisäer und wie sich der Zöllner vor Gottes Angesicht benehmen (Lk 18, 9—14). Sogar vor der Menschlichkeit eines Heiden muß ihr Hochmut versinken — solchen Glauben hat Jesus nicht gefunden in Israel (Mt 8, 10). Wie der Feind Fühlung nimmt, lesen wir anschaulich: **Die Schriftgelehrten aber paßten ihm auf, ob er wohl am Sabbath heilen würde, um einen Anklagegrund gegen ihn zu finden** (Lk 6, 7). **Und siehe, ein Gesetzeslehrer stand auf, ihn zu versuchen und**

sprach — (Lk 10, 25). **Als er von dort weggegangen war, begannen die Schriftgelehrten und Pharisäer ihm sehr aufsässig zu werden und ihn über mancherlei auszufragen, wobei sie ihm hinterlistig aufpaßten, um etwas aus seinem Munde zu erjagen** (Lk 11, 53 f.). Obschon hier die Schablone der „Streitgespräche" jeweils in Funktion tritt, wird es aber auch historisch doch im ganzen etwa so zugegangen sein. Schon früh, nach der Sabbatheiligung, stand bei der Leitung der Chabura fest, daß um einen Anschlag auf sein Leben nicht herumzukommen sei: „Da gingen die Pharisäer hinaus und faßten sofort mit den Herodianern einen Beschluß gegen ihn, ihn zu töten" (Mk 3, 6. Vergl. Mt 12, 14). Jesus war sich über das, was ihm bevorstand, klar und griff da die heftige Sprache des Täufers gegen sie auf, von der bis dahin in seinem Munde Spuren sich noch nicht fanden: **Entweder nehmet an: der Baum ist gut, dann ist auch seine Frucht gut, oder: der Baum ist faul, dann ist auch seine Frucht faul. Ihr Schlangengezüchte, wie könnt ihr Gutes reden, da ihr doch böse seid. Nur über der Fülle des Herzens kommt der Mund zum Reden** (Mt 11, 33 f.). Nach andern entweder wörtlich gleichen Stellen oder solchen ähnlichen Sinnes bei Matthäus (11, 39. 15, 7 ff. und 16, 4) und Lukas (Lk 11, 29) wäre er auch sonst auf einen offenbar bei ihm feststehenden Wortlaut und Gedankengang zurückgekommen. Noch in Galiläa oben sprach er im vollen Bewußtsein, daß sich unter den Juden Geist und Macht gegen ihn verbündet habe, die deutliche Warnung aus: **Paßt auf, hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer und dem Sauerteig des Herodes** (Mk 8, 15. Mt 16, 6. Lk 12, 1). Nach Lukas hätte er bei dieser Gelegenheit noch beigefügt: **Ich sage aber zu euch, meinen Freunden: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib zu töten, aber nicht imstande sind, noch etwas weiteres zu tun. Fürchtet den, der außer dem Töten noch die Macht hat, in die Hölle zu werfen. Ja, ich sage euch: den sollt ihr fürchten** (Lk 12, 4 f.).

Sein Angriff auf die Pharisäer erreichte den Siedegrad von Zorn und Wut. Dem geistigen Inhalt nach ein Aeußerstes von Dialektik und intellektueller Fechtkunst ohne taktische Entgleisung, in gekonntester Inangriffnahme des Kampfziels, in der

Lebenskraft, die dabei mitwirkte, der elementare Ausguß von Seelengröße unter dem Druck eines übervollen, hochliegenden Gefälles! Unter diesem Gesichtspunkt, der allein zu dem möglichen Verständnis führt, müssen die synoptischen Kapitel betrachtet werden, in denen diese wichtigste Erlebnisgruppe des irdischen Jesus uns aufbehalten ist (Mk Kap. 11 und 12. Mt Kap. 21—23. Lk Kap. 20). In theoretisch-theologischer Hinsicht sind die Pharisäer überall vollständig auf den Mund geschlagen und die praktische Lage ist die, daß nun alles davon abhängt, ob im Volk unter der Autorität des Jesus eine aufrührerische Bewegung ausbricht, die ihre Spitze gegen den Pharisäismus und das ganze bisherige Religionsregiment des Spätjudentums richtet. **Als aber die Hohepriester und die Pharisäer seine Gleichnisse hörten, verstanden sie, daß er von ihnen redete. Und sie suchten ihn festzunehmen; aber sie fürchteten die Massen, denn man hielt ihn für einen Propheten** (Mt 21, 45 f. Vergl. Mk 12, 12. Lk 20, 19). Die Volksväter können es nicht rückgängig machen, daß sie sich nun in einer geradezu unheimlichen Lage befinden. Das ist die tatsächliche Wirkung der Weheflüche, die Jesus gegen sie schleudert (Mt 23, 12—31. Teilstücke Mk 12, 40. Lk 11, 52. 20, 47. 11, 39b bis 42. 44. 45. 47. 48).

In welchem grausam untrüglichen Spiegel erblickten da die Pharisäer ihr eigenes Bild! Eben weil es kein Hohlspiegel war, weil also das Scheibenglas nicht ein Zerrbild zurückwarf! Wenn auch von bebenden Lippen, wurde ihnen das Gericht mit größter Selbstbeherrschung gesprochen. Die Linie der genauen Beobachtung wird nirgendwo der Erregung ausgeliefert. Sie verläuft kalt und klar und rundet sich zur klassischen Charakterstudie. Noch heute findet sich in der ganzen Weltliteratur keine so tiefe, ebenso richtige als eindringliche Zeichnung der Heuchelei — (die eigentliche Buchstabierung müßte *Häuchelei* schreiben; das Wort kommt von Hauchen und bedeutet den flüsternden Leisetreter, den *Tartuffe*). Am nächsten freilich als seelenkundiger Kenner der Heuchler steht dem Jesus Molière, der Ludwig XIV in der Widmung schrieb: „Da Heuchelei zweifellos eines der gebräuchlichsten, lästigsten und gefährlichsten Laster ist, kam ich,

Sire, auf den Gedanken, es wäre allen ehrenhaften Leuten ihres Königreichs kein geringer Dienst erwiesen, wenn ich eine Komödie abfaßte, welche die Heuchler beschreiben und recht von Grund aus die Grimassen beleuchten sollte, welche diese Burschen zur Schau tragen, denen das Gute angeblich über alles geht, — alle die Spitzbübereien dieser Falschmünzer der Frömmigkeit, welche die Leute dran zu kriegen suchen mit einem vorgetäuschten Eifer und einer spitzfindigen Liebestätigkeit.“ Als Charakterzug liegt diese menschliche Unart in nächster Nachbarschaft der Verschlagenheit und Arglist, obwohl sie aus Triebfedern hervorgeht, die Tugenden sein können — aus der Vorsicht und der Wachsamkeit. Aber schon schleichen sich schlaue Berechnung und Mißtrauen ein, und aufsteigendes Schuldbewußtsein verzerrt das natürliche Schamgefühl. Die Pharisäer sind ausgesprochene Furchtmenschen, die aber durch ihren Besitz von Geist und Macht eine falsche Sicherheit vortäuschen, vor allem sich selbst. Diese Unaufrichtigkeit stößt sie unrettbar in eine beständige Wesensspaltung hinein. Jesus erschlägt sie nicht mit moralischer Entrüstung — eine solche träfe sie nicht tödlich. Er verfolgt sie auf ihr eigenstes Gebiet, auf den Boden der Vernunft und des logischen Begriffs. Er weist ihnen, den Rationalisten, nach, daß sie unter einem mörderischen Widerspruch zwischen Wollen und Tun stehen, und daß es deshalb um ihren anmaßenden Anspruch geschehen sei, als Vorbilder vor das Volk zu treten: **Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr schließt das Himmelreich vor den Menschen zu; ihr selbst kommt sowieso nicht hinein, aber ihr verwehrt den Eintritt auch denen, die hinein kommen wollen** (Mt 23, 13). Ein verbrecherischer Neid, der Neid auf das Leben, ist es, was sie immer wieder anstachelt, den einfachen und natürlichen Religionsbedürfnissen der unteren Volksschicht entgegenzuarbeiten und so die nationale Kultur in den Niedergang hineinzutreiben.

Ihr Machtbedürfnis äußert sich in rücksichtsloser Mitgliederfängerei: **Ihr reist umher durch Meer und Land, um einen Proselyten zu fangen. Und ist er es geworden, so macht ihr ihn zu**

einem Sohn der Hölle, doppelt so schlimm als ihr (Mt 23, 15b), nach dem Erfahrungssatz, daß der Konvertit päpstlicher ist als der Papst! Die äußerlich großzügige Heidenmission der Pharisäer, von der ja dann die evangelische Verkündigung des Paulus Vorteil ziehen sollte, weil alle Diasporasynagogen Missionsstationen waren, entsprach dem Sinne des Jesus keineswegs, da er selbst nur eine ganz intime, beinahe träumerische Reichsverkündigung in der nächsten Umgebung ins Werk setzte, von Dorf zu Dorf — allem nach nur eben ein Versuch weniger Wochen, wenn nicht bloß weniger Tage (Mk 6, 6b—11. Mt 9, 35—10, 1. 10, 5—16. Lk 9, 1—5. 10, 1—12 und Rückkehr Mk 6, 12 f. Mt 11, 1. Lk 9,6). Vor allem mag ihn die geschäftsmäßige Aeußerlichkeit dieses Glaubensbetriebes abgestoßen haben. Es kommen dann die sprichwörtlichen Tifteleien zur Sprache, wo übertriebene Beobachtung belangloser Kleinigkeiten rasch über die verschmitzte Laxheit im Großen hinwegtäuschen soll: **Ihr verzehntet Minze, Dill und Kümmel, und das wichtigste am Gesetz laßt ihr beiseite, das Recht und das Erbarmen und die Treue** (Mt 23, 23b). **Ihr blinden Blindenleiter, ihr seihet die Mücke und verschluckt dafür das Kameel** (Mt 23, 24). Jeder Schluck Wassers wurde durch ein Sieb gelassen, um ja nicht das kleinste Insekt, das natürlich unrein war, mit hinunterzuschlucken. Aber wie anderswo ein Kameel durch das Nadelöhr mußte, so mußte es hier durch den Schlund des Pharisäers gewürgt werden — in beiden Fällen das Vergleichsbild für ein Ding der Unmöglichkeit! Typisch ist ferner die unverhältnismäßige Genauigkeit im Reinigen der Geschirre für die Mahlzeiten, während sie sich nicht die geringsten Gedanken darüber machen über die Herkunft von Speise und Trank, die gestohlen und unredlich erworben sein können (23, 25). Endlich werden dem verbotenen Aussehen gewisser Betrügerphysiognomien — **gleich übertünchten Gräbern, die von außen schön wirken, innen aber voll Totengebein und Wurmfraß** die totenkultlichen Uebungen vor den **Gräbern der Propheten und Gerechten** gegenübergehalten — und die scheinheilige Beteuerung, die sie begleitet: **Wenn wir unsere Väter gewesen wären, wir hätten die Propheten nicht getötet, wie sie es taten!** (Mt 23, 27—30).

Die historische Bewertung muß freilich an dem Zweifel vorbei, ob die Pharisäer wirklich so schwarz waren, wie er sie malte. Nicht zur Last gelegt darf ihm die angebliche Allgemeinheit seines Urteils werden. Er selbst sprach von Fall zu Fall *ad hominem*, die Ueberlieferung schlug dann die Masse seiner Charakteristik über die Matrize ihrer Typen. Wir sahen aber, wie abgestuft Jesus gegen die Pharisäer vorging, wie organisch er mit seiner Ueberzeugung in den unvermeidlichen Endkampf hineingewachsen ist. Mit Recht wird darauf hingewisen, so wenig etwa für die Ausübung der Feindesliebe der Lohn himmlischer Wonne in Aussicht gestellt werde, so wenig werde der Heuchelei mit Höllenstrafen gedroht. Zu diesem Mittel greift Jesus nur gegenüber den eigenen Leuten, die es an Versöhnlichkeit zu einem Mitbruder oder an Fürsorge um ein Kind fehlen lassen. In seiner Charakteristik der Gegner bleibt der Hinweis auf das bevorstehende Weltgericht völlig außer Spiel. Ein einheitliches Leben läßt sich nur da führen, wo der Enderwartung radikal nachgetrachtet wird. Es gibt daher keine Leistungen, auf die der Mensch sich etwas zugute tun darf, weil nur Gott Ansprüche zu erheben hat. Wo einer sich um seiner Frömmigkeit willen sehen lassen will, beginnt daher der Abfall von Gott. Heuchelei ist dieser Abfall von Gott, weil sie statt Ganzheit auch im besten Falle Halbheit ist. Nun war ja, mit Gesetzeswerken zu prunken, bisher auch der Sinn des Gesetzes gewesen. Man *sollte* sich etwas darauf zugute tun, daß man das Gesetz und damit den Gehorsam gegen Gott erfüllte. Aber eben dieser Prunk mit dem Gehorsam ist Lug und Trug. Der Gehorsam darf nur Gott zugute kommen, der ihn fordert, nicht dem Menschen, der ihn leistet. Wer sich im Besitz von Religion selbst behauptet, heuchelt unfehlbar, weil er vorschützt, Gott die Ehre zu geben, während er tatsächlich nur die eigene Ehre sucht. Bewußte Vorspiegelung falschen Scheines, als gälte nämlich die vom Menschen gesuchte Ehre Gott, — das versteht Jesus unter Heuchelei. Der Mensch soll aber sein Leben so führen, daß die Ehre davon Gott zukommt, und zwar Gott allein.

ZWEITER ABSCHNITT.

Die Erneuerung des Lebens durch Jesus.

Sofern nicht Staatsmänner und Künstler und freie Geistesgrößen, sondern die Religionsverkündiger, also gottgebundene Persönlichkeiten zur Beurteilung stehen, hat sich Jesus deshalb als der lebendigste Mensch der orientalischen Antike erwiesen, weil er weder selber Willensmensch war, noch die Anhänger zu Willensmenschen machte, dennoch aber einen gewaltigen Aufwand von Willen gegen die spätjüdischen Volksväter und die von ihnen geförderte Landesreligion zu entfachen vermochte. Zusehends sieht man ein, daß Jesus ein Reformator nicht gewesen ist, weil er so sehr nur in der Religion lebte, daß ihm das Sittliche nicht viel galt, und zwar nicht aus Ueberlegung, sondern unbewußt. Er war ethisch relativ und religiös absolut veranlagt. Diese Einseitigkeit ist für seine historische Bedeutung entscheidend geworden. Die ethische Organisation und damit die tragende Grundfläche einer dauerhaften Gemeindebildung interessierte ihn nicht genug. Deshalb ist er *nur* ahnender Urheber des Christentums und nicht sein eigentlicher Stifter. Nur im Verhältnis zu Gott, also nicht *auf genaues Zusehen hin* war er seiner Sache unbedingt sicher; darum beschäftigte ihn das Verhältnis zu den Menschen, sofern es nicht ein religiöses Verhältnis war, nur dem Rande entlang. Er gehörte Gott an, war eins mit ihm — infolgedessen erübrigte sich ihm jeder Eidschwur, während es doch sonst die erste Satzung eines Staates wie einer Kirche bildet, daß man sich auf ihre Verfassung verpflichte durch ein bindendes Gelübde: **Wiederum habt ihr gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst keinen Meineid schwören, und du sollst dem Herrn dein Gelöbnis halten. Ich aber sage euch: überhaupt keinen Eid leisten! Weder beim Himmel, denn er ist der Thron Gottes! Noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel! Noch bei Jerusalem, denn sie ist die Stadt des großen Königs! Auch sollst du nicht bei deinem Haupte schwören, denn du vermagst kein Haar weiß oder schwarz zu machen. Vielmehr heiße es bei euch: ja, ja, nein, nein! Was darüber hinaus ist, entspringt dem Bösen** (5, 3—37). Welche un-

erschütterliche Lebensgewißheit, die des einschnürenden Statuts gar nicht bedarf, um nach außen Haltung zu zeigen! Dem Glauben an den gütigen Vatergott entspricht das Gefühl für das geschlossene Welthaus, als lebte die Menschheit in einem schönen Saale. Gott sitzt auf dem Himmelsthron und legt der Erde die Spur seiner Sohlen auf. Der gottgebundene Mensch, der sich lebendig fühlte! Wie kommt es aber, daß dieses himmlische Hausgefühl durch den düstern Enderwartungsglauben entbunden und der Reueruf des Täufers froh und zuversichtlich in Jesus wieder auflebte?

1.

Moderne Psychologie wird im allgemeinen einzuräumen geneigt sein, daß die beiden tragenden Seelenkräfte, die einer Religion ihren Wirklichkeitscharakter verbürgen, in der Ahnung, als der unbewußten Strömung, und im Gewissen, als dem bewußten Augenblicksakte, zu erblicken sind. Die Auseinandersetzung der Seele mit der dinglichen Umwelt vollzieht sich so unter dem einschränkenden Druck einer verdüsternden Gesamtstimmung. Seelische Gestaltungsmöglichkeiten liegen vor, halbbewußt in der Ahnung und vollbewußt im Gewissen. Dieses spezifische Gestaltungsvermögen des in der Religion erscheinenden Lebens ist ein polarverbundenes Begriffspaar — wir nennen es, vom bohrenden Gewissen aus, Reue und, von der erleuchtenden Ahnung aus, Gnade. Die übliche (paulinisch-protestantische) Gegenüberstellung lautet zwar: *Sünde und Gnade.* Nun gibt aber Sünde nicht einen Gesinnungsbestand wieder. Eher erweckt dieser Begriff den Eindruck, durch priesterliche Konstruktion auf dem Ergänzungswege gewonnen zu sein. Dieser Erwägung liegt freilich ein an sich natürlicher Zustand zugrunde — und dieser natürliche Seelenzustand, aus dem der Sündenbegriff theologisch *destilliert* (abgetropft) ist, wäre nun eben die Reue. Sie gehört in den Bereich der Furchtgefühle; Reflexbewegungen der Abwehr und des Schutzsuchens rufen sie hervor. Außerhalb der religiösen Beziehungen wäre es also eher eine Maßnahme der Vorsicht, des vorbeugenden Willens.

Doch hilft uns der Wortsinn weiter. Der Ausdruck *Reue* bezeichnet, wie wir glauben, ein seelisches Grundgefühl, ein aufschreiendes Ausbrechen aus den seelischen Untertiefen hervor. So liegt denn Reue außerhalb der Linie, wo im menschlichen Verhalten religiöses oder moralisches Pflichtbewußtsein, Erziehung oder Gewöhnung oder gedankliche Erwägung eine bestimmende Rolle spielen. Viel eher ist die Reue mit dem handgreiflichen, körperlichen Schmerz verwandt — mit dem wahrnehmbaren Hieb oder Biß, weshalb mit Recht von *Gewissensbiß* gesprochen wird. In der Bibel fehlt es nicht an bildhaften Beispielen für den Ernst der Reue, die Reue des ersten Menschenpaares, des Brudermörders, der Könige Saul und David. Auffallend ist nun aber die Unbefangenheit, mit der das Alte Testament gelegentlich Jahwe selbst Gefühle der Reue zuschreibt, als wäre es eine Verarmung seines fühlenden Wesens, wenn er unfähig wäre, Reue zu empfinden. Es reut Gott, das Menschengeschlecht erschaffen (Gen 6, 6), reut ihn, Saul zum König eingesetzt zu haben (1 Sam 15, 11. 35). Gott kommt dann also auf eine göttliche Tat zurück, die er lieber nicht getan sähe. Da durfte Jesus wohl in den Mittelpunkt alles *religiösen* Verhaltens den Befehl rücken: Verzeihen können! Das heißt so viel als: sich selbst durchkreuzen!

Es hat schon der flachsten und seelisch ausgetrocknetsten aller Zeiten bedurft, die ja nun glücklich hinter uns liegt, wo auch in der Wissenschaft der Materialismus das Feld beherrschte, um den Begriff der Reue vollständig in Verruf und Mißachtung zu bringen. Noch heute wirst du, redest du gebildeten Menschen von Reue, groß angesehen, wenn nicht gleich ausgelacht. Denn wie könne der Mensch über das, was er getan habe, vernünftigerweise Schmerz empfinden, wenn es doch dasjenige war, was er im gegebenen Augenblick unausweichlich tun mußte. Nun kommt uns aber die moderne Naturforschung zu Hilfe bei unserm Bestreben, eben die Reue als ein menschliches Urgefühl aufzufassen und darzustellen. In einem verbreiteten Lehrbuch der Physiologie lesen wir: Nächst dem großen Rätsel der Vererbung ist die wunderbarste Erscheinung, welcher wir in den Lebensprozessen begegnen, der Vorgang der Regeneration. Sie ist eine

der Zeugung verwandte Erscheinung, ein Wachstum zum Zweck des Wiederersatzes von Verlusten, die das Individuum an seinen Körperteilen erlitten hat. Zerschneidet man einen Regenwurm, so wird vom Kopfteil der Schwanzteil regeneriert. Andere Würmer kann man in mehrere Stücke zerschneiden, und in jedem Stücke regeneriert sich das ganze Tier. Die Weinbergschnecke regeneriert den ganzen vordern Teil des Kopfes mit Einschluß des Mundes. Die Krabben regenerieren ihre Tentakeln und Extremitäten. Bei den Tausendfüßlern regenerieren sich die abgeschnittenen Füße und Antennen. Was nun die Wirbeltiere betrifft, so findet man das Regenerationsvermögen am vollkommensten erhalten bei urodelen Amphibien, also bei den schwanzlosen Froschlurchen und den Molchen. Bereits Spallanzani (1729—1799) sah an jungen Fröschen und Kröten die abgehauenen Extremitäten wieder nachwachsen. Die wunderbarste Regenerationserscheinung überhaupt ist die Neubildung des Auges. Daß dieser wundervolle Bau, in dem fast alle Arten der Gewebe vertreten sind, sich regeneriert, war schon im achtzehnten Jahrhundert bekannt. Die der Vivisektion sich bedienenden Mediziner und Zoologen erbringen mit einer solchen Beispielsammlung den Beweis, daß im niedern Haushalt der Natur dem Wachstum ein Vollkommenheitsideal zugrunde liegt. In einer völlig geistlosen und unterbewußten Sehnsucht strebt eine individuelle Tiergestalt der Vollkommenheit ihrer Gattung zu. Die einzelne Art trägt in den Instinkten, die ihr Lebensgefühl ausmachen, ein Bild in sich von den letzten Möglichkeiten ihrer Individualgestalt, als mäße sie sich mit vollem Bewußtsein an den durchgeformten und völlig wohlgebildeten Exemplaren einmal der eigenen Art und sodann den Allgemeinmerkmalen der diesen übergeordneten Gattung.

Diese wichtige Erkenntnis der physischen Regeneration ist weit entfernt, eine bloß ästhetische Kuriosität zu sein, als handelte es sich um die äußerliche Aufzüchtung eines Schönheitsideals. Sie vermittelt uns den Durchstoß zu einer elementaren Wesenheit, zur Erfüllung eines Formganzen, zur *Ganzwerdung* eines noch unfertigen Bildes. Wir stehen damit vor dem Prozeß

der natürlichen Integration. Integrieren heißt (unter Benützung einer mathematischen Formel): Ganzmachen, etwas Vorhandenes auf den vollen Wert bringen, der ihm zusteht, aber noch fehlt. Die Regeneration jener physiologisch zoologischen Exempel ist nichts anderes als eine solche integrierende Wiedereinbringung alles dessen, was zur Vollkommenheitsgestaltung noch mangelt. Soll nun, was für die körperlichen Zustände organischer Lebewesen durch experimentale Forschungen unter Beweis gestellt wird, auch auf die seelischen Zustände zutreffen? Eine solche Erweiterung des Regenerationsvermögens auf die psychischen Prozesse setzt freilich eine Seelentheorie voraus, die alles Triebhafte am Menschen, sein ganzes Schauen und instinktives Leben aus den planetarischen Strömen erklärt. Der Mensch darf dann nicht als eine Maschine seiner Sinnesreize oder seiner sittlichen oder unsittlichen Grundsätze aufgefaßt werden. Aus dem Kosmos fluten Ströme durch die Erde, und an sie ist auch der Mensch mit seiner Naturseite angeschlossen. Ihr gehört alles wirklich und ursprünglich Seelische am Menschen an.

Die religiöse Weisheit von Delphi bestand darin, daß eine selbstische Betonung im einzelnen Ich für eine Schädigung göttlichen Wesens zu gelten habe, weil eben dadurch die Durchgangsströmung der göttlichen Zusammenhänge auch im menschlichen Gemeinschaftsleben, das einen Gottesverein zu bilden berufen sei, unterbrochen wird. Der göttliche Kreislauf wird zerstört durch das Selbst, deshalb muß der Eingeweihte die selbstische Seite unseres Lebens (unsere selbstbehauptende Ichbetonung) erkennen, durchschauen, entlarven. So sprach der delphische Gott. Schon vor der griechischen Tragödie hatten die heiligen Maskentänze der Urreligion, wie sie bis heute noch bei den nordamerikanischen Rothäuten fortleben, die kreisende Strömung zwischen Geschlechtersippe und ihrem Gott als Schauspiel zum bebenden Erleben gebracht. Auf dem attischen Theater muß beim Anblick des unsäglichen Leidens vorweltlicher Heroen (Herakles, Oedipus, Orestes, Prometheus) der Selbstbehauptungswille des Zuschauers in Erschütterung dahingeschmolzen sein.

Auf spätjüdischem Boden war mit dem Tauchbad Johannes des Täufers genau ein Gleiches der Fall. Auch da durchstieß bildhafter Symboltrieb mit der Wasseranwendung die Rationalität der öffentlichen und offiziellen Religion, so daß nun von innen der Quell des unmittelbaren naturgöttlichen Lebensgefühls frei hervorsprudelte. Aber erst Jesus hat die Reue zu einem seelischen Weltvorgang entbunden. Dank ihm konnte Reue zu einem religiösen Allgefühl anschwellen; und in diesem befreiten Zustande eines Lebensgefühls beeinflußte sie den Gang der Kirchen- und Weltgeschichte im Verlauf der letzten zwei Jahrtausende in der bekannten beispiellosen Weise.

Doch kommt das Wesentliche nun erst hinzu. Diese welterschütternde Macht der Reue setzt eine Gegenmacht voraus. Wenn nun Gnade diese Gegenmacht ist, muß dann nicht Gnade aus einer andern und doch nicht unbedingt anders gearteten Beschaffenheit hervorgehen als diejenige Beschaffenheit, die am Menschen seine Seele ausmacht? In der Gnade sammelt sich die Antwort auf die menschliche Reue von seiten einer kosmischen Gegenseele. Sie muß als entsprechend große Unbekannte in der religionspsychologischen Erörterung mitgeführt werden. Am besten sagt man so: während die Reue am Erfahrungspol liegt, liegt die Gnade am gegenteiligen Pole, der für den Religionsverlauf der eigentlich positive Pol ist, zu dem sich dann eben die Reue als negativer Gegenpol verhält. In die Sphäre des Geheimnisses kann die Forschung nicht vordringen; sie muß aber deswegen sich nicht irreleiten lassen, in der Reue einen auf sich selbst stehenden Gemütszustand zu erblicken, eine unveranlaßte, von jeder Gegenbeziehung verlassene, nüchterne Gemütsniedergeschlagenheit. Zuverlässiger folgert daher auch ein wissenschaftliches Vorgehen so: in der Wolke des Mysteriums ist die Gnade diejenige Kraft, die auf das Lebensgefühl, ist es einmal in einer religiös beschaffenen menschlichen Brust durch die Reue gelockert und befreit worden, in steigerndem, in bejahendem, lösendem Sinne einwirkt. Geheimnisvoll ist ja auch der Zorn und Grimm des Schicksals, das wir vom Kosmos her zu erdulden haben, aber vor ihm erschaudert dann das Lebensgefühl schreckhaft — die Knospe muß sich

schließen, wenn sie nicht zugrunde gehen will. In der Gnade hingegen blüht bereits vorhandenes Leben immer größer, immer reger, immer vollkommener. Dabei ist Gnade stets der öffnende und eingebende Antrieb, zu dem es beim Menschen der Empfänglichkeit bedarf. Im Erblühungsaugenblick dankt es die Rose nicht ihren Säften oder ihrem eigenen Schaffen und Bemühen, daß sie zur Rose sich entfaltet. Ihr schöner Zustand ist nicht ihr Werk, sondern ein außer jedem Verdienst zuteil gewordenes Geschenk. Der vom Geschöpf aufgewendete Fleiß und Beistand ist niemals auch schon die Schöpfung selbst. Nur mit dieser Gedankenfolge darf in der Religion jemals von Gnade die Rede sein. Gnade ist immer das vom Gewachsenen unterschiedene Teil des Wachstums. Gratia creatrix, keineswegs jedoch evolutio creatrix!

Es bedurfte durchaus dieses Umwegs über das physikalische und physiologische Forschungsgebiet, um zu der Erkenntnis zu gelangen, die sich im mittelsten Grunde eines historischen Verständnisses für den irdischen Jesus zu erheben hat — von der Natur- und Weltbeseelung des jesuischen Gottglaubens. Die geforderte Metanoia oder Reue ist also gar nicht so sehr eine sittliche Einkehr oder ein Gesinnungswechsel noch sonst ein veränderter Standpunkt, der auf dem Wege des Urteils oder Willens gewonnen wird, sondern eine triebhafte Lösung der einzelnen Leibseele in der Richtung, fähig zu werden für eine Aufnahme der göttlichen Lebensströme, die im reuelosen „unbekehrten" Menschen einfach keinen Zugang finden. Diese Bekehrung ist also nicht Umkehr im Bereiche des Bewußtseins durch Entschließung, sondern erlittenes Umgeschaffenwerden des ganzen Wesens — also Neuzeugung — Regeneration. Um so weit über den Ernst und Eifer des Täufers hinauszugelangen, bedurfte Jesus eines Erkenntnisvermögens, das nur durch profundestes Nachdenken über das Wesen des menschlichen Glaubens an Gott zu erlangen war. Das Ergebnis war die von ihm selbst ausgedachte und verkündete praktische Bekehrungslehre.

2.

Also eine *Lehre*? Gewiß, eine Lehre! Aber wie lauten dann ihre bestimmten Aussagen? Welches sind ihre Paragraphen?

Die Formkritik hätte besser getan, in ihrer Terminologie die Teilstücke der Ueberlieferung ganz einfach *Anekdoten* zu nennen — statt dessen nennt sie sie *Novellen*. Damit werden manche Erzählungsstücke von vorneherein zu Erdichtungen gestempelt, die eben doch historische Kernteile enthalten mögen. Die Bezeichnung *Novelle* wäre aufgespart geblieben für diejenigen Gleichniserzählungen, in denen die Bänder der unmittelbaren aktuellen Veranlassung oder die Nutzanwendung der Ermahnung völlig gelöst erscheinen. Eine solche Parabel ist dann zur selbständigen Dichtung erwachsen und verdient, als solche gewürdigt zu werden. Das vollkommene Beispiel dafür ist die Lehr-Erzählung vom verlorenen Sohne (Lk 15, 11—32). Es ist wohl nicht von ungefähr geschehen, daß gerade die formal gereifteste der Parabeln dem klarsten Vortrag der seelischen Erneuerungs- und Wiederherstellungslehre dienen sollte: **Ein Mann hatte zwei Söhne. Und der jüngere von ihnen sagte zum Vater: Vater, gib mir den Vermögensteil, der mir zukommt! Und er teilte ihm sein Gut zu.** Gerechtigkeitsstandpunkt. Anrecht auf Besitz, nach dem Familienrecht des Hausglaubens. Der liebende Vater war zuvor gerecht! **Und wenige Tage später packte der jüngere Sohn alles zusammen und begab sich in ein fernes Land, und dort verpraßte er sein Hab und Gut, indem er Ausschweifungen beging.** Verabschiedung des ethischen Standpunktes. Irdisches Gut ist dazu da, vertan zu werden. Dem Besitzenden steht es frei, sich seines Eigentums zu entledigen. Es ist das seine Privatsache. Ein *Sünder* ist er seines Lebenswandels wegen noch nicht. Es kommt nun darauf an, wie er sich zu seinem Vermögensverlust stellt. Für die Einschätzung dessen nicht, was er moralisch taugt, das steht hier nicht zur Erörterung, wohl aber dessen, was er, absolut betrachtet, als Mensch *wert* ist, muß nun den Ausschlag geben, wie er sich, einmal in diese Lage geraten, hinfort benimmt. **Als er nun alles vertan hatte, kam große Hungersnot in jenes Land, und er geriet ins Elend.** Das große Schicksal greift ein. Allen Menschen wird zu Gemüte geführt, daß es mit dem festen Güterbesitz nicht getan ist zum Leben; auch ein Reicher kann nur leben, wenn er zu essen hat. Laßt eine Hungersnot eintreten und es liegt klar am Tage, daß

es auch um den Machtdünkel des Besitzenden geschehen ist! Die Fortdauer des Lebens hängt nicht vom Umfang des Eigentums ab, sondern vom Ausfall der Ernte, die der Acker schenkt. Der Reichste hat aus sich noch nicht zu essen, auch er ist vom Mißwachs abhängig. Ueber ihm steht der Bodenertrag und sein Herr. **Und er ging hin und hängte sich an einen Bürger des Landes, der ihn in seine Felder sandte, um die Schweine zu hüten. Und er hätte nicht verschmäht, seinen Magen mit dem Brodmus zu füllen, das die Schweine aßen; doch gab ihm niemand welches.** Der jüngere Sohn ist am Verhungern. Wie rettet er das nackte Leben? Etwas anderes kommt für ihn nicht mehr in Frage. Der Zustand der Verzweiflung ist eingetreten. **Da, als er in sich ging,** Eintritt des Reuezustandes im Verzweiflungszustande, **sagte er: Wie viele Taglöhner meines Vaters haben mehr Brot als ich, an dem es ihnen nicht gebricht, während ich hier Hungers sterbe.** Hierauf gedankliche Folgerung und Willensentschluß: **Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehn und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt vor dem Himmel und an dir!** Hier erst tritt der Sündenbegriff auf den Plan. Die Vermögensverschwendung war höchstens unvernünftig. Unvernunft und Sünde werden aber nur von dem vermengt, der außerhalb der Religion steht. Die Religion besteht in der lebendigen Vaterbeziehung. Diese Vaterbeziehung hinwiederum ist nichts anderes als selbstverständliche Teilnahme am Vatergut. Es handelt sich nun darum, sich zu erkundigen, ob der reumütige Sohn durch sein liederliches Benehmen diese Zugehörigkeit zum Vatergut verscherzt hat. Es kann sein, kann aber auch nicht sein. Die Wirklichkeit, wie es um ihn hinfort bestellt sein wird, hängt einzig und allein am Belieben des Vaters, über das er sich eben durch Anfrage Sicherheit verschaffen will.

Jedenfalls weiß der Sohn nun Bescheid, inwiefern er sich einer Sünde schuldig gemacht. Sie entspricht weder seiner Verschwendung noch dem Lumpenleben, das er leichtsinnig führte. Seine Sünde hat ihre Ursache in seiner Entfernung aus dem häuslichen Kreise, dem er von Geburt aus angehörte; er ist Sünder, weil er das Vaterhaus verließ, das ihn ernährte. Seine Sünde be-

stand in seiner Selbstbehauptung, die nicht am Platze war. Es sollte nicht länger des Vaters Gut, es sollte sein Eigentum sein — und die Folge dieses Eigensinns, zu dem ihn sein Ichbewußtsein geführt hatte, war seine gegenwärtige Lage. Es ging ans Leben, weil er sich der natürlichen Symbiose entzog. Sündigen kann man nur am Leben. Besitz verschleudern, heißt totes Gut geringschätzen. Sünde ist das noch nicht. Der Wüstling und jeder Lasterhafte sind nicht schon um dieser ihrer unsittlichen Eigenschaft willen auch religiös fehlbar. Diesen Kurzschluß hat dann freilich Paulus gezogen. Sein Lasterkatalog (Rom 1, 29) wäre im Sinne Jesu nicht auch schon ein *Sündenregister*. Nur wenn man sich auf den kühnen, außermoralischen Standpunkt hinauswagt, daß Vergehen gegen die gute Sitte und den gesellschaftlichen Anstand für das religiöse Verhalten belanglos sind, erlangt man den richtigen religiösen Standpunkt im Leben, der auf einem Wissen davon beruht, was Sünde sei. Nicht Sünde überhaupt — eine solche allgemeine Sündenlehre gibt es nicht —, hingegen im Individualfalle, der den Sünder beschäftigt, seine Sünde! Das Schuldbekenntnis muß auf den besondern Fall, mit dem die Sünde sich dem Bewußtsein des Sünders einlagert, hinauslaufen, in ihm sich beschränken, zu ihm sich vereinfachen. Also die schlichte persönliche Erklärung an den Vater: **Ich bin nicht wert, dein Sohn zu heißen — behandle mich wie einen deiner Taglöhner.** Mit dem festen Entschlusse, eine solche Erklärung abzugeben, wird nun Ernst gemacht. **Und er ging hin und suchte seinen Vater auf.** Nun kommt alles darauf an, wie sich der Vater benimmt. Wird er die Erklärung des Sohnes abwarten? Er braucht sie ja gar nicht entgegenzunehmen, braucht sie, wenn er sie vernommen, nicht zu beantworten. Der Sohn hat das Vaterhaus verlassen und damit seinen Austritt aus der natürlichen Symbiose vollzogen. Der Verzicht auf die Sohnesrechte ist erfolgt, damit ist das Sohnesverhältnis hinfällig geworden. Alle Beziehungen von Sohn zu Vater sind erloschen. Es hat doch wahrlich keinen Sinn, irgendwie noch auf etwas, was nicht mehr besteht, zurückzukommen! Was erledigt ist, bleibt erledigt. Der Sohn begeht mit der Rückkehr genau dieselbe Dummheit, die er mit seinem Weg-

gang beging. Das ist der Gerechtigkeitsstandpunkt — vom Standpunkt der guten Sitte aus, dem einzigen, der in einem solchen Falle in Frage kommt, sollte man meinen.

Aber es ist nicht der einzige, wie sich alsbald herausstellt. Der Vater nimmt einen andern ein — den Liebesstandpunkt. **Da erblickte ihn sein Vater schon, als er noch weit weg war, und wurde von Mitleid ergriffen. Und er lief zu ihm hin, fiel ihm um den Hals und küßte ihn.** Hier ist nun etwas ganz Unerwartetes eingetreten. Dieses Erstaunliche besteht in einem Umtausch der Rollen. Nicht der Sohn eilt auf den Vater zu, um ihm reuig zu Füßen zu stürzen. Der läßt es gar nicht dazu kommen, sondern kommt ihm zuvor. Wie ist das möglich? Die durchaus natürliche Erklärung liegt im Wunder, das sich im Wechselspiel von Sünde und Gnade ereignet. Die Reue — nicht die falsche —, die einen verfehlten Plan rückgängig machen will, aus Gründen des entgangenen Vorteils, sondern die echte Reue — wird von der Gnade überholt, deren unbegreifliche, wunderbare Eigenschaft, daß sie nicht abwartet, damit an den Tag kommt. So sickernd und triefend ist ihre Art, daß die feinste Ritze, die sich öffnet, von der göttlichen Urpotenz sofort ausgefüllt wird. Woraus auch nur wieder die Seltenheit und Größe der echten Reue ersichtlich wird! Der Sohn ist sich dessen nicht bewußt, daß er seinerseits etwas Großes, Ungewohntes, Edles zu tun im Begriffe steht. Er ist nur darauf bedacht, nun wirklich die Erklärung, die er sich vornahm, abzugeben. **Und der Sohn sagte zu ihm: Vater, ich habe gesündigt vor dem Himmel und an dir. Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen.** In dramatischer Folgerung der hochgeladenen Lage unterbleibt nun, was nicht zu übersehen ist, jede Antwort des Vaters an den Sohn. Es bedarf einer solchen nicht, sie erübrigt sich. Der Lebenskreis, der gestört war durch den Austritt eines zugehörigen Mitgliedes, ist wieder *ganz geworden* (integriert). Das muß dem Lebenskreise sofort verkündigt werden, damit dieser sich dementsprechend verhält. **Aber der Vater sagte zu seinen Dienern: Schnell, bringt das schönste Kleid herbei und zieht es ihm an! Gebt ihm einen Ring an die Hand und Schuhe an die Füße! Bringt das gemästete Kalb herbei, schlachtet es — so wollen**

wir ein festliches Mahl abhalten! Weil dieser mein Sohn tot war und zum Leben zurückgekehrt ist! Er war verloren und wird wieder gefunden. Und sie machten sich daran, das Fest abzuhalten. Damit hat die Parabel das Gottverhältnis der menschlichen Seelenbindung dargestellt, die eigentliche *Religion*, was ja soviel als *Verbindung* heißt.

Es kommt nun aber noch die menschliche Seite dieser Verbindung zur Sprache. Was sagt der Gerechtigkeitsstandpunkt zum Liebesstandpunkte? **Es war aber der ältere Sohn auf dem Felde. Und als er heimkehrend sich dem Hause näherte, vernahm er Klänge und Reigen. Und er rief einen der Knechte heran und fragte ihn, was das wäre. Der aber antwortete: Weil dein Bruder kam, da schlachtete dein Vater das gemästete Kalb, weil er ihn gesund und wohl wieder hatte. Da ward er zornig und wollte nicht hineingehen.** Sittlich begreifliches, einwandfreies Verhalten, weil die Vernunft nicht anders folgern kann! In einer Weltauffassung jedoch, in der die Gnade miteingreift, verkörpert sich in diesem Vertreter der Selbstgerechtigkeit, die sich zurückgesetzt fühlt, der Lebensneid. Der symbiotische Kreislauf darf nicht seinen vollen Strom zurückerhalten, wenn nicht genau nach Gewicht und Stundenlohn die rechtschaffene Leistung abgewogen wird. Der *gerechte* Sohn beklagt sich also, daß ihm noch nie eine Auszeichnung für sein ordnungsgemäßes Verhalten zuteil geworden sei; sodann verurteilt er das unsittliche Benehmen seines Bruders, das nun in das Licht der *Sünde* rückt, weshalb er auch dem Vater sein unrichtiges Benehmen vorhält, weil es ein unsittliches Verhalten gutheißt und fördert: **Und nun kommt dein Sohn, der dein Hab und Gut mit Dirnen verpraßt hat, und du schlachtest ihm das gemästete Kalb!** Der Vater aber bleibt bei seinem unvernünftigen Jubel über den Sohn, der wieder da ist. Das ausschließlich sittliche Verhalten wird durch solche Willkür in seinen Grundsätzen stark erschüttert oder dann veranlaßt, sich dem religiösen Verhalten, das in einem freien Ermessen der Lebensmächte unter dem Trieb der Liebe zu den Angehörigen des Hauskreises sich äußert, als der höhern Zustandsform sich unterzuordnen. Als

Sünder steht infolgedessen zuletzt nun der ältere Sohn da, weil er, im religiösen Weltverhältnis, aus der natürlichen Bruderbeziehung herausgefallen ist.

Diese Lehre von der Wiedergewinnung von Gliedern, die dem Ganzen abhanden kamen, bildet die Grundlage der christlichen Gesinnung in ihrer unanfechtbaren Idealität bis auf den heutigen Tag. Jeder Individualismus ist an ihr seither zu Schanden geworden. Alle Angriffe der Philosophen auf das Christentum haben heute diese jesuische Lehre von der lebenvermehrenden Reue zum mittelsten Treffziele. Keinen religiösen Begriff hat Nietzsche so unerbittlich befehdet und ausnahmslos verwünscht wie die evangelische Forderung der Reue: „Niemals der Reue Raum geben, sondern sich sofort sagen: dies hieße ja der ersten Dummheit eine zweite zugesellen. Hat man Schaden gestiftet, so sinne man darauf, Gutes zu stiften". (Menschl.-Allzumenschliches II 323.) Dem Denker sind „Erfolg und Mißerfolg zuallererst *Antworten*. Sich aber darüber, daß etwas mißrät, ärgern oder gar Reue empfinden — das überläßt er denen, welche handeln, weil es ihnen befohlen wird, und welche Prügel zu erwarten haben, wenn der gnädige Herr mit dem Erfolge nicht zufrieden ist" (Fröhliche Wissenschaft 41). Folgerichtig und durchaus scharfsinnig bezeichnet Nietzsche denn auch Reue als „das ganz eigentlich *unphilosophische* Gefühl", weil sie durch die fixe Idee der Sünde jene krankhafte Indigestion, Reue genannt, möglich mache. „Man soll sich selbst nicht im Stich lassen unter dem Ansturz unerwarteter Schande und Bedrängnis", wonach dann Reue der Effekt eines *torpor intellectualis* wäre. Die von Jesus gelehrte Reue steht außerhalb jeder intellektueller Reflexion und Selbstbeurteilung. Wir glauben uns deshalb mit unserer Analogie des naturwissenschaftlichen Regenerationsphänomens besser beraten. Sie läßt sich nur aeonisch richtig verstehen, als völlig entspannte Hingebung an die ansaugenden Organe der kosmischen Prämisse, genannt: **der liebe Vater im Himmel.** Doch, freilich, meint Jesus, man soll sich selbst im Stiche lassen — gewiß nicht aus Angst vor Strafe, wohl aber in dem innigen Lebensgefühl der Bergpredigt: **Euer Vater im Himmel weiß ja, daß ihr dessen alles**

bedürfet. (Mt. 6, 32.) Reue ist Einstellung auf die göttliche Lebensgnade, die uns dann, wenn wir durch Auswahl zu diesem Erlebnis tauglich sind, in die großen aeonischen Vorgänge hinüberholt.

3.

Auf dem Hintergrunde der Regeneration als einer allgemeinen Naturerscheinung gewinnen einige Hauptworte der synoptischen Spruchsammlung ihr großes Leben. Im religiösen Gefühlskreise äußert sich das seelische Wiederherstellungsvermögen als Vollendungstrieb, und auf dem tausendjährigen Kulturboden der semitischen Prophetie nimmt dieser Vollendungstrieb das Gesicht der Reue an, die durch die Vergebung aus der Welt geschafft wird. Vergebung erwidert im Menschen die auf ihn zuströmende göttliche Gnade. In dem Maße, als ein Mensch in sich sein seelisches Teil ausgebildet hat zu einem tauglichen Organ für den Empfang der göttlichen Gnade, in dem Maße findet der in ihm wohnende Vollendungstrieb zu seiner Entfaltung die Bahn frei. Vergebung — also nicht Gebet oder sonst ein bewußter Umgang mit Gott, sondern ein den göttlichen Willen äußernder Umgang mit den Menschen als den Brüdern ist somit die menschliche Seite wahrer Religionsvorgänge. Gott wird gebeten, uns zu vergeben, damit wir imstande sind, die Mitmenschen unserer Vergebung teilhaftig werden zu lassen. In der vergebenden Funktion der Menschenseele tritt die Wirkung der göttlichen Gnade in Erscheinung. Wie ist das alles doch bei Jesus noch so sehr viel schlichter als nachher bei Paulus und diesem nach in der kirchlichen Dogmatik! In deren Sinne kennt Jesus noch keinerlei Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung, die in dem Rufe gipfelt: **So kennen wir denn von jetzt an niemanden mehr fleischgemäß** (d. h. unter menschlichen Bedingungen) — **wenn wir auch gekannt haben fleischgemäß Christus, so verläuft unsere Erkenntnis doch nicht mehr in dieser Richtung. Deshalb — wer immer in Frage steht — in Christus sein heißt ein neues Geschöpf sein. Das Alte ist vergangen, siehe, neu ward es. Dieses neue Allsein stammt von Gott, der uns mit sich durch Christus versöhnt und uns den Dienst der Versöhnung gegeben hat, weil Gott in**

Christus die Welt versöhnend in Ausgleich mit ihm selbst brachte, da er denen von der Welt ihre Uebertretungen nicht anrechnet und in uns das die Versöhnung betreffende Wort gelegt hat. Zugunsten Christi (als Versöhner) **leisten wir deshalb Gesandtendienst, als ob durch uns Gott mahne. Zugunsten Christi bitten wir: laßt euch versöhnen mit Gott!** (2 Cor 5, 16—20). Hier stehen wir auf einem gänzlich andern Plane als bei Jesus. Die paulinische Mittlermystik, die wir vor uns haben, ist nur ein Teil jener gesamten Heilslehre, die auf einer ewigen Wanderung von Ost nach Westen in Indien mit dem Brahman begann, sich in Buddha vertiefte, sich in Mysterienreligionen verbarg, auch auf jüdischem Boden den Jenseitsglauben erzeugte und schließlich noch auf das urchristliche Jesusandenken eben den Erlösungsgedanken als ein jenem vollständig fremdes Reis aufpfropfte. Hätte man dem irdischen Jesus seine Sendung als eine Erlösung bezeichnet, die er bringe, so hätte er das bestimmt abgelehnt und dafür behauptet, er bringe die Vergebung. Die Erlösungsbitte des Vaterunser: **Und erlöse uns vom Bösen** (Mt 6, 13) hat er nicht gesprochen; die Urgemeinde hat sie ihm aus ihrer Mittlerdogmatik historisch zu Unrecht beigelegt. Das menschliche Verhalten hat Jesus auf äußerste Schlichtheit beschränkt, weil er gar nichts will als Gottes Reich und Willen — in der kurzen und echten Fassung des Vaterunsers bei Lukas: **Vater, geheiligt sei dein Name! Kommen soll dein Reich! Brot gib uns täglich so viel wir brauchen! Und vergib uns unsere Sünden, denn dafür vergeben wir selbst dem, der uns schuldet! Und lass uns nicht in Anfechtung fallen!** (Lk 11, 3 f.). Von so einfacher Beschaffenheit ist die Seele des Jesus, daß sie mit diesen fünf Bitten umspannt ist. Diesem Schulgebet vom **Vater,** das er auf Wunsch der Seinen dem Jüngergebet des Täufers entgegenstellte, folgt bei Lukas die fabelhafte Uebertreibung des rücksichtslos zudringlichen Freundes (Lk 11, 5—8); bei Matthäus heißt es lehrhafter: **Denn wenn ihr den Menschen ihre Fehler vergebt, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebt, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben** (Mt 6, 14 f.). Die Bauernlogik des alten Gesetzes, der Vergeltungsmaßstab des *Wie du mir, so*

ich dir! ist mit Selbstverständlichkeit in den innersten Kern des Verkehrs mit Gott verlegt. Jedenfalls gilt es Jesus mit dieser Forderung heiligsten Ernst. Eben sie muß, in ihrem Wesen einer Forderung, besonders unerbittlich klingen. In echter Religion wickelt sich die göttlich menschliche Gegenseitigkeit ab mit genau derselben Präzision, mit der auf einer richtig gehenden Wage die Verteilung der Gewichtsteine auf die beiden Schalen das in Betracht fallende Kräfteverhältnis in seinem gegenwärtig vorhandenen Stande anzeigt. Um zu wirken, sieht sich Gnade angewiesen, auf den Grad und den Wert der Reue, mit der sie auf Seite des von ihr ins Auge gefaßten Menschen (oder auch Volkes) zu tun hat. Daher die vorbehältliche (konditionale) Art der Aussage in so manchen Jesusworten: **Bei niemand in Israel habe ich solchen Glauben gefunden** (Mt 8, 10). **Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel** (15, 24). **Wenn in Tyrus und in Sidon die Wunder geschehen wären, die bei euch geschehen sind** (Mt 11, 21). Die göttliche Gnadenwahl ist also eine Verhältniswahl — ihre Wirkung hängt von der Neigung und Fähigkeit des in Frage kommenden *Berufenen* ab. *Auserwählt* wird auch ein Berufener erst, wenn sein seelischer Zustand der sich ihm zuneigenden Gnade mit der erforderlichen Aufnahmeempfänglichkeit antwortet. Dazu trägt dann freilich der gute Wille des Aufgerufenen das wenigste bei. Die entscheidende Empfänglichkeit hat sich, wie ein Ackergrund, außerhalb seines eigenen Zutuns gebildet oder nicht gebildet. Selbst wenn er Reue aufzubringen meint, hängt es immer noch nicht von ihm ab, ob das Angebot der Gnade in ihm aufsprießen kann. Darum ist es auch mit der Reue eine so ernste, herzbeklemmende Angelegenheit, weil niemand, ehe die Früchte es beweisen, vorher wissen kann, ob er eine unzugängliche (bloß ethische), oder eine ausreichende (metaphysisch anschlußreife) Reue anzubieten vermag.

So leicht nämlich die Erkenntnis, so ungeheuer schwer die Tat: **Gehet ein durch die enge Pforte; denn weit ist die Pforte und breit der Weg, der zum Verderben führt, und viele sind, die da hineingehen; aber eng ist die Pforte und schmal der Weg, der zum Leben führt und wenig sind, die ihn finden** (Mt 7, 13 f.). Aber es

darf keine Mühe gescheut, keine Rücksicht genommen werden. **Wenn dich aber dein rechtes Auge ärgert, so reiß es aus und wirf es von dir. Denn es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verloren gehe, statt daß dein ganzer Leib in die Hölle geworfen werde** (Mt 5, 29). Schon in der Bergpredigt herrscht dieses Hauptthema von der Vergebung vor; es krönt auch die Entscheidung zu Jerusalem. Nach der Tempelsäuberung fordert Jesus von den Jüngern den Vergebungsglauben. **Habt Glauben an Gott! Wahrlich ich sage euch, wer da zu diesem Berge sagt: Hebe dich weg und wirf dich ins Meer — und zweifelt nicht in seinem Herzen, sondern glaubt an die Erfüllung dessen, was er sagt, dem wird es geschehen. Deshalb sage ich euch: Alles, was ihr betet und bittet — glaubet, daß ihrs empfangen habt, so wird es euch zuteil werden. Und wenn ihr steht und betet, so vergebt, wenn ihr etwas gegen jemanden habt, damit euch euer Vater im Himmel auch eure Uebertretungen vergebe** (Mk 11, 22b—25). Nach Jesus ist der Verkehr mit Gott dann echt und wahr, wenn er einen vollkommenen Hausfrieden darstellt in diesem schönen und guten Hausraume der Welt, der aber von den satanischen Mächten nicht in Ruhe gelassen wird. Jeder falsche Sinn, der sich einmischt, hat das Schicksal des tückischen Friedensbrechers zu gewärtigen. Wahrhaft großartig ist das im Gleichnis vom ungetreuen Haushalter veranschaulicht: der Schalksknecht tut einen Fußfall um Schulderlaß — mit Erfolg, geht aber hin — er, der soeben noch mit Weib und Kind fast als Sklave verkauft worden wäre, um die zehntausend Talente zu sühnen — und läßt seinen Mitknecht wegen einer Kleinigkeit von hundert Denaren pfänden und türmen. Im eigenen Genusse der Vergebung verweigert er grausam den Strafaufschub dem Kollegen, der ihm ebenso kniefällig Bezahlung versprochen hat als er vorher seinem Herrn. Dem Herrn nun wird das hinterbracht. **Da ließ ihn sein Herr kommen und sprach zu ihm: Du gemeiner Knecht! Deine ganze Schuld habe ich dir erlassen, weil du mich darum batest! Hättest du nicht auch Mitleid haben müssen mit diesem Mitknecht, wie ich Mitleid mit dir hatte? Und voll Zorn übergab ihn sein Herr den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt hätte. So wird euch mein himmlischer Vater auch tun, wenn**

ihr nicht von Herzen ein jeder seinem Bruder vergebt (Mt 18, 23—35). An einem ausgeschnittenen Einzelbeispiel versinnbildlicht sich der apokalyptische Gotteszorn, den der Täufer verkündet hatte. Nur wer dem Bruder vergibt, wie ihm selbst Gott vergibt, entrinnt der Vernichtung im Endgericht. Glaube ist Bitte im Gebet, daß man dieser Vernichtung entgehe.

Die Versöhnung des Menschen mit Gott bei Paulus ist etwas gänzlich anderes als diese von Jesus vor allem andern anbefohlene Versöhnlichkeit gegen die brüderlich geliebten Mitmenschen. Statt einer solchen mittlerischen Metaphysik, wie die paulinischen Briefe sie enthalten, verkünden die drei ersten Evangelien als die für den Genuß göttlicher Gnade entscheidende Lebenshaltung des Menschen einfach dieses: **Wenn aber dein Bruder fehlt, so gehe hin und weise ihn zurecht unter vier Augen; hört er dich, so hast du einen Bruder gewonnen. Hierauf trat Petrus herzu und sagte zu ihm: Herr, wie oft kann mein Bruder gegen mich fehlen, und ich soll ihm vergeben? Bis siebenmal? Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir, nicht bis siebenmal, sondern bis siebenzig mal siebenmal** (Mt 18, 15. 21 f.). Jesus kennt keine Heilslehre mit magischer Wirkung, und so verkündet er selber auch nicht die Erlösungsreligion, die sich später an sein Erdenwallen knüpfte. Und von der Welt aus dem Dasein ins Nichtsein des Nirwana erlösen wie Buddha — auf diesen ausgepichten Gedanken verfiel er schon gar nicht. Dafür schafft er eine Lebenslehre, die nichts anderes voraussetzt als die friedliche und unschuldsvolle Symbiose der Urreligion. Er hat den Rückweg eingeschlagen auf der Straße der Propheten, bis er wieder beim primitiven Glaubenszustand unmittelbarer Gottverbundenheit anlangt. So wußten sich einst die Beduinen von Kadesch-Barnea mit ihrem Jahwe in der Lade eins. Nur dieses Angewiesensein auf den Bruder, mit dem man denselben Gott zum Vater hat, kann als Grundlage für ein richtiges Bild der synoptischen Jesusreligion in Betracht fallen. Die Sekte scharte sich um Jesus wie ein primitiver Wüstenstamm um ihren Scheich. Um sie herum gähnte aber auch die Wüste — freilich diesmal auf dem seelischen Plane. Und die Rettung? Der Naturgedanke der Wiederherstellung! Ganz werden in Gott;

denn Mensch sein ist eine bloße Halbheit! Was ist denn natürlicher und gefällt unserm Gott besser als das im Zusammenleben nahegelegte Bruderverhältnis mit allen Kräften zur Vollkommenheit treiben! **Die Sonne nicht untergehen lassen über euerem Zorn** — ehe es Abend wird, zum Bruder laufen, daß er uns nicht länger böse sei, da ja doch **Gott seine Sonne aufgehen läßt über die Bösen und die Guten** (Eph 4, 26. Mt 5, 45) und damit den Eigenwillen brechen, auf daß *der Wille Gottes geschehe auf Erden*! Uebt Vergebung, indem ihr *eine Gesinnung der Reue* in euch obenaufkommen läßt, dann widerfährt euch *die Gnade, daß ihr Söhne eines göttlichen Vaters seid*! So und nicht anders klang die *frohe Botschaft*, aus der die Urgemeinde die von Jesus vorgetragene Lehre bildete. Und nochmals: eine Heilslehre war es nicht, weil sie keinem grüblerischen Sinnen entsprang. Es war eine aus dem natürlichen und unversehrten Weltgefühl gewonnene, ursprüngliche Lebenslehre. Nicht eine neue Schöpfung, wozu denn? Wohl aber die alte Gottesschöpfung ganz!

DRITTER ABSCHNITT.

Der Kampf für den Sieg Gottes auf Erden.

Mit dieser seiner schlichten Lebenslehre war Jesus alles, nur nicht ein sanfter Träumer. Wir dürfen ihn uns mit dem scharfen, arabischen Profilschnitt des edlen Semiten vorstellen — von hohem biegsamem Wuchs, mit schwarzen Augen, an denen das Weiße unheimlich aufblitzt, wenn sie rollen! Er gehörte jener ersten Gruppe der Lichtreligionen an, die sich um die Verehrung eines göttlichen Weltherrschers herum bilden. Der irdische Jesus hätte — wäre er als Leser des auf ihn sich beziehenden neutestamentlichen Schrifttums denkbar — es gar nicht verstehen können, daß mit dem apostolischen und nachapostolischen *Kyrios Christos* er selbst gemeint sei!

1.

Wie Jesus nicht Ethik selber lehrte, weil er nämlich sehr viel mächtiger ein ungeheures Ethos in sich darstellte, so lehrte er

auch keinerlei Wunderglauben. Hier haben wir uns um die Voraussetzungen zu kümmern, die zu einem solchen Wundertun damals wie heute dem menschlichen Organismus auferlegt sind. Wunder geschehen dann oder, vorsichtiger gesagt, wirkliche Geschehnisse gelten uns Menschen dann wunderbar, wenn der kausal vorauszusagende Naturablauf sich gegen alles Erwarten verändert, weil er durch eine nicht physikalische Kraft entweder auf kurze Zeit unterbrochen oder von einer unbekannten Zustandsart abgelöst und in der bisherigen Form ausgeschaltet wird. Man wird vernünftigerweise von der synoptischen Ueberlieferung über die von Jesus getanen Wunder nicht haarscharfe Angaben im Sinne einer exakten Messung erwarten. Vielmehr ist es an uns, solche an sich kostbaren Mitteilungen, mit denen aber das, was sich früher allein Wissenschaft nannte, nichts anzufangen vermochte, nun unserer wesentlich geförderten Einsicht entsprechend auch im Sinne einer durchaus möglichen Bejahung zu würdigen. Da heißt es aber, soll sachlich vorgegangen werden, nicht zuerst: tat er Wunder oder nicht? sondern: welche Anlagen weist sein Charakter auf, um vor der Nachwelt vor allem als wundertätiger Heiland dazustehen?

Wenn wir an Jesus archaische Merkmale der Religionshaltung glauben nachgewiesen zu haben, wenn wir in der Tat fest überzeugt sind, daß er konservativen Neigungen in hohem Grade nachgegeben hat und sich als Kind des göttlichen Vaters vor allem als Kind einer glorreichen Vergangenheit seines Volkes und vielleicht auch seines eigenen Herkommens fühlte, wenn wir endlich gar noch sein Fehlen jedes eigentlichen Erkenntnisstrebens und seinen Verzicht auf jede Geistesbetätigung im engeren Sinne einer ausgepichten Intellektualität dazu nehmen, so muß also diese von ihm erlebte Eschatologie eine Zukunftserwartung mit rückgewendetem Gesicht gewesen sein. Zu einer ideologischen Fortschrittsbewegung, wie sie noch der Täufer mit seinem ethischen Reinigungssakrament der Wassertaufe oder später die Machtentfaltung des Islams darstellt, fehlte Jesus sowohl das ausgesprochene Interesse am sittlichen Ziel als auch das Verlangen nach einer Befriedigung von Machtgelüsten. In seiner apokalyp-

tischen Ueberzeugung schlug eine mächtige Lebensunruhe und seelische Erregung auf — aber hier nun wirklich als das Gleichgewicht der ungeheuren Wage, wie ein Dichter unserer Zeit die unvermeidliche Scheitelung eines schöpferischen Lebensgefühls zwischen Vergangenheit und Zukunft nennt. Er, dem sich sein kommendes Reich öffnete mit Moses und Elias zur Seite, der in Gesetz und Propheten heimisch war, um es in ihrer Kenntnis mit allen Schriftgelehrten aufzunehmen, er war in seiner Seele bis zum Rande mit hoher Ahnung und heftiger Erwartung erfüllt, weil er nach den praktischen Obliegenheiten des Daseins, die bei einem antiken Menschen, der auch Jesus war, sich weniger an der Oberfläche vollzogen als heute bei uns, untertauchen konnte in die Dämmerung des magischen Erlebens.

Da ist zuerst die Versuchung in der Wüste. Sie kommt für uns nur übertragen in Betracht. Aber daß die Urgemeinde sie hier einschob — nach dem Taufempfang und vor Beginn der eigenen Wirksamkeit, läßt vermuten, sie habe sich von einer geschichtlichen Erinnerung leiten lassen. Um diese Annahme zu entkräften, wie man längere Zeit der Meinung war, reicht der Hinweis auf die indische Parallele nicht aus. Und der Ueberzug alttestamentlicher Zitate (Mt 4, 4b. 6b. 10b. Lk 4, 4b. 11, 8b.) läßt sich ebenfalls ohne Sinnbeschädigung ablösen. **Und gleich stieß ihn der Geist in die Wüste. Und er war in der Wüste, vom Satan versucht — und er war mit den Tieren, und die Engel dienten ihm** (Mk 1, 12f.). Dieser Bericht fordert die Kritik nicht heraus, sobald sie sich klar ist, wie er gedeutet sein will. Worin bestand die Versuchung? Nahe liegt es, an einen innern Konflikt bei Jesus zu denken, ob er nicht zur Entfaltung der eigenen Wirksamkeit sich einer *Tracht* bedienen sollte. Simon, dem Magier in Samarien, sagt Lukas den Zaubererberuf nach, ja er sei selbst als verkörperte *Gotteskraft* aufgetreten: **Es war nun ein Mensch genannt Simon in der Stadt zugegen, der übte Magie und verblüffte das Volk von Samarien — er gab sich für jemand großer aus. Sie hörten ihn alle, Groß und Klein, und sprachen: Das ist die Gotteskraft, die man die Große nennt. Und sie hörten ihn an, weil er sie**

ziemlich lange mit seinen Zauberkünsten verblüfft hatte (AG 8, 9—11). Auch Jesus hat sich in der Einsamkeit Zweifeln ausgesetzt gesehen, ob er in seiner Ausübung des religiösen Berufes nicht der magischen Gewalt dienen wolle, damit er herrsche: **Der Versucher nahte sich ihm und sagte: Bist du Gottessohn, so sage zu diesen Steinen, sie sollen Brot sein! Darauf führte ihn der Teufel in die heilige Stadt und setzte ihn auf dem Zinnensims ab und sagte zu ihm: Bist du Gottessohn, so stürze dich in die Tiefe! Abermals entführte ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg, er zeigte ihm alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sagte zu ihm: Das alles will ich dir geben, wenn du dich mir zu Füßen wirfst und mich anbetest. Da sagte ihm Jesus: Hinweg, Satan!** (Mt 4, 3, 5, 8f. Lk 4, 3. 9. 5.). Sicher ist, daß Jesus in seinen weiteren Handlungen nicht das geringste Interesse an den Schauplätzen weltlicher Macht zeigt. Nie ist in den synoptischen Berichten die Rede von dem architektonischen Prunk der regierenden Dynastie, von den Palästen, Theatern, Hippodromen, die Herodes der Große und seine Nachfolger in Jerusalem und in ihren Provinzresidenzen errichteten. Unter ihm sah Jerusalem einer hellenistischen Königsstadt gleich und erlebte die Architektur seines Landes einen Aufschwung. Luxus und Prunkliebe des öffentlichen Lebens blendeten auch um Städte herum, in deren Nähe Jesus kam. An diesem Vergleiche mag klar werden, warum Jesus so gar nichts mit Savonarola zu tun hat, der vielmehr ausschließlich in der Linie des Täufers liegt! Die ostjordanische Tetrarchenstadt Cäsarea Philippi, in deren Nähe ein großes inneres Begebnis mit seinen Anhängern verlegt wird, (Mk 8, 27. Mt 16, 13. Lk 9, 18), betritt er nicht. Aehnlich verhält er sich in der Hauptstadt: **Und als er aus dem Tempel trat, sagte zu ihm einer seiner Jünger: Meister, sieh doch, was das für Steine sind und was für Bauten!** (Mk 13, 1. Mt 24, 1. Lk 21, 6 knüpft er daran die Weissagung vom Untergang des Tempels.) Lukas schließt die Versuchungsgeschichte mit der nur ihm gehörigen Bemerkung: **Und als der Teufel seine Verführungskunst erschöpft hatte, ließ er für einige Zeit von ihm ab** (Lk 4, 13). Die Urgemeinde hätte danach angenommen, daß auch späterhin Jesus vor der Möglichkeit

stand, seine Zuflucht bei der Anwendung magischer Gewalt zu suchen. Was ihn davor bewahrte, sich wie ein Faust der *Magie* zu ergeben, war sein Ebionitismus, der jede Anwandlung zu menschlicher Ueberheblichkeit unten hielt; denn jeder Träger magischer Mächte kommt nicht ohne Verachtung seiner Gläubigen aus. Außerdem aber sah Jesus sich noch vom Gefühl der Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Irdischen davon abgehalten, dem Laufe der Natur seinen Willen aufzuzwingen.

In dieser Beleuchtung erklären läßt sich außerdem die Verfluchung des unfruchtbaren Feigenbaums. **Und am andern Tag, als sie von Bethanien herauskamen, hungerte ihn. Und da er von weitem einen Feigenbaum sah, der Blätter hatte, kam er sehen, ob er etwas daran fände; und als er herzukam, fand er nichts als Blätter; denn es war nicht die Zeit der Feigen. Und er sprach ihn an und sagte zu ihm: Daß nur niemals jemand Frucht von dir esse! Und seine Jünger hörten die Verwünschung** (Mk 11, 12—14. Mt 21, 18f.). **Auf der Stelle verdorrte der Feigenbaum** sagt Matthäus (Mt 21, 18b), während Markus, bei dem der Vorgang auf zwei Tage verteilt ist, uns erst die Tatsache entdecken läßt: **Und als sie in der Frühe vorbei kamen, sahen sie den Feigenbaum von den Wurzeln aus verdorrt. Und Petrus erinnerte sich und sprach: Meister, siehe der Feigenbaum, den du verflucht hast, ist verdorrt** (Mk 11, 20 f.). Daran schließt Markus, ohne inhaltlichen Uebergang, die kurze Kernforderung, an Gott zu glauben mit Gebet und Vergebung (Mk 11, 22—25). Bei Matthäus blieb wenigstens eine Spur der Verbindung: **Wenn ihr Glauben habt und nicht zweifelt, so werdet ihr nicht allein das tun, was nun dem Feigenbaum geschah** (Mt 21, 21b). Für den Ausfall dieser Begegnung des Jesus mit einem Feigenbaum entschädigt Lukas durch ein erstes Gleichnis vom Feigenbaum, das merkwürdigerweise unmittelbar auf die Pilatusanekdote von dem ins vielleicht heidnische Opfer gegossenen Galiläerblut und das Turmunglück von Siloah folgt. Inhalt: der Gärtner bittet, den unfruchtbaren Feigenbaum nicht jetzt schon umzuhauen, sondern ihn noch einen Sommer zu schonen, damit er sich bewähren könne (Lk 13, 6—9). Und dann bringen symphonisch alle drei Synoptiker gleich-

lautend das zweite Gleichnis vom Feigenbaum — ein Gedicht:

Wenn seine Zweige bereits zart werden
Und Blätter treiben,
Dann wißt ihr: nun steht der Sommer bevor —
Also ihr, wenn ihr die Dinge herankommen seht —
Wißt ihr — er steht bevor, vor den Pforten.
(Mk 13, 28 f. Mt 24, 32 f. Lk 21, 29—31 a).

Lukas löst auf: **Wißt ihr — das Reich Gottes ist nahe** (Lk 21, 31 b). Ein großer Gedanke krönt da die zahlreichen Erwähnungen des Feigenbaums durch die Synoptiker — die feste, aber dann getäuschte Zuversicht: Jetzt steht die Ernte bevor — jetzt erfüllt sich die Enderwartung. Erntezeit bedeutet: Reichsanbruch!

Der Gruß an Nathanael im vierten Evangelium: **Ehe Philippus dich rief, sah ich dich unter dem Feigenbaum** (Joh 48. 50) liefert einen weitern Beleg; der Feigenbaum ist die am meisten hervortretende Pflanze in der evangelischen Ueberlieferung. Das alttestamentliche Bürgerideal malt sich gern in der Ruhebank **unter dem Feigenbaum und Weinstock** (1 Kön 4, 25. 2 Kön 18, 31. Mi 4, 4. Sach 3, 10). Er kann mit seinem glatten Stamm Haushöhe erreichen. Für die Jesus zugeschriebene Begebenheit wäre an eine kleinere Pflanze zu denken, immerhin an eine so ausgewachsene, daß von ihr Früchte zu erwarten waren. Ihre Verwendung in Erzählung und Parabelrede taucht mit der Verwünschung hinunter bis in die okkulte Sphäre. Die Urgemeinde erzählte sich, Jesus habe zur Zeit der höchsten innern Anspannung, nämlich vor und nach der Tempelreinigung, einen Feigenbaum behext. Und so haben dann die beiden ersten Evangelisten uns ein Schulbeispiel vom aktiven Schädigungszauber, ausgeübt gegen eine Pflanze mit Jesus zum Urheber, aufbehalten, das allen Anforderungen der betreffenden volkskundlichen Rubrik entspricht. Damit wäre Jesus in die magischen Kreise hineingestellt, freilich nur an deren Rande und auf einen Augenblick. Historisch möchten wir das so deuten, daß er in seinem engen Zusammenleben mit dem Volke auch eben mit den Ueberresten ehemals heidnischer Flurkulte in Berührung geriet und dies für ihn selbst, der zur Natur etwa so stand, wie die Flur- und Schöpfungspsalmen (Ps. 23. 104), so

selbstverständlich fand, daß er sich gar keine Gedanken darüber machte, seine magnetische Kraft hauchend oder mit den Händen streichend gegen einen Baum zu wenden, der ihm, dem Hungernden, auf dem an diesem Tage die Weltentscheidung über den Reichsanbruch lag, die Speise schuldig blieb. Nicht von ungefähr ist das Motiv des Feigenbaums im Jesusandenken der Urgemeinde mit nur zerklüfteten Ansätzen auf uns gelangt. Schwer beschäftigt in seiner religiösen Beziehung hat das Symbol des Feigenbaums wohl nicht nur die Sammler der Erinnerungsstücke, sondern vermutlich auch Jesus selbst. In den dionysischen Flurkulten Vorderasiens mochte auch einst Hadad Rimmon oder Adonis-Tammuz wie allgemeiner Baumgott (Dendrites), Kisseus (Epheu) oder Anthios (Allerblumengott), so auch Gott des Feigenbaums (Sykites) gewesen sein. Der völligen Judaisierung ist Galiläa erst spät erlegen. Bis ins zweite Jahrhundert war es seit Prophetenzeiten nie etwas anderes als bloß Diaspora der Jahwereligion gewesen. Im Jahre 57 vor Chr., nicht früher, wurde es durch Errichtung eigener Synedrien kirchenpolitisch selbständig. Es blieb für den Feigenbaum in der Volksauffassung der heimatlichen Flora die besondere Betonung zurück, von der sich in den erwähnten synoptischen Stellen eine nicht zu übersehende Spur meldet. Wenn Jesus freilich einen Feigenbaum im Fluche entseelt, so handelt er so unheidnisch und altprophetisch wie möglich — die Erzählung braucht wirklich nicht deshalb unecht zu sein, weil Jesus Feigen suchte, als **nicht die Zeit der Feigen war** (Mk 11, 13b). Auf Winterfeigen (Phaggim) konnte auf Ostern schon gerechnet werden. In einem gewissen nachwirkenden Bann des alten Baumkultus stand Jesus unbewußt, und er hätte seine Wachstumsgleichnisse kaum so urwüchsig außerhalb jeder Stubenluft gestaltet, wäre nicht sein göttlicher Vater auch auf seine Weise *phytalmios*, nämlich ein Gott des Wachstums, gewesen! Ein nachexilisches Orakel sagt, früher habe Jahwe Naphtali und Sebulon gering geschätzt, aber in der Folgezeit bringe er das Galiläa der Heiden zu Ehren (Jes 8, 23). Matthäus (4, 15) erinnert sich dieses Spruchs zu Beginn von Jesu Auftreten.

2.

Daß Jesus magisch erlebte, geht unzweideutig aus seinen Heilungen hervor; denn er legte dazu die Hände auf. **Warum sind die Wunder so groß, die durch seine Hände geschehen?** (Mk 6, 2 b) — so lautete die Tagesfrage, als er sich von der eigenen Familie und seinen Mitbürgern frei machte. Die am meisten typische *Heilung* vollzog sich so: **Er befand sich zum Lehren in einer Synagoge am Sabbat, und es war eine Frau zugegen, die seit achtzehn Jahren an Schwachheit litt, sie war gekrümmt und konnte sich nicht völlig aufrichten. Aber, sobald er sie erblickte, rief sie Jesus und sagte zu ihr: Frau, du bist befreit von deiner Schwachheit. Und er legte ihr die Hände auf. Alsbald richtete sie sich auf und erwies Gott die Ehre** (Lk 13, 10—13). Er war auch für die Ausübung dieser besondern Heilweise bekannt: **Es kam ein Synagogenvorsteher an, namens Jairus, der, sowie er ihn sieht, ihm zu Füßen fällt, gar sehr fleht und spricht: Meine kleine Tochter liegt am äußersten. Komm, um ihr die Hände aufzulegen! — damit sie gesund werde und lebe!** (Mk 5, 22 f.). **Und man brachte ihm einen Taubstummen und bat ihn, ihm die Hände aufzulegen. Und als er ihn beiseite aus der Menge gezogen hatte, legte er ihm die Finger in die Ohren und aushustend berührte er ihm die Zunge; mit einem Blick gen Himmel seufzte er auf und sagte zu ihm: Effata — das heißt: Tu dich auf. — Und seine Ohren öffneten sich, und das Band seiner Zunge riß, und er sprach richtig** (Mk 7, 32—35). Aehnlich verlief eine Blindenheilung: **Und sie kamen nach Bethsaida. Und man führte ihm einen Blinden zu und bat ihn, ihn zu berühren. Und er nahm die Hand des Blinden, führte ihn vor den Flecken hinaus, und nachdem er ihm auf die Augen gespuckt hatte, fragte er ihn unter Auflegung der Hände: Siehst du etwas? Und indem er blickte, sagte er: Ich sehe die Menschen. Ich sehe sie, wie die Bäume, die gehen. Und wiederum legte er ihm die Hände auf die Augen, und der Mensch blickte, und er fand sich geheilt, und er sah alles deutlich unterschieden. Und Jesus sandte ihn nach Hause, sprechend: Geh nicht in den Flecken hinein!** (Mk 8, 22—26). An andern Stellen ist die Handauflegung nicht ebenso unbestreitbar ausgesprochen, scheint aber ebenfalls

vorausgesetzt. Wenigstens langt Jesus öfters nach der Hand des Kranken: **Und vom Mitleid ergriffen, die Hand ausstreckend, berührt er ihn und sagt zu ihm: Ich will es, sei rein!** (vom Aussatz) (Mk 1, 41. Mt 8, 3. Lk 5, 13). Oder der Kranke muß ihm die Hand hinhalten: **Und er sprach zum Menschen** (mit der abgestorbenen Hand): **Strecke deine Hand aus! — und er streckte sie aus, und seine Hand war wieder hergestellt** (Mk 3, 5. Mt 12, 13. Lk 6, 10b). Als Jesus allein im Beisein der Eltern vor dem entseelten Töchterchen des Jairus stand: — **und, die Hand des Kindes nehmend, sagte er zu ihm: Talitha kum — das bedeutet: Mädchen, ich sage dir, erhebe dich! Und alsbald erhob sich das junge Mädchen und sie lief. Denn sie war zwölf Jahre alt, und sie wurden auf der Stelle von großem Erstaunen befallen** (Mk 5, 41 f.). Ebenso nimmt Jesus dem epileptischen Knaben **die Hand, läßt ihn sich erheben und er richtete sich auf** (Mk 9, 27). Bezeichnend ist auch die allgemeine Bemerkung: **Und er konnte da** (in seiner eigenen Heimat) **kein Wunder verrichten, es sei dann, daß er einigen Kranken die Hände auflegend, sie heilte, und er war überrascht von ihrer Ungläubigkeit** (Mk 6, 5). Unabsichtlich, also ohne jede ausgesprochene Tendenz, Jesus einer besonderen Heilweise zuzuteilen, tritt doch diese Bezeichnung, er habe die Handfläche dem Kranken angenähert und sich mit dessen Händen zu schaffen gemacht, in den Vordergrund der Berichte. Danach hätte Jesus als Heiland Magnetopathie getrieben.

Gegen Ende des Jahres 1926 sind die uralten Aussagen von einer Kraftausstrahlung durch angenäherte Handflächen mit Erfolg dem Beweis durch das physikalische Experiment unterstellt worden. Der Leiter des Röntgeninstituts in Bern prüfte das von einem Nervenarzt in Lausanne vorgelegte photographische Aufnahmeverfahren der bei völliger Finsternis *strahlenden* Handflächen nach. Im Zusammenhang mit dem physiologischen Erkenntnisstande, der die Fragestellung nach der Realität magnetischer Strahlung angehört, stellte er fest, daß in restloser Dunkelheit ein warmes Glas auf der Bromsilberschicht der Platte eine Veränderung hinterließ durch Abdruck des Gefäßbodens, genau wie eine Belichtung. Um aber Strahlen auf der

finstern Platte einzufangen oder hervorzurufen, mußte eine Erschütterung des Gegenstandes durch ein in Gang gesetztes Uhrwerk mit hinzukommen. Die Spannung des Forschers stand auf dem Höhepunkt, als er über den Wärmebehälter noch seine gehende Weckeruhr stülpte. Als er die Platte nach 30 Minuten fixierte, sah er die ersehnten *magnetischen* Strahlen. Denn jetzt war auch der animalische Magnetismus auf chemisch physikalischem Wege in seiner Wirklichkeitseigenschaft erwiesen. Die Blutwärme hätte nur die Silberschicht im Umrisse der Handfläche mit einem helleren Flecken versehen; daß aber auf einer solchen Effluviographie die finster aufgenommene Handfläche tatsächlich reiche Strahlenbündel gleich dichten Pelzbüscheln aussendet, das hat zur Ursache, daß unser säugetierisches Blut nicht nur warm ist, sondern auch sich im rhythmischen Umlauf befindet, der durch den Herzstoß erzeugt und überdies durch die Furchen und Windungen der Hirnoberfläche mit beeinflußt wird . . .

Jesus legt die Hände auf wie nach den Denkmälern der Sammlungen der Anubispriester seine Handflächen auf das Sonnengeflecht und das Herz der Mumie legt, oder der Offiziant einige großstromige Passen ausübt (vom Kopf bis zum Sonnengeflecht) an einem Patienten, der, auf einem Schemel sitzend, in einem Zustand völliger Entspannung, die Handflächen auf dem Knie, den um den Kopf verlängerten Oberkörper zwanglos der Rücklehne des Thrones überläßt. Und ähnlich wie auf einer Seite Synoptiker, heißt es auf einem thebischen Papyrus: **Lege deine Hände dem Kranken auf und sag ihm, sein Schmerz vergehe.** Oder im Totenbuch: **Ich lege dir die Hand auf, Osiris** (mit einem Beinamen), **für dein Wohl, auf daß du lebest.**

Heilend wie Jesus, gingen in allen Ländern bedeutende Volksmänner durch die Antike, im Zusammenhang mit der Vorstellung von dem großen seelischen Kräftestrom, der über der Welt wie ein Gürtel schwebt. Auch bei ihm hat es den Anschein, als dächten ihn diejenigen, die bei ihm Heilung suchen, im Besitze des *Mana*, das durch Berührung von ihm abgezapft werden kann, so in der Geschichte vom Weib mit dem Blutverlust seit zwölf Jahren: **Sie brachte es in der Menge dazu, seinen Mantel zu berühren.**

Denn sie sagte sich: Wenn ich nur seine Kleider berühre, werde ich geheilt sein. . . Und im selben Augenblick wendete sich Jesus, da er aus sich selbst die Kraft entweichen spürte, gegen die Menge und sprach: „Wer hat meine Kleider berührt?“ Und seine Jünger sagten ihm: Du siehst doch, wie dich die Menge drückt und sagst: Wer hat mich angerührt? Und er schaute um sich, um endlich die zu finden, die das getan hatte. Aber die Frau, erschrocken und bebend, war sich bewußt, was sie getan hatte; sie warf sich vor ihm nieder und sagte ihm die volle Wahrheit (Mk 5, 25. 27 f. 30—32. Vergl. Mt 9, 21. Lk 8, 44a. 45a. 46 f.).

Auch Fernwirkungen werden verzeichnet bei den beiden heidnischen Gesuchstellern, dem Unteroffizier von Kapernaum und der kanaäischen Mutter (Mt 8, 5—13. Lk 7, 1—10; Mk 7, 25—30. Mt 15, 22—28). Telepathie ist bei der Annahme fluidaler Seelenmächte eine natürliche Folgerung — dagegen fehlt der starre Tabu-Charakter der göttlichen Unnahbarkeit, wie er den Christus des vierten Evangeliums recht eigentlich auszeichnet, der synpotischen Ueberlieferung noch so gut wie ganz. Ihr Jesus bleibt spätjüdischer Volksmann — und als einem Wundertäter behält ihm die Urgemeinde keinen Anspruch vor, einzig und unvergleichlich zu sein: **Johannes sagte zu ihm: Wir haben einen gesehen, der treibt in deinem Namen Teufel aus und gehört doch nicht zu unserer Gesellschaft — und wir haben ihn daran verhindert, weil er nicht zu unserer Gesellschaft gehört. Aber Jesus sagte: hindert ihn nicht! Denn es kann niemand Wunder tun in meinem Namen und gleichzeitig schlecht von mir reden. Denn wer nicht gegen uns ist, ist für uns** (Mk 9, 38 ff. Lk 9, 49 f.). Jesus selbst hat so nicht gesprochen; — schon spiegelt sich hier das Wundertun in der Urgemeinde, wovon im unechten Markusschluß Jesus vorhersagt: **Und siehe, die Wunder begleiten die, welche glauben. In meinem Namen werden sie Dämonen austreiben. Den Kranken werden sie die Hände auflegen und sie werden geheilt werden** (Mk 16, 17a. 18b.).

3.

Der göttliche Hausglaube des Jesus ist kein naturgebundener Sternenglauben geworden, obwohl seine milde Tröstung nach

dem dämmernden Abendhimmel weist. Die Juden fürchteten die Naturhintergründe für ihren Jahwedienst: **Die Götter, die den Himmel und die Erde nicht gemacht haben, die sollen verschwinden von der Erde und unter diesem Himmel weg!** (Jer 10, 11). **Vater, Herr des Himmels und der Erde!** ruft laut Urgemeinde Jesus Gott an (Mt 11, 25, vielleicht nach Ps. 134, 3). Wer in Gott den Weltschöpfer sieht, also den allmächtigen Tatgott, verliert ihn als Erscheinung. Das einzige Mal, wo sich Jesus einer unverkennbar mythischen Ausdrucksweise bedient, wendet sich die außermenschliche Beziehung, die in Frage kommt, sehr bezeichnenderweise nicht an Gott; er deutete eine Sternschnuppe auf den Teufel und sprach zu ihnen: **Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen** (Lk 10, 18). Auch außerhalb seines Bedarfs für gleichnisartige Rede war ihm volkstümliche Vorstellungsweise vertraut und geläufig: Meteore hießen im Volksmund *fallende Teufel.*

Die Lichtsprüche (Mt 5, 14—16. 6, 22. 10, 27. Lk 11, 34 f.) sind zum Teil rückwärtig versichert durch ihre Verknüpfung mit den Salzsprüchen, da Jesus seine eigene Verkündigung unter das Sinnbild des Lichts und die Verkündigung des Täufers unter das Sinnbild des Salzes stellt. Salz aber besitzt ausgesprochen tellurische Eigenschaft, obschon es als heidnisches Natursymbol nicht an vorderster Stelle steht. Herodot (II, 62) nennt die ägyptischen Opferlampen im Isistempel zu Sais „Gefäße voll Salz und Oel“, Plato erwähnt (im Timaios mehrfach) das Salz („dem Geschmacksinn angenehm und nach dem Ausspruch des Gesetzes ein von der Gottheit geliebter Körper“), es kräftige auch die menschlichen Tränen und steht, mit seiner Säuberungseigenschaft, dem Feuer nahe. Dieser antik archaischen Salzsymbolik war auch Jesus fähig.

Aus der spätjüdischen Schriftgelehrsamkeit erwuchs später die Kabbala. Nichts an Jesus deutet in ihrer Richtung. Keinerlei astrologische Wißbegier und nicht die mindeste Neigung, die Ungewißheit der Zukunft auf horoskopischem Wege durch mantische Manipulationen aufzuhellen! Im Gegenteil: **So wachet denn, weil ihr nicht wißt, an welchem Tage der Herr kommt.** Wiewohl eingetaucht in die magischen Elemente, wie sie im Altertum die Welt beherrschten, und mit ihnen deshalb unlösbar verkettet,

weil er mit seiner inneren Entwicklung in die Pflege der apokalyptischen Gesinnung eingetreten war, hat Jesus dennoch die Ausübung magischer Gewalt, anders als in Abwehr und Notwehr, auf das strengste von sich gewiesen. Magie ist Teufelskunst. Als seine Herrschaft über die magischen Kräfte seine Gegner, die Volksväter, zu der schlauen Verdächtigung veranlaßte: **Dieser treibt die bösen Wichte (Dämonen) nicht anders aus als durch Belzebuul, den obersten der Dämonen** (Mk 3, 22b. Mt 9, 34. 12, 24b. Lk 11, 15), da gab er ihnen die gewaltige Antwort:

Jedes Reich, das in sich selbst gespalten ist, wird verwüstet.
Und Haus wie Stadt, gleichviel, in sich selbst gespalten,
Werden nicht bestehn.
Und wenn Satan den Satan verjagt, dann ist er gespalten.
Wie wird dann sein Reich bestehn?
Und wenn ich die bösen Wichte mit Belzebuul vertreibe,
Mit wem vertreiben sie denn eure Leute?
Darum werden sie euch zu Richtern werden.
Aber wenn ich durch das Gottgefühl die bösen Wichte vertreibe,
Dann ist infolge davon das göttliche Reich zu euch gekommen.
Oder wie kann man denn in das Haus des Starken eindringen
Und seine Werkzeuge an sich nehmen,
Wenn man den Starken nicht vorher bindet?
Dann erst plündert man sein Haus.
Wer nicht für mich ist, ist gegen mich —
Und wer nicht mit mir sammelt, zerstreut.
Deshalb sage ich euch:
Jede Sünde und Lästerung werden den Menschen vergeben.
Aber die Lästerung gegen das Gottgefühl wird niemals vergeben.
Und wenn einer übel redet gegen den Menschen wie ich bin,
Es soll ihm vergeben sein —
Wer aber gegen das Gottgefühl redet,
Dem wird es nicht vergeben
Weder in dieser Welt noch in Zukunft.
Entweder ihr macht guten Baum und gute Frucht,
Oder macht schlechten Baum und schlechte Frucht —
Denn an der Frucht liegt es, daß man den Baum kennt.

Viperbrut!
Wie könntet ihr Gutes sagen, da ihr schlecht seid?
Denn aus dem überschwänglichen Herzen kommt der Mund zum Reden.
Einmal der Mensch gut, aus dem guten Schatze zieht er Gutes.
Und einmal der Mensch schlecht, aus dem schlechten Schatze zieht er Schlechtes.
(Mt 12, 28b—35).

Die Entscheidung ist haarscharf gestellt: wer dem Leben zuwider lebt, der muß vernichtet werden. Denn wer gegen das Leben ist, bringt einen Riß in das Leben, das etwas Einiges und Ganzes ist. Diese seine Formel von dem gespaltenen Reiche fußt auf der Annahme zweier Urpotenzen, für deren eine, die göttliche, er mit seinem ganzen Ethos und Pathos Partei ergriff. Auf diesem von ihm gelehrten Urdualismus beruht vor allem seine Warnung vor Reichtum und äußerem Besitz. Aus sozialem Empfinden lagen ihm solche Grundsätze fern. Er sah im irdischen Gut nur den Sitz der feindlichen Urpotenz und richtete seine Lehre danach ein: **Niemand kann zweien Herren dienen, entweder wird er den einen hassen und den andern lieben, oder er wird jenem anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon** (Mt 6, 24). Dieser Spruch liegt auf der Oberfläche der jesuischen Weisheitslehre als eine Verhaltungsmaßregel für den täglichen Gebrauch. In welche Tiefe aber sein Sinn hinunterreicht, geht uns auf, wenn wir ein dunkelsinniges Gleichnis betrachten wie das *Vom ungetreuen Haushalter* (Lk 16, 1—8). **Ein Mann war reich, der einen Verwalter hatte, und dieser wurde ihm verdächtigt als Verschleuderer seiner Güter. Und nachdem er ihn hatte rufen lassen, sagte er zu ihm: Was muß ich von dir hören? Lege Rechenschaft ab von deiner Hausverwaltung; denn du kannst nicht länger Verwalter sein! Und der Verwalter sagte bei sich selbst: Was soll ich machen, da mir mein Herr die Verwaltung entzieht? Graben kann ich nicht, ich schäme mich zu betteln. Ich weiß, was ich tun werde, damit ich, wenn ich von der Verwaltung abgesetzt sein werde, sie mich in ihren Häusern empfangen. Und als er jeden Schuldner seines Herrn hatte kommen lassen, sagte er zum**

ersten: Wie viel schuldest du meinem Herrn? Der sagt: Hundert Maß Oel. Und er sagte zu ihm: Nimm deinen Schein und setze dich hin um flugs zu schreiben: Fünfzig. Zu einem andern sagte er dann: Und du, wie viel schuldest du? Und er sagte: Hundert Maß Korn! Er sagte zu ihm: Nimm deinen Schein und schreibe: Achtzig! Und der Herr lobte den ungetreuen Haushalter, indem er sagte: Er hat klug gehandelt, denn die Söhne dieses Weltalters sind geschickter hinsichtlich ihresgleichen als die Kinder des Lichts. Jesus hat etwas von der Ethik Unabhängiges im Auge. Die Rede ist, nach der Anordnung bei Lukas, an die Jünger gerichtet, jedoch in Gegenwart der Pharisäer, die ja dann auch, **da sie auf Geld aus waren, durch Nasenrümpfen** quittieren (Lk 16, 14). Die Parabel stellt einen versteckten Angriff dar gegen die Reichen. Der Verzicht auf irdischen Besitz öffnet den Zugang zur Seligkeit. Dünkel, Geldgier, Unwilligkeit schließen vom Jenseits, das volkstümlicher Anschauung entsprechend, von Jesus als Sitz seligen Lebens angenommen wird, aus. Die Parabel hat den Sinn: Gleichgesinnte oder Leute von gleichen Interessen wie es die eigenen sind, müssen klug behandelt werden. Man muß sie sich gewinnen, indem man geradezu unter Benachteiligung anderer ihnen Vorteile einräumt, durch die sie sich dann verpflichtet fühlen.

Und ich sage euch: Macht euch Freunde mit dem Mammon des Unrechts,
Damit, wenn es euch selber daran gebricht,
Sie euch aufnehmen in die ewigen Zelte.
Wer treu ist im geringsten, ist treu auch im vielen.
Und wer im geringsten unredlich ist, ist unredlich auch im vielen.
Wenn ihr also nicht treu gewesen seid für den ungerechten Mammon,
Wer wird euch dann wahres Schatzgut anvertrauen?
Und wenn ihr nicht treu gewesen seid für das Gut eines andern,
Wer wird euch euer eigenes geben?
Kein Knecht kann zwei Herren bedienen,
Denn entweder wird er den einen hassen und den andern lieben,
Oder dann wird er diesem anhangen und jenen verachten.
Ihr könnt nicht Gott und den Mammon bedienen. (Lk 16, 9—13).

Auch in seinem eigenen Ebionitismus, seiner grundsätzlichen Mittellosigkeit, seinem Aufgehen im proletarischen Dasein des niederen Volkes stand Jesus mit beiden Füßen auf der Erde. Man muß im äußersten Falle, scheint er zu meinen, die Sicherung der Selbstbehauptung soweit treiben — daß man den *Mammon des Unrechts* nicht außer Acht läßt und ihn für das eigene Weiterkommen berücksichtigt, obschon es sich um das notorische Teufelswerkzeug handelt. Der Reichtum ist eine Macht des noch bestehenden Weltalters (Aion houtos); so lange die Zustände vor Einbruch des Endgerichts noch bestehen, soll, wer Geld hat, solange er es hat, Freunde erwerben, damit am Tage, da er keine mehr hat, er *in den ewigen Zelten* unterkommen kann. Unter diesen *Zelten* sind offenbar die Gesinnungen zu verstehen, die als unbedingt freundschaftlich und brüderlich den Zusammenhang mit der reichsgöttlichen Sippschaft verbürgen. Wer Geld hat, soll es in Liebestätigkeit aufzehren, um damit eine Gesinnung zu ernten, die den vergänglichen irdischen Besitz überdauert. *Der verruchte Mammon* kann unter gewissen Umständen in seiner *ungerechten* Eigenschaft neutralisiert werden, indem er, wenn er nur von den richtigen Inhabern besessen wird, dann tatsächlich der göttlichen Urpotenz Kräfte zuführt. Einer der eigentlich das Reich Gottes verscherzt hat, kann doch noch hineinkommen (durch das Nadelöhr!), weil er nämlich solche, die hineinkommen, sich verpflichtet hat, so daß er auf die Wirkung ihrer Gastfreundschaft selbst dann zählen kann, wenn er das eigene Recht auf seinen Sitz im Reiche verscherzte — eine letzte Möglichkeit, daß durch ein schlaues Förtelchen doch noch die göttliche Urpotenz um einen Beitrag vermehrt werde, auch wenn dieser auf unsittlichem, ethisch verwerflichem und sogar gerichtlich strafbarem Wege erworben werde! Wenn es um das Entweder-Oder von Gott oder Satan geht, dann sind sittliche Maßstäbe hinfällig. Dann hat der Nahkampf eingesetzt, in dem Zoll um Zoll für die göttliche Urpotenz gekämpft wird.

Viel einfacher und erfreulicher ist es natürlich, wenn offen heraus vorgegangen wird. **Verkaufe alles, was du hast und verteile es an die Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben und**

dann folge mir! Wie schwer kommen die Begüterten ins Reich Gottes! Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als daß ein Reicher in das Reich Gottes eingehe. Es sprachen aber die Zuhörer: Ja, wer kann denn gerettet werden? Er aber sagte: Was bei Menschen unmöglich ist, das ist möglich bei Gott (Mk 10, 21—27 passim; Mt 19, 21 ff. Lk 18, 22 ff.). Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit gegenüber den Tatsachen geht Jesus von der Feststellung aus: **Eins fehlt noch** (Mk 10, 21), und eben auf dieses **Eine, das not tut** (Lk 10, 41) kommt es an: **Du sorgst und beunruhigst dich um vieles, es braucht nur wenig und eines!** Dabei gibt es eine neutrale Zone, wo der Schlachteifer verstummen kann und man sich verständigt: es ist das die Entrichtung der Steuer. Einmal die jüdische Tempelsteuer; wobei die Urgemeinde einen eigenen Gewissenskonflikt durch einen wahrscheinlich echten Ausspruch, der sich erhalten hatte, zu lösen suchte. Jesus hätte danach gesagt, dem Sinne nach: **Wer in Gott lebt, ist steuerfrei, aber um Aergernis zu vermeiden, wollen wir zahlen,** was dann in der Legende von dem Stater im Maul eines von Petrus gefangenen Fisches seinen Ausdruck fand. (Mt 17, 24—27). Sodann die römische Reichssteuer als Versuchungsfrage von den Pharisäern in die Auseinandersetzung geworfen — er ließ sich die Zinsmünze zeigen mit dem geprägten Kopf des Herrschers, und schob das praktische Verhalten, ob man dem heidnischen Unterdrücker nicht den Tribut verweigern solle, wenn man ein guter Jude sei, auf das neutrale Gebiet ab — es trifft die Urpotenz nicht an: **Gebt doch dem Kaiser, was dem Kaiser zukommt und Gott, was Gott zukommt!** (Mt 22, 21).

Aehnlich wie mit dem Geldgebrauch verhält es sich auch mit dem Friedenhalten. Sein Reich ist das Friedensreich; allein es darf nur dort verkündet werden, wo festgestellt ist, daß die Empfänger dieses Friedens diesen Frieden auch wert sind — die Wertforderung ist ausdrücklich im Spruche selbst formuliert: **Wo ihr aber in eine Stadt oder in ein Dorf eintretet, erforschet, wer es dort wert ist, und da bleibet, bis ihr weiter zieht! Wenn ihr das Haus betretet, so grüßet dasselbe, und wenn es das Haus wert**

ist, so komme euer Friede über es (Mt 10, 11—15). Man merke: euer Friede — das will besagen: die Jünger, die das Gottesreich verkündigen, sind im Besitz der *Kraft;* damit ist das Fluidum oder Mana gemeint, das der göttlichen Urpotenz angehört. Der Text liefert auch die Gegenprobe: **Ist das Haus es aber nicht wert, so soll euer Friede wieder zu euch zurückkehren — und wo man euch nicht aufnimmt und nicht auf eure Worte hört, da geht hinaus aus dem Hause oder aus der Stadt und schüttelt euch den Staub von den Füßen! Wahrlich ich sage euch, es wird dem Lande Sodom und Gomorra erträglicher ergehen am Tage des Gerichts als dieser Stadt** (Mt 10, 13b ff.). Das ausgeströmte Fluidum der göttlichen Urpotenz kann und muß also zurückgenommen werden, sobald sich herausstellt, daß es nicht dem göttlichen Gesamtwerte zugute kommt, ihn nicht vermehrt. Das Göttliche im Menschen ist für Jesus etwas Lebensnatürliches fast im physikalischen Sinne, jedenfalls etwas Konkretes und Essentiales, das dem als Leibseele lebenden Menschen eigen ist und zukommt, sofern er sich eben göttlich urpotentiell durchdringen läßt. Die Spaltung zwischen *Kinder dieser Welt* und *Kinder jener Welt* meldet sich mit nichts an in der vorpaulinischen Schicht der Synoptiker. Die Gotteskinder des historischen Jesus sind, wiewohl Kinder des Lichts, samt und sonders Kinder dieser Welt; erst die paulinische Mittlermystik hat die urchristliche Jenseitshoffnung geschaffen. Jesus stand ihr völlig fern. Die Melancholie der apokalyptischen Untergangsstimmung färbt diese jesuische Gottesgewißheit herb und schwer und taucht sie in eine feierliche Traurigkeit: **Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; so seid denn klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben** (Mt 10, 16). Dieses, eines der tiefsinnigsten Worte unter den Herrensprüchen, rät wiederum zur Vorsicht. Man ist es der göttlichen Urpotenz schuldig, die rückwärtigen Verbindungen, die auf feindlichem Boden liegen, nicht vorschnell aufzugeben; die Brücken dürfen nicht abgebrochen werden — nicht aus Nachgiebigkeit und Furcht, sondern aus strategischem Weitblick, da sich für die Sache Gottes doch Vorteile ergeben können, wenn man mit einem Fuß noch im Feindesland verbleibt. Es gibt nur noch den

Entscheidungskampf der Urpotenzen, bis eine von ihnen überwunden und unschädlich auf dem Platze bleibt: **Denket nicht, daß ich gekommen sei, Friede zu bringen auf der Erde. Ich bin nicht gekommen, Friede zu bringen, sondern das Schwert** (Mt 10, 34 f.). Alles ist in dieser extremen Verkündigung konsequent angelegt und fugenlos verpicht. Feinde der Gottesherrschaft sind der Besitz, die Macht und der analysierende Intellekt — alle drei finden ihre Vertretung in den schriftgelehrten Volksvätern. Ihr Gottesreich ist schlecht und falsch. Das rechte und redliche bringt Jesus. Es ist ein Reich Ohne-Macht, ein Reich Ohne-Geld und ein Reich Ohne-Geist. Seine Seligkeit ist vorbehalten den Friedfertigen, den Armen an Geld und den Armen an Geist; also will Gott von uns Sanftmut und Demut.

4.

Die Ueberlieferung läßt uns hiefür nicht völlig ohne örtliche Spuren.

Goldene Tage waren es doch gewesen die er in seiner Heimat verbrachte, wohin er vom Täufer zurückgekehrt war, bis ihn die Nachricht erreichte, er sei hingerichtet! Denn von da an weist die Ueberlieferung (dritte Johanneszeit) ihre feierlichen Trübungen und Einsamkeiten auf. Er sprengt sie dann durch den plötzlichen Aufbruch nach Süden. In Galiläa ist er also Ebionit und apokalyptischer Missionar gewesen. Diesen beiden Wesenszügen müssen wir noch einige Aufmerksamkeit zuwenden. Aus ihnen läßt sich Wichtiges schließen. **Und er durchwanderte die Dörfer in der Runde, lehrend** (Mk 6, 6 b vgl. Mt 9, 35 Lk 13, 22). Markus sagt ausdrücklich: **im Kreise herum** (*kykloo*) und meint damit die zyklische Anlage dieser Wanderungen. Sie mögen von Kapernaum aus unternommen worden sein, in größern und kleinern Durchmessern. Jedenfalls erhielt die Wirksamkeit Jesu einen wundersam beschwingten, rhythmischen Charakter. Noch läßt sich kaum ermessen, was bei der Jüngeraussendung und bei den überlieferten Anweisungen von Jesus selbst vorbildlich alles getan und gesagt worden ist. Zunächst begleiteten sie ihn wohl und sahen zu, wie er es anfaßte, — hörten, wie er in einer

zum ersten Mal von der Enderwartungslehre berührten Ortschaft den Leuten die unerhörte Verkündigung vortrug und mundgerecht machte. Dann erst entließ er sie zur selbständigen Missionsausübung, aber immer weit entfernt davon, es berühmten Mustern nachzutun, und, nach Art der pharisäischen Mission, die Welt abzulaufen, um einen Proselyten zu machen. Nicht Zuwachs der Parteinahme kam da in Frage, sondern die Erweckung der seelischen Bereitschaft. Die spätere Praxis der Urgemeinde, mit der sie nach Ostern und Pfingsten jene Ausbreitungsanregungen fortsetzte, hat die Berichte darüber, wie Jesus selber als Missionar sich verhielt, bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Der euphorische Freudenzustand (*Agalliasis*) ist zwar diesen Wanderungen nicht nachgesagt. Dennoch darf man an die ersten franziskanischen Fußreisen der *Joculatores Domini* vergleichend denken, die es nicht länger seßhaft bei einem Berufe litt — es trieb sie, wandernd ihre überschwängliche Gewißheit zu äußern. Vielleicht dürfen wir eben doch vermuten, diese apokalyptischen Wandertrüppchen hätten im Volksmunde etwa *Söhne Gottes* oder ähnlich geheißen. **So sind denn die Söhne steuerfrei?** fragt Jesus Petrus, als sie von einer Wanderung heimkehrend an einem Schlagbaum durch den Zöllner angehalten wurden: **Als sie aber nach Kapernaum kamen, traten die Einnehmer der Silberstücke zu Petrus und sagten: Zahlt euer Meister die Silberstücke nicht? Er sagte: freilich!** (Mt 17, 24 f. 26). „Söhne Gottes“ klingt wie ein volkstümlicher Titel für eine Wandertruppe, an deren landläufigen Anblick das Volk sich gewöhnt hat. Ebenso kann man an eine wahre Begebenheit denken bei der Schlußpartie einer Enderwartungseröffnung, die eine zufällige Missionsstation oder Haltestelle auf einer solchen Wanderung voraussetzte, wenn er vielleicht weniger zu den eigenen Jüngern, von denen es der Text erzählt, als zu einer um ihn versammelten Hörerschar gesagt hat:

Amen ich sage euch, hier sind solche anwesend,
Die sollen den Tod nicht schmecken,
Ehe sie den Menschensohn kommen sehn in seiner Herrschaft!

(Mt 16, 28.)

Wohl ist hier die nachträgliche Färbung durch die Gemeindeverhältnisse deutlich; warum sollte indessen nicht Jesus einmal wirklich die ihm unzweifelhafte unmittelbare Reichsnähe an der Dauer eines Menschenlebens selbst gemessen und die Ueberlieferung dann auch hier an eine Erinnerung angeknüpft haben?

Diese kreisenden Wanderungen und Seefahrten durch einen großen Teil von Nordpalästina haben keine deutlich erkennbaren Spuren ihres Verlaufs in den Texten hinterlassen. Soviel aber darf man folgern, daß nicht erst die Urgemeinde aus der eigenen Missionspraxis heraus ihr *Kerygma* ungeschichtlich auf Jesus zurückverlegt habe. Gerade die rastlos umtreibende Wanderbewegung dieses Kerygma's besaß doch gewiß in ihm selbst ihren Begründer. Er war da der Galiläer, der in der Anhänglichkeit an die Heimat und im Genusse ihrer Landschaft durch die Liebe zu seinen Mitbürgern in unaufhaltsamer Bewegung erhalten wurde. So möchten wir denn in seinem Ebionitismus nicht so sehr eine durch Entschließung anerzogene Lebenshaltung sehn, als einen Ausdruck des ihm angeborenen Volksschlags, somit eine eigentliche Rasseneigenschaft. Die *Nozrim* scheinen zu einem guten Teile sich aus Galiläa rekrutiert und auch in Jerusalem den Kern der Oster- und Pfingstsekte gebildet zu haben. Eine zaubervolle Zyklothymie trieb Jesus daheim rundum; er kam und ging, — war da, war weg und war wieder da, bis auf einmal der Radius, nach Süden sich verlängernd, die oft umschriebene Peripherie durchschnitt und an Stelle der galiläischen Missionsmonate die wenigen Entscheidungstage von Jerusalem traten.

Auch eine merkwürdige Beobachtung wollen wir nicht unterdrücken — die schreckliche Anklage gegen die galiläischen Landstädtchen wegen ihres besonders bösartigen und hartnäckigen Unglaubens:

Wehe dir, Chorazin!
Wehe dir, Bethsaida!
Denn, wären zu Tyrus und Sidon
Die Wunder geschehen, die bei euch sich ereigneten,
Längst hätten sie in Sack und Asche Buße getan.

Aber ich sage euch:
In Tyrus und Sidon wird das Los erträglicher sein
Am Tage des Gerichts als euch!

Und du, Kapernaum, zum Himmel erhaben,
In die Hölle wirst du hinabsteigen,
Denn, wären in Sodom
Die Wunder geschehen, die in dir sich ereigneten,
Es würde noch heute vorhanden sein.
Aber ich sage euch:
Dem Lande Sodom wird das Los erträglicher sein
Am Tage des Gerichts als dir! (Mt 11, 20—24. Lk 10, 13—16).

Diese beiden Strafstrophen auf drei kleine Provinzflecken sind das Heftigste, was von Aeußerungen des Jesus überliefert blieb. Es war in diesen seßhaften und unverbesserlich verhockten Kleinstädtern kein Sinn für Bewegung; man verstand nicht, daß er wandern mußte. Sie ließen sich nicht ergreifen vom Triebe zur Ausbreitung einer Botschaft. Selbst die Angriffe auf die Pharisäer und Schriftgelehrten versehen die Weherufe, die sonst vernichtend genug niedersausen, doch nicht mit den drohenden Endgerichtsverwünschungen wie hier. Bitterste Erfahrungen scheinen ihm diese schrecklichen Fluchworte auf die eigene heimatliche Landschaft abgepreßt zu haben. Besonders wenn man die Behandlung der Hauptstadt dagegen hält, der er doch auch allerhand vorzuhalten hat. Wie um vieles sanfter sind da die Register der Anklage gegen die Großstadt gezogen: **Jerusalem, Jerusalem, die da tötet die Propheten und steinigt, die zu ihr gesandt sind, wie oft wollte ich deine Kinder versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt** (Mt 23, 37. Lk 13, 34). Dieser Spruch hat möglicherweise frühere Aufenthalte des Jesus in Jerusalem im Auge, die vor seinem Beitritt zur apokalyptischen Bewegung des Täufers erfolgt wären. Er wäre dann dort schon als Prophet aufgetreten, aber noch nicht im engern Sinne als eschatologischer Prophet. Außerdem klagt er nach dem Einritt auf dem Palmesel, bei ihrem Anblick: **Und da er hinzukam, da er die Stadt sah, weinte er über sie und sagte:**

Wenn doch auch du erkannt hättest an diesem deinem Tage, was zu deinem Frieden dient; nun aber ward es vor deinen Augen verborgen (Lk 19, 41). Wir stellen diese Urteile über die Provinz und die Residenz einander gegenüber und sehen dahinter große Psychologie. Ein unbeirrbarer Sinn ließ Jesus den Unterschied inne werden, der in zeitloser Eigenschaft besteht zwischen einer Kleinsiedlung städtischen Gefüges draußen auf dem Lande und einem Kulturzentrum, wie es die uralte historische Reichsresidenz bildet. Die Anspielung auf die *Wunder*, die in seiner Heimat geschehen seien, hat man wohl am ehesten biographisch zu deuten. Da zu Beginn der galiläischen Zeit sich die meisten Anekdoten zum *Tag in Kapernaum* sammeln, so wird historisch sein, daß Jesus in innigem Bemühen seine Verkündigung seinen engeren Landsleuten zugute kommen lassen wollte. Die Enttäuschungen, die er gerade da erfuhr, gehören in das Kapitel seiner *Lossagung* und klingen in unsern Anklagen an die Landstädtchen besonders bitter nach. Noch heute wird ein solches entlegenes Provinznest leicht zu einer kleinlichen und giftigen Lästerküche oder dann zu einem Herd der Verstockung, während große Gedanken in einem Menschenbehälter von breitem Durchmesser viel eher Aussicht haben, irgendwo Wurzel zu schlagen. Wahres Leben lebt vom unaufhörlichen Umlauf des Saftes und der Kraft. Tod ist Stockung. Das wußte auch Jesus, der Erzähler der Wachstumsgleichnisse. Er verdammte diese ungläubigen Flecken, in denen alles stehen blieb! Ist die Vermutung richtig, daß er der ländlichen Heimatorte nur mit hoffnungslosem Grimme gedenken konnte, während er das Ohr der Weltstadt hätte besitzen sollen und unter günstigeren Umständen auch hätte erringen können, so spiegelt sich darin ein Wirklichkeitssinn, den die Kulturgeschichte in ihrer eigenen Kenntnis bestätigt findet. Jesus spürte, daß sein Gottesglaube großzügiger Verhältnisse bedürfe, um Wurzel zu schlagen. Auf dem Lande stand es trotz der Naturnähe vor allem schlimm um den freien Bürgermut und um die tapfere Unabhängigkeit nach oben! Nun ragte aber der danielische Feuerofen und Schmelztiegel der Apokalyptik empor, fertig zum glühenden, verheerenden Auspuff! So drückt Jesus

denn den Fluch auf die Landstädtchen seiner Heimat ein wie den Petschaft in das Wachs.

Verletzte Heimatliebe, Enttäuschung auf der Flur des Jugendlandes, die innerlich schmerzende Seelenwunde seines Hidschra-Erlebnisses auf die Landschaft übertragen, — das war das Gefühl, mit dem er von Galiläa schied. Die Urgemeinde behielt ein Wort auf, das er in Gethsemane zu den Jüngern gesagt haben soll: **Nach meiner Auferstehung will ich vor euch herziehen nach Galiläa** (Mk 14, 28 Mt 26, 32). Das klingt wie der Wunschtraum des Heimwehs, wie das Echo der Sehnsucht nach der mannhaften Schicksalswanderung hinauf nach Jerusalem. Lossagung wie einst vom Vaterhause, so nun auch vom engeren Vaterlande. Aber wie ihm die Familie, die er verlor, wiedererstand in den *Seinen,* mit denen sein Glaube ihn umgab, so kam dann in der Ostergemeinde die Gewißheit auf, der Auferstandene sei heimgekehrt, um auf einem der ihm teuren Berge von der Erde Abschied zu nehmen. **Indessen gingen die elf Jünger nach Galiläa, auf den Berg, den er ihnen angegeben hatte. Und als sie ihn sahen, warfen sie sich vor ihm nieder; aber einige zweifelten. Und er nahte sich ihnen, sprach sie an und sagte: Alle Macht ist mir gegeben im Himmel und auf Erden. Geht und unterweist alle Völker!** (Mt 28, 16 ff.). So söhnte sich der Urgemeinde die Bitterkeit aus, die ihr sein Fluch auf die Heimatstädte wecken mußte.

VIERTER ABSCHNITT.

Die Herbeikunft des göttlichen Gnadenreichs.

Das Reich der Seligkeit ohne Macht, ohne Geld und ohne Geist hängt nicht in der Luft. Die Sehnsucht nach ihm ist so sehr schon in Erfüllung gegangen, daß es eigentlich gar nicht mehr bevorsteht, sondern bereits im Augenblick seiner hoffenden Verkündigung auch schon eingetreten war. Ist der Glaube daran auch nur so groß wie ein Senfkorn, dann wird auch schon die Zukunft in die Gegenwart hereingerissen. Ueber der Polyphonie des Stürmerspruchs (Mt 11, 12), der den Leitgedanken aller Logia enthält, ertönt die hohe und selige Oberstimme, die als führender

Diskant das ganze widerspenstige Orchster spätjüdischer Reichsgottesbestrebungen sich unterwirft. *Unaufhaltsam rückt das Reich Gottes aus seiner Vorbereitung im Himmel heran, und der Gläubige zwingt es mit seiner Inbrunst aus der Zukunft in die sofortige und leibhaftige Gegenwart.* Ahnung hat sich zu Gewißheit verdichtet in der unvergleichlichen Beseelung und Erlebniswucht der jesuischen Enderwartung, wo ein gegenwärtiger Glaube vor lauter Nichtmehrerwartenkönnen ein übermächtiges Du-Gebilde von beseligendem Gottglauben aufschluckt, und damit nicht sowohl eine leere unerlebte Zukunft, sondern eine tausendjährige Religionsvergangenheit in sich aufleben läßt. Eine unglaubliche Lebenssekunde auf semitischem Erdreiche! Reine, zweckbefreite Ekstase! Den Harnisch des Willens hatte der semitische Blutgeist abgelegt; ihn umhüllte nun der lichte Mantel symbolischer Schauung. Und dabei war der, dem diese einmalige Durchleuchtung aus den außermenschlichen Elementen beschieden war, Vollblutjude. So unjüdisch seine Verkündigung klingt, so durchaus jüdisch klingt sie doch auch wieder. Diese harte *Gottesphysik* ist das wahre Gegenteil alles griechischen Idealismus.

Diese Härte für eine Wirklichkeit, die nicht aus Dingen und Tatsachen sich zusammensetzte, sondern fluidal als bewegte seelische Kraft von oben in die Welt des Intellekts und Willens gärungserregend einsickerte, mußte sich auch im Kampf um sie ausdrücken. Dieser Kampf für das Reich der Ohnmacht, das das Reich göttlicher Güte war, hat die Religion, an der es die neue, zarte Blüte bildete, gespalten. Der Jahweismus, auch der prophetische, ist in zwei Stücke geschnitten worden durch die Verkündigung des Jesus. Mit diesem Nachweis treiben wir vorwiegend Gemeindepsychologie. Wir tragen die Stellen der Ueberlieferung zusammen, aus denen hervorgeht, daß die Urgemeinde ihrem Jesus das völlig vernunftwidrige Ziel steckte, Kämpfer zu sein gegen den Machtgott, dessen Willen nicht in der unbegrenzten Vatergüte für die Seinen bestand. Dementsprechend bot er seinen Willen auf in Geberden, die auf einem andern Felde wirksam waren und zum Siege führten als auf dem Felde einer in Besitz von Geld und Geist sich entfaltenden Erfolgsgröße.

1.

Laut jesuischer Verkündigung ist auf Erden das Reich Gottes auf dem Wege des Willens und menschlichen Gutverhaltens herbeizuführen als der Zustand reinlichen Zusammenlebens unter dem unbedingten Glauben an eine Erhörung der vor Gott gebrachten Bitten. Jesus steht allerdings unter einem Ideal, wenn auch durchaus nicht unter einem griechischen. **Alles, was ihr wollt, daß euch die Menschen tun — tut ihr es von euch aus auch ihnen! Denn darin bestehn Gesetz und Propheten** (Mt 7, 12). Man ist versucht, sich zu fragen, was für ein von Grund aus feiner und anständiger Mensch Jesus gewesen sein muß, daß er aus der Unsumme rabbinischer Lebensregeln gerade diesen Satz herausgriff und in die Mitte eines ekstatischen Bekenntnisses rückte. Etwas ritterliches liegt auch in seinem Verzicht auf Rache. Rachegefühl ist ein menschlicher Grundtrieb, aber er muß umgebogen werden: **Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge und Zahn um Zahn. Ich nun, ich sage euch: dem Bösen nicht Widerstand leisten! Aber wenn einer dir auf die rechte Wange einen Backenstreich versetzt, so reiche ihm auch die andere. Wenn einer rechthaberisch auftritt und deinen Rock verlangt, gib ihm auch den Mantel!** (Mt 5, 38—40). Also wird wieder der Grundgedanke des Reichs vom einzelnen Bürger verlangt: keine Macht ausüben und an keinem Besitze hangen! Und gerade darin, in dem Verzicht, soll die kämpferische Haltung bestehen! Der Feind soll überwunden werden, indem man ihm den Charakter des Feindes raubt, seine Gefährlichkeit gegenstandslos macht. Man darf hier an die köstliche Schlauheit der Märchen erinnern, wo es Zwerg und Däumling beherzt mit plumpen und rohen Tölpeln aufnehmen und ihnen eine Nase drehen. Unbedingt phantastisch war das jesuische Vergebungsideal nicht. Macht wurde Ohnmacht, wenn man ihr das Wasser abgrub. Es ist auch nicht gesagt, daß nur eine kindische Gemütsverfassung sich auf einen solchen Vorschlag einlassen könnte, sich ohne sofortige Erwiderung des erlittenen Schimpfes ohrfeigen zu lassen. Man setze den Fall einer Wette zwischen Sportsleuten, ob dieser äußerste Grad von Selbstbeherrschung überhaupt aufgebracht werden könne, daß man sich

von jemand, den man eigentlich haßt, ins Gesicht schlagen läßt, ohne mit der Wimper zu zucken — und man wird die Forderung des Jesus, den Feind zu lieben, von der Wirklichkeitsseite erfassen, von der sie auch die Urgemeinde in Angriff nahm — eine letzte Ueberwindung seiner selbst um der Erreichung des Zieles willen: wieder einen auf den Boden des Reichs herüberziehen und so dem bösen Feinde einen Fußbreit seiner Herrschaft entreißen! So enthüllt sich die verlangte Friedensliebe als Kampfesstimmung.

Aehnlich steht es mit allen jenen Sprüchen, in denen Jesus Reinheit fordert. Reinheit war freilich nicht der ureigene Boden seiner Verkündigung. Dem ausgesprochenen Reinigungssakrament des Täufers hatte er sich ja dann entzogen. Dennoch ist das Verlangen der Reinheit neben der Liebesgesinnung eine innerste Bedingung der Reichsmitgliedschaft. Fast möchte man denken, sein Reinheitsgebiet nehme eine Richtung ins Aesthetische. Dort der Mut, hier der Geschmack! Alles soll sich sauber ansehen, was im Gottesreich Geltung hat — anders als anständig darf es nicht zugehen! Aber eben ins Innere gewendet, da das Reich Gottes doch inwendig in euch ist. **Es gibt nichts, was von außen in den Menschen hineinkommt, das ihn verunreinigen könnte; sondern was aus dem Menschen herauskommt, das ist es, was ihn verunreinigt** (Mk 7, 15). Mit einem solchen Grundsatz ist das Gesetz erst recht auf den Kopf gestellt. Das Kultische ist als höchster und oberster Wert verabschiedet, wenn nicht überhaupt um seinen Wert gebracht. Jesus ist über dieser unabwendbaren Folge selber erschrocken: **Und es kam zu ihm ein Aussätziger, der ihn kniefällig anflehte und sagte: Wenn du willst, so kannst du mich rein machen. Jesus antwortet: Ich will es, werde rein! — und alsobald wich der Aussatz von ihm, und er wurde rein. Und er sprach strenge zu ihm, jagte ihn weg und sagte ihm: Hüte dich, nicht daß du jemanden etwas davon sagst! Aber geh und zeige dich dem Priester und opfere für deine Reinigung das, was Moses verordnet hat, zum Zeugnis für sie** (Mk 1, 40—44). Aehnlich bei den zehn Aussätzigen: **Und er sagte ihnen: Geht und zeigt euch den Priestern! Und es geschah, als sie hingingen, wurden sie rein** (Lk 17, 14). Ein

Umstand aber berührt Jesus dabei abstoßend — eben im Hinblick auf das kultische Ideal der Juden. **Einer nun, als er sah, daß er geheilt war, kehrte zurück und pries Gott mit lauter Stimme und er warf sich ihm zu Füßen, indem er ihm dankte. Und das war ein Samariter. Jesus versetzte: Sind nicht ihrer zehn rein geworden? Wo sind die neun? Hat sich keiner gefunden, um Gott die Ehre zu geben, als dieser Fremde?** (Lk 17, 15—18). Daran schließt Lukas dann unmittelbar den Spruch vom inwendigen Reich. Nicht leicht an einer andern Stelle der synoptischen Erzählung tritt der mächtige Sprung deutlicher hervor, mit dem Jesus sich von jüdischer Gesinnung entfernt. Aussatz ist für den Juden die ekelhafteste Krankheit, weil sein kultisches Ideal Reinheit heißt. Jesus heilt zehn Aussätzige. Neun danken nicht — es sind Juden. Ein zehnter dankt. Er allein ist ein Fremder. Welch ein Fragezeichen hinter die gepriesene Güte der Rasse! Und gerade zu diesem Feingefühl mochte Jesus auch als Galiläer von Natur ausgestattet sein. Auch grenzte ja seine Heimat an Samarien, während Judäa örtlich ihm bereits fernes Land bedeutete. Wohl war es das Mutterland der großen Prophetenreligion; aber daß sich deren Bekenner in der Dankbarkeit von Ungläubigen beschämen ließen, mußte ihn schmerzlich berühren.

Von der Reinheit, so wie er sie versteht, nämlich als schöner menschlicher Zug, wie wir sagen würden, gibt Jesus einen Begriff in dem Gleichnis, zu dem ebenfalls ein Nichtjude Anlaß bietet: **Ein Mensch ging von Jerusalem hinab gen Jericho und fiel in die Hände von Räubern, die ihn plünderten und niederschlugen. Sie machten sich auf und davon und ließen ihn halbtot liegen. Zufällig nun zog ein Priester jenes selben Weges, und als er ihn sah, ging er vorüber. Und ebenso ein Levite, der ebenfalls dieses Weges kam — sah ihn und ging vorüber. Aber ein Samariter, der einherkam, gelangte in seine Nähe, und als er ihn sah, wurde er von Mitleid ergriffen; er trat hinzu, verband seine Wunden, indem er Oel darauf goß und ihm Wein einflößte, setzte ihn auf sein eigenes Reittier und überführte ihn in eine Herberge und nahm sich seiner an. Und am Tage darauf zog er zwei Denare hervor, gab sie dem Gastwirt und sagte: Warte seiner, und was du an weiteren**

Auslagen hast, werde ich dir wieder erstatten, wenn ich auf dem Rückweg vorbeikomme. Wer von diesen dreien scheint dir der Nächste gewesen zu sein für den, der in die Hände der Räuber gefallen ist? Und der Gesetzesmann sagte: Der ihm Barmherzigkeit zuteil werden ließ! Und Jesus sagte zu ihm: Gehe hin und tue desgleichen! (Lk 10, 30—37). Statt der künstlichen Angliederung an die Frage nach dem Nächsten, mit der Lukas eine Fuge zu schließen sucht, ist das Gleichnis eher die Antwort auf die Frage: wer von den dreien am ehesten aus dem göttlichen Lebensgefühl oder lebendigen Gottgefühl gehandelt habe. Der Samariter war ein reiner Mensch. Markus erläutert einmal: **Denn die Pharisäer und alle Juden, wenn sie sich nicht sorgfältig die Hände gewaschen haben, essen nicht, da sie an die Ueberlieferung der Alten gebunden sind. Und wenn sie vom Markt heimkommen, essen sie nicht, ehe sie ein Bad genommen haben, und so haben sie auch eine Menge anderer Dinge, die sie zu beobachten pflegen — die Abspülung von Bechern, Gefäßen und Metallkesseln** (Mk 7, 3. 4). Diesen Stellen ist zu entnehmen, wieso Jesus sich von einer kultischen Lebenshaltung abgestoßen fühlte.

O ihr Unsinnigen, hat der, der das Aeußere machte,
Nicht auch das Innere gemacht?
Gebt nur an Almosen her was ihr könnt —
Und dann soll euch alles rein sein! (Lk 11, 40 f.).

Bei Matthäus heißt der Nachsatz: **Du blinder Pharisäer, reinige erst die Innenseite des Bechers, damit auch die Außenseite rein sei!** (Mt 23, 26). Nur wenn das Gottgefühl blank erhalten wird, darf man nach kultischer Reinheit trachten!

Das Reich Gottes kommt also herbei, wenn der soziale Zustand vorliegt, daß Menschen gegen andere Menschen sich rücksichtsvoll benehmen und sie sich vor sich selbst einer anständigen Gesinnung befleißigen. Es sollte wirklich nicht voreilig, wie es geschieht, Jesus die ideale Menschlichkeit im heutigen Sinne abgesprochen werden, nur aus der gebotenen Vorsicht, ihn nicht in die stoische Kutte zu stecken. Eben der Weisheitslehrer und große Rabbi in ihm haben jenes über die jüdische Sitte und Empfin-

dung weit hinausgehende menschheitliche Lebensideal der Liebe und Lauterkeit erschaffen, das dann das ganze antike Leben zum Teil gemeinsam mit der griechischen Philosophenethik, zum Teil aber auch sie weit überbietend durchtränkt hat und bis zur Stunde den volkstümlichen Idealbegriff *Wahres Christentum* als uns immer noch zugängliche Lebensform nährt und aufrecht hält. Ueber die Wirksamkeit dieses durchaus humanitären Ideals war sich Jesus völlig klar. Er hatte das sickernde Wesen des offiziellen Gesinnungseinflusses erkannt und wußte, das Reich Gottes könne nicht anders als durch Gärung in die wirklichen Lebensverhältnisse des Alltags eindringen. Auch diese entscheidende Lebenstatsache hat er in bewunderungswürdiger Weise seinen Zuhörern sinnbildlich darzulegen vermocht durch die Metapher vom Sauerteig. Ihr besonderes Merkmal erhält sie eben durch ihre doppelte Anwendbarkeit sowohl auf die Anhänger der einen wie auf die der andern Urpotenz. Jesus spricht nicht nur dem Reich Gottes, sondern auch dessen Widersachern Sauerteig zu, und meint darunter dieselbe Vorrichtung im Lebensablauf, die zum organischen Prozeß des Menschenlebens überhaupt gehört. Ein Beispiel für seine kluge Scharfsicht und zugleich für seine abwägende Kenntnis des gesetzlichen Inventars ist dieses: ein Ausfegen und Sichhüten vor dem Sauerteig war rituell vorgesehen bei der Vorbereitung des Passahs und der Opfer (Ex 13, 3. 7. Lev 2, 11. 6, 17). Jesus richtete sein Augenmerk besonders auf die natürliche Kraft der Hefe, trägen Teig durch Gärung zu beleben und mit einem angenehmen Geschmack zu versehen. **Das Himmelreich ist gleich wie Sauerteig, den eine Frau nimmt, um ihn mit drei Maß Mehl zu durchkneten, bis alles von dem Gärungsmittel durchdrungen ist** (Mt 13, 33. Lk 13, 21). Aber ebenso dann auch: **Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer und der Sadduzäer!** (Mt 16, 6). Apokalyptik ist ein fermentativer Prozeß.

Bei diesem Anlaß wird uns ein Wink, wie schwer verständlich mit manchem andern Gleichnis auch dieses vom Hefeteig seiner Umgebung gewesen sein mag: **Warum grübelt ihr denn immer in euch selbst herum, ihr kleingläubigen Leute, deshalb, weil ihr nicht Brot habt? . . . Versteht ihr denn nicht, daß ich nicht**

von Broten zu euch gesprochen habe? Sondern: hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer und Sadduzäer? Da begriffen sie, daß er sagte, sie möchten sich in Acht nehmen vor dem Sauerteig nicht der Brote, sondern der Lehre der Pharisäer und Sadduzäer (Mt 16, 8. 11 f.). Auf einem Ausflug zu Schiff hatten sie den Proviant vergessen. Daran anknüpfend sprach Jesus vom Sauerteig. Sie nahmen das unsymbolisch, etwa als wollte er über die Brotzubereitung an sich etwas Belehrendes sagen. Sie begriffen nicht, wie er nun gerade jetzt drauf kam: **Aber sie sannen bei sich selbst darüber nach, indem sie sagten: Wir haben ja gerade keine Brote mitgenommen** (Mt 16, 7). In dieser Fassung mutet die Bemerkung allerdings zugestutzt an; aber ein derartiges Nebeneinandervorbeireden wird wohl sich ereignet und Anlaß geboten haben, daß die Ueberlieferung das Geschehensein eines Mißverständnisses sich gemerkt hat bei Anlaß der Vokabel: *Sauerteig* — wie ja auch der merkwürdigen Verdunkelungstheorie der Urgemeinde, die alle drei Synoptiker vortragen (Mk 4, 10—13. Mt 13, 10—13. Lk 8, 9 f.), die Erinnerung an solche Unstimmigkeiten in der Aufnahme seitens der Empfänger zum Ursprung dient. Gewiß waren die Gleichnisreden auf Verständlichkeit angelegt und sollten gerade das Gegenteil dunkler Rätselworte sein. An sich bedurften sie auch keiner Deutung. Aber eben das Beispiel vom *Sauerteig der Pharisäer* — dem ja noch der *Sauerteig des Herodes* beigefügt wird (Mk 8, 15) — mit darauf folgendem Verstockungsgespräch (Mk 8, 16—20) beweist auch die nicht ausbleibende Schwierigkeit der symbolischen Ausdrucksweise. Noch ist zu beachten, wie innig im Reichsgottesgleichnis die Bilder *Senfbusch* und *Sauerteig* verschmolzen sind (Mt 13, 31—33; Mk 4, 30—32. Lk 13, 18—22). Beide bezeichnen eine rasche und unaufhaltsame Ausbreitung — das Wachstum für den wahrnehmenden Anblick, der Sauerteig für den Wesenswert. Der Strauch sprießt, weil der Saft ihm in die Blätter steigt. Die Form, die sich auswächst, und die Kraft, die durchsickert, gehören beide zur Verrichtung des organischen Lebens. Und beide verändern sich, bilden das bewegende Element der *Vorgänge*. Es ist die Entscheidung von Fall zu Fall, die sich immer wieder anders, aber doch immer als äußeres Wachstum und innere Gärung vollzieht.

Also immerzu schön wachsen und tief gären lassen! Wenn aber daraufhin die Gottesherrschaft naturhaft die Oberhand gewinnt, dann schließt das eine Pflege fester Grundsätze aus. Das Reich wächst, es gärt — aber niemals läßt es sich übers Knie brechen, also herbeibefehlen! Stürmisch geht es schon zu; aber es ist nicht die Gewaltsamkeit des Staatsgesetzes. Nichts anderes liegt jenen *Korrekturen,* die Jesus in der Bergpredigt am Gesetz vernimmt, zugrunde. *Ihr habt gehört, daß den Alten gesagt ist* — und: *Ich aber sage euch!* Die Alten: das ist das Gesetz. Ich aber! — das ist der göttliche Lebenstrieb. Die Folge dieser Einstellung ist die ausweichende Haltung gegen grundsätzliche Entscheidungen von gesetzlicher Art. Jesus will den Verbrecher nicht von vorneherein verurteilen, aber noch weniger ihn verherrlichen. Es erheben sich die Vorbehalte dann gleich ringsum wie Wände. Am ausgedehntesten breitet sich der Streitfall über die Gesetzlichkeit der Ehe aus. Die Gegner wollen ihm eine Schlinge legen und fragen ihn, ob man sich von seiner Frau dürfe scheiden lassen. Das Gesetz erlaube die Ehescheidung (Deut. 24, 1). Er antwortet mit dem Hinweis auf die Erschaffung und Vereinigung beider Geschlechter im Paradies: **Mann und Weib erschuf er sie. Deshalb wird der Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen — und die beiden werden ein Fleisch sein** (nach Gen 1, 27. 2, 24). **So sehr, daß sie nicht mehr zwei sind, sondern ein Fleisch. Was also Gott zusammenfügte, möge nun ja der Mensch nicht trennen** (Mk 10, 6b—9). Die Scheidungserlaubnis läuft der Natur zuwider, Moses erließ sie **um euerer Herzenshärte willen** (Mk 10, 5). Er fühlte lebenerhaltend; ihm kommt auch nicht ein Gedanke an einen Ausnahmezustand von der Ehe, sei es *büßerische* Enthaltsamkeit, sei es die zügellose Gier des Wüstlings. Auch für den Umgang der Geschlechter zieht sich Gott wie sonst von dem wirklichen Leben nicht zurück: **Er ist nicht Gott der Toten, sondern der Lebendigen** (Mt 22, 32b), so schließt Jesus seine Zurückweisung der sadduzäischen Irreführung, wenn eine Frau siebenmal Witwe werde, welchem Mann sie in der Auferstehung angehöre. Im übrigen hat er die Wirrnisse, die das Geschlechtsleben in der menschlichen Seele anstiftet, als etwas Unbegreifliches scheu von sich gewiesen: **Wer das verstehen**

kann, mag es verstehen! (Mt 19, 12). Wie zum Ausgleich für etwas Beängstigendes und Unheimliches folgt auf jene peinliche Erörterung vom Vorkommen der Verschneidung sogar um des Reichgottes willen die Szene von der Liebkosung der Kinder. Sie wurden ihm gebracht, daß er ihnen die Hände auflege und über ihnen bete — es klingt wie ein Aufatmen, der Anblick dieser Kleinen vor Eintritt der Geschlechtsreife: **Laßt diese kleinen Kinder zufrieden und hindert sie nicht, zu mir zu kommen. Denn ihresgleichen gehört das Himmelreich an!** (Mt 19, 14). Wer so sprach, hatte einen Begriff auch von der geschlechtlichen Not der Menschen und noch mehr ein Herz dafür!

Die Herbeikunft des Reiches hängt demnach von dem Platz ab, den es noch einzunehmen vorfindet. Seine Fähigkeit, einzuströmen, wäre unerschöpflich. Sind Lücken da, so dringt es unaufhaltsam ein und füllt sie aus. Nur wo die widergöttliche Urpotenz bereits die Substanz bildet, nur da hat die Gottesherrschaft keine Aussicht, ihrerseits noch *zu kommen*. Sie verlangt Widerstandslosigkeit oder doch überwindliche Widerstände. Diese bestehen in der passiven Empfänglichkeit für entgegengebrachte Liebe, eben wie es bei den Kindern der Fall ist: **Wahrlich, ich sage euch, wer nicht das Reich Gottes aufnimmt wie ein Kind, der wird nicht in es hineinkommen!** (Mk 10, 15. Lk 18, 17). Aber die kindliche Empfänglichkeit genügt nicht in einer Welt, in der nicht der Friede schon herrscht, da ihn das Schwert erst herbeiführen soll. Die kindliche Empfänglichkeit ist Ziel; Ausgangspunkt aber, um je einmal ans Ziel zu gelangen, ist die männliche Bereitschaft, ausgedrückt durch die große Geberde des Wachens und Betens. Der Ruf, wachsam zu sein, hat die Synoptiker in der letzten Partie ihrer Darstellung lebhaft beschäftigt. Sie wetteifern mit eigenen Ergänzungen. Die Führung nimmt Matthäus:

Wachet also!
Weil ihr nicht wißt, an welchem Tage euer Meister kommen wird.
Aber versteht dieses:
Wüßte der Hausherr, zu welcher Stunde der Nacht der Dieb käme,
Er würde wachen und ließe in seinem Haus nicht einbrechen.

Deshalb, ihr auch, seid bereit,
Weil zur Stunde, da ihr es nicht denkt,
Der Menschensohn kommen wird.
Welcher Knecht ist nun treu und klug?
Den der Herr seinen Dienern vorgesetzt hat,
Um ihnen ihre Kost zur richtigen Zeit zu verabreichen?
Glücklich dieser Knecht,
Den der Herr bei seiner Ankunft also tätig findet.
In Wahrheit, ich sage euch:
Allen seinen Gütern wird er ihn überordnen.
Aber wenn schlecht dieser Knecht in seinem Herzen sich sagt:
Mein Herr verzieht
Und untersteht sich und schlägt seine Gefährten,
Ißt und trinkt mit den Trunkenbolden —
Der Herr dieses Knechtes wird kommen
Am Tage, da dieser sich dessen nicht versieht,
Und zur Stunde, die er nicht kennt.
Er wird ihn vierteilen lassen
Und ihm das Los der Heuchler zuweisen.
Da wird sein Heulen und Zähneschnattern. (Mt 24, 42—51).

Die Düsterheit des Gemäldes vom Weltende bleibt bei Jesus nicht ohne einen lichten und frohen Ton. Nicht der Richter ist es, der die letzten Vorgänge leitet, sondern der typische Träger der Freude, der Bräutigam. **Alsodann wird das Himmelreich zu vergleichen sein zehn Jungfrauen, die ihre Lampen ergriffen haben, froh dem Bräutigam entgegen. Nun, fünf unter ihnen waren töricht, und fünf waren klug. Denn die Törichten griffen zu ihren Lampen, ohne Oel mit sich zu führen. Aber die Weisen führten Oel mit sich in Krüglein neben ihren Lampen; und da der Bräutigam verzog, sanken sie alle in Schlummer und schliefen. Nun, gegen Mitternacht erschallte das Geschrei: Siehe, der Bräutigam ist da, geht ihm entgegen! Darauf nun erhoben sich alle diese Jungfrauen und brachten ihre Lampen in Ordnung. Und die Törichten sagten zu den Klugen: Gebt uns von eurem Oel, denn uns erlöschen die Lampen. Aber die Klugen erwiderten und sagten: Es könnte sein, es reichte dann weder für euch noch für uns aus;**

Geht eher zum Kaufmann und kauft euch euren Bedarf! Nun, während sie gingen und kauften, kam der Bräutigam. Diejenigen die bereit waren, traten mit ihm in den Hochzeitssaal, und man schloß die Türe zu. Darauf kamen die übrigen Jungfrauen herbei und sagten: Herr, Herr, mach uns auf! Aber er erwiderte ihnen also: In Wahrheit, ich sage euch, ich kenne euch nicht. — Wachet denn, weil ihr weder Tag noch Stunde wißt! (Mt 25, 1—13). Das Weltende ist also hier geschildert nicht als ein Gerichtstag, wie noch in der Verkündigung des Täufers, sondern als ein Hochzeitsfest. Die Menschen, die es erleben, sind nicht vorgeladen zu einer schreckenerregenden Frist, sondern eingeladen zu einer Feier höchsten Glücks.

Töne der Freude freilich hat sich unter den Synoptikern einzig der jüngste vorbehalten, Lukas. Er allein läßt in der Geburtsgeschichte den Engel **große Freude verkünden** (Lk 2, 10), **mit Freuden** legt der glückliche Finder das verlorene Schaf auf seine Schultern (Lk 15, 5), und also wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße tut (Lk 15, 7. 10). In den Ostergeschichten wird ebenfalls die ausbrechende **große Freude** durch Lukas berichtet (Lk 24, 41. 52). Bei Matthäus und Markus sammelt sich der Augenblick der Freude, ohne sie ausdrücklich so zu nennen, ein einziges Mal in der symbolischen Figur eben des Bräutigams: **Es können die Leute des Bräutigams doch nicht fasten, so lange der Bräutigam unter ihnen ist! So lange Zeit der Bräutigam unter ihnen weilt, können sie nicht fasten. Es kommen aber Tage, da wird der Bräutigam von ihnen genommen sein, und diesen Tag dann werden sie fasten** (Mk 2, 19 f. Mt 9, 15. Lk 5, 34 f.). Da an dieser frühen Stelle der Name des Täufers ausdrücklich genannt ist, weil er im Hinblick auf die Johannesjünger seinen Jüngern diesen Bescheid gab, so ist die Symbolfigur des Bräutigams von der Urgemeinde ausdrücklich als eine Auszeichnung der jesuischen Enderwartung geprägt im Unterschied zur Furchterwartung der Täuferendansage. Nochmals müssen wir Jesus hier einen thambischen Aeoniker nennen, weil er den Hereinbruch der neuen Weltzeit nicht als den Zusammenbruch der morschen alten Weltzeit empfand, sondern zu ihrem Empfang

ein staunendes Verlangen aufbrachte. Diese Enderwartung mußte aber bedingungslos sein und der Erwartende jede Gemeinschaft mit der früheren Weltzeit völlig abgelegt haben:

Niemand näht ein Stück frisches Tuch auf altes Kleid,
Sonst nimmt das neue Teil vom alten mit weg,
Und es kommt zu einem noch größeren Riß.
Und niemand legt neuen Wein in neue Schläuche,
Sonst sprengt der Wein die Schläuche,
Und der Wein ist ebenso dahin wie die Schläuche!

(Mk 2, 21 f. Mt 9, 16. 17a. Lk 5, 36 f.).

Es ist von großer Erhabenheit, diesen gehämmerten Realismus der Symbolsprache bei Jesus zu entdecken. Er zeigt die unheimliche Glut seiner Erwartung, zeigt aber zugleich auch, wie beherrscht er fühlt, wie sicher er seiner Sache war. Es ist nicht anders auszudenken als daß er, einem Mysten gleich, dem Ende dieser Welt wie einer Geburtsstunde entgegensah. Die noch gegenwärtige Welt, die nur noch da war, um unterzugehen — sie war Kruste und Schlacke. Sie mußte bersten, und vielleicht barst sie morgen. Diese Weltzeit, deren Schicksal besiegelt war, sie war eine geschlossene (abgeschlossene, zugesiegelte) Welt. Die andere Weltzeit jedoch, die jeden Tag anbrechen konnte, sie war die offene Welt. Er hatte sie in ihrer vollen Weite erschaut, grenzenlos ausgedehnt und in himmlischen Glanz getaucht, im ekstatischen Augenblick, da er die Taufe empfing. Eine neue Art, in der Welt zu stehn und sie zu sehn, war damit in diesem einzigen jüdischen Herzen aufgebrochen. Eine ähnliche Verzückung über die offene Welt, die zugleich offener Himmel war, ergriff den ersten urchristlichen Märtyrer Stephanus: **Siehe, ich sehe die Himmel offen!** (AG 7, 56). Und bei Beginn seines Heilswerkes sagt der johanneische Christus zu Philippus und Nathanael: **In Wahrheit, in Wahrheit, ich sage euch, ihr werdet den Himmel offen sehn und die Engel Gottes herabsteigen auf den Menschensohn** (Jo 1, 51).

2.

Wir gehen nun zu den beiden großen Stichworten wie der Synpotiker selbst so auch ihrer Erforschung über: Menschen-

sohn und Messias. Diese härteste Nuß der Auslegung, ob Jesus sich für den erwarteten spätjüdischen Messias gehalten habe, hat seit fast zehn Jahrzehnten die Knackzange scharfzahnigen Denkens umsonst einzudrücken versucht. Sie enthält die innern Widerstände des jesuischen Lebensgeheimnisses, so daß ihre Wände von innen her vor der kritischen Zertrümmerung geschützt sind. Für uns aber bilden die beiden feierlichen Bezeichnungen den Schlüssel zu dem, was Nietzsche außerordentlich treffend das Personalproblem Jesus nennt. Der Ausdruck *Menschensohn* ist, sofern echte Forschung sich mit ihm befaßt, noch ein Monopol der semitischen Linguisten geblieben. Sie lassen nur ein Uebersetzungsversehen der Septuaginta, wenn nicht überhaupt nur den Schreibfehler gelten. *Barnascha* heißt Jedermann — nichts weiter. Die biblische Grundstelle, die alle weiteren biblischen Verwendungen des Ausdrucks veranlaßt hat, steht bei Daniel und lautet: **Da kam einer, der einem Menschen ähnlich sah, heran mit den Wolken des Himmels, gelangte bis zu dem Hochbetagten und wurde vor ihn gebracht** (Dan 7, 13). Bei andern spätjüdischen Apokalypsen findet sich diese Herankunft eines *Menschensohns* (Messias) vor den *Alten der Tage* (Gott) noch ausgemalt, besonders im Henochbuch in dem Sinne, wie Daniel weiter schreibt: **Dem wurde nun Macht und Herrschaft verliehen: alle Völker, Nationen und Zungen müssen ihm dienen; seine Macht soll eine ewige und unvergängliche sein, und sein Reich niemals zerstört werden** (Dan 7, 14). In den synoptischen Evangelien kommt der Ausdruck *Menschensohn* in dreierlei Sinn vor; Jesus stellt sich Johannes gegenüber im Urteil der Zeitgenossen: **Dann kam ein Mensch wie Ich, aß und trank** (Mt 11, 18 f. Lk 7, 33 f.). Etwas abgeschwächter lautet es dann: **Die Füchse haben Gruben, die Vögel Nester, ein Mensch wie Ich, hat nicht, wohin sein Haupt legen** (Mt 8, 20. Lk 9, 58). Jesus kann sich aber auch den emphatischen Ausdruck *Menschensohn*, so wie er in der Danielstelle eingeführt ist, beigelegt haben. Dann schließt dieser Ausdruck genau so einen esoterischen Anspruch in sich, wie der Ausdruck *Gottessohn*. Sofern dieser freilich in den Synoptikern vorkommt, entstammt er sicher überall der Gemeindedogmatik (vergl. Jo 3,

16 ff. 5, 25. 9, 35. 10, 36. 11, 4. 17, 1). Jesus nennt sich selbst den *Sohn* nur einmal (Mk 13, 32. Mt 24, 36) bei Markus, und ein weiteres Mal in der Spruchquelle (Mt 11, 27. Lk 10, 22). Wir entnehmen diesen und ähnlichen, nicht so ausgesetzten Stellen das Bestreben der Ueberlieferung, Höhepunkte im Selbstbewußtsein des Jesus festzuhalten. Sie fügen sich unserm Bestreben ein, klarzulegen, inwiefern dieses Selbstbewußtsein *messianisch* genannt werden darf und inwiefern nicht.

Von einem eigentlichen, dem bloßen Instinkt entwachsenen, wissentlich und willentlich erhärteten Selbstbewußtsein des Jesus und gar noch von einem messianischen darf aber fürwahr nicht länger die Rede gehn. Sehr wohl aber vom Ausdruck seines unmittelbaren lebendigen Gottgefühls und göttlichen Lebensgefühls, das sich, wie alles ihm religiös Wesentliche, zum Bilde dichtete, er selbst sei ein seit der Taufe im Empfang der Ruach erzeugter, aus der Wahl des Wohlgefallens hervorgegangener Sohn Gottes. Hier allein und in keinerlei bejahenden Beziehungen zum spätjüdischen Messianismus, dem er vielmehr auswich, weil er ihm im Wege war, wurzelt die spätere kirchliche Christologie schon bei den Synoptikern. Wo bei ihnen heute noch die einzigartige göttliche Auszeichnung des Jesus durchschimmert, als das himmlische Adelsprädikat des *Sündlosen*, da geschieht es nie im Sinne eines transponierten Messias-Christus, vielmehr stets im Sinne des *Gezeugten* und *Erwählten*, der dadurch auch zu einem *Gesalbten* werden konnte, als er, aber erst im verzeihlichen Mißverstande der Urgemeinde, nun eben dank deren Weissagungsbeweis in den Bann der schriftbegründeten Messiaserwartung hineingeriet. Mit seinem Jesus Christus hat der Hellenismus an synoptisches Urgut angeknüpft, indem er es umbog.

Um den biographischen Ursprung des Ausdrucks ist nicht herumzukommen. Jesus hat sich seiner wirklich bedient und unter dem *Barnascha* oder *Menschensohn* sich selbst gemeint in seiner persönlichen Originalität im Unterschied zu den andern Leuten. Dem Sinne nach scheint uns daher die zutreffende Uebertragung zu lauten: ein Mensch wie ich! So gewendet, kann der Ausdruck bald einen alltäglichen, bald einen außer-

gewöhnlichen Inhalt besitzen. Es ist also unter diesen Umständen der Einwand der Sprachgelehrten, die sich mit den Evangelien zu schaffen machen, so verfehlt wie möglich. In dem Grade als die Urgemeinde emphatisch und gesteigert empfand, füllte sich ihr auch der Ausdruck in der Richtung auf den Messiasgedanken, dem Jesus sich damit aber nur näherte, ohne ihn auf seine Person anzuwenden. Die persönliche Erfahrung ließ ihn diese Bezeichnung wählen, und wenn damit im öffentlichen Sprachgebrauch auch eine lehrmäßige Bestimmung verbunden war, so wehrte sich Jesus, wie wir gleich sehen werden, so lange als möglich gegen dieses Aufgehen seines innersten Eigengutes in das Schema des Messianismus, das er in seiner Volksreligion vorfindet und so oder anders auch in seinen eigenen Glauben immer schon miteingeschlossen haben mag, ohne Ahnung freilich, daß er dank seinem Eintritt in die apokalyptische Bewegung einer späteren persönlichen Beziehung auf die Messiasgestalt zugetrieben werde. Zugrunde liegt möglicherweise seine Lebenserfahrung vor dem Empfang der Taufe und die Enttäuschungen, die ihm da der Umgang mit Menschen verursacht hat. Zu allen Zeiten und in jeder Rasse zeichnet den begabten, schöpferisch veranlagten Menschen jener geheime, Wunder wirkende Trieb aus, der sich gesellschaftlich als Idealisierungsvermögen kundgibt. Ein solcher divinatorisch beschaffener Mensch sieht nun den begabten Mitmenschen, zu dem es ihn hinzieht, integral, d. h. so, wie jener bei der ungebrochenen Ausbildung seiner natürlichen Mittel und Anlagen sein könnte und müßte. Und das ist ihm, dem Schaffenden, dann die Wirklichkeit, die dieser Mensch für ihn darstellt. Für alle andern hingegen und nicht zuletzt für den betreffenden Idealisierten selbst entscheidet der empirische Mensch — also der Mensch, wie er unter Einrechnung aller Rückstände und Verkrümmungen tatsächlich zu Recht besteht — und so stehen sich denn zwei Wirklichkeiten gegenüber von dem Augenblick an, wo ein Mensch den andern nicht eindeutig nimmt, sondern ihn *idealisiert*. Von den dabei eingeheimsten Erfahrungen nimmt bei Jesus seine religiöse Schöpferkraft ihren Anfang.

Nicht jeglicher, der zu mir sagt: Herr, Herr —
Wird ins Himmelreich einkehren,
Sondern derjenige, der den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist.
Viele werden zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr —
Haben wir denn nicht in deinem Namen prophezeit,
Nicht in deinem Namen böse Wichte vertrieben,
Nicht in deinem Namen zahlreiche Wundertaten ausgeübt?
Und dann werde ich ihnen sagen:
Niemals habe ich euch gekannt —
Entfernt euch von mir, heimtückische Meister des Unrechts!
(Mt 7, 21—23).

Vielleicht dürfen wir in dieser Rede, die vom persönlichen Umgang ausgeht, den Anfang zu derjenigen Gemütsverfassung erblicken, die wir als seine apokalyptische Beschaffenheit, als die Neigung seines Charakters zu einer kassandrischen Weltbetrachtung ansprechen möchten. Er hat den Unterschied entdeckt, wie ein und derselbe Mensch tatsächlich beschaffen ist, wie dann dabei aber ganze Teile seiner Veranlagung verkümmert bleiben. Dieses Vergleichen zwischen tatsächlich wahrnehmbaren (additionellen) und bei letztmöglicher Steigerung absehbaren (potentiellen) Zuständen, ist die psychologische Vorstufe zu der gewaltigen Enderwartung des Weltgerichts: die Einkehr, der Gewissensbiß tut es nicht allein, um zu einer solchen Vorstellung zu gelangen. Gerichtstag halten über das eigene Ich — ist nur das eine am religiösen Gesamtvorgang, nämlich dessen individuelle Seite, die der einzelne Religionsteilnehmer von sich aus beizusteuern hat. Aber daß es aus den zahllosen Reueprozessen der Einzelmenschen zur Gesamterneuerung der Welt komme — *omnia instaurare in Deo* — dazu bedarf es prophetischer Begabungen, die nun auch mit den Andern Gerichtstag halten und ihnen den Nachweis bringen, was ihnen zum integralen Wesen der von Gott mitbekommenen seelischen Begabung und Begüterung fehlt. Mit erstaunlicher Plastik wird das dargestellt im *Gleichnis von den anvertrauten Pfunden*, das die reiche und glanzvolle jesuische Parabelreihe abschließt. Es liegt hier in der Tat eine

psychologische Spitzenleistung vor auf dem Gebiete religiöser Einsicht: **Und es wird wahrhaftig sein wie bei einem Manne, der, ehe er ins Ausland ging, seine Diener kommen ließ und ihnen seine Güter übergab. Diesem gab er fünf Talente, diesem zwei, diesem eins, jedem nach seiner Fähigkeit!** (Mt 25, 14 f.). Bei Lukas ist die Parabel in einer Färbung vorgetragen, die jene persönliche Beteiligung an der Gleichnisdichtung, die wir glauben entdecken zu können, noch deutlicher hervortreten läßt in dem eingefügten Satze, der völlig aus dem Bilde fällt: **Nun, seine Mitbürger haßten ihn, und sie sandten eine Abordnung hinter ihm her um zu sagen: Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche!** (Lk 19, 14). Klingt uns da nicht, wenn wir diesen einen Satz als Ausdruck einer Volksstimmung überlegen, jener andere im Ohre auf, da Heraklit, der Dunkle, seine ephesinischen Mitbürger sagen läßt, „sie, die ihren wackersten Mann aus der Stadt gejagt haben mit den Worten: Von uns soll keiner der wackerste sein oder, wenn schon, dann anderswo und bei andern". (Diels, Spruch 121.) An einem schöpferischen Geist, der vereinsamt, aber keineswegs ausgeschaltet in der Volksgemeinschaft mitten drin steht, von ihr gehaßt, mißverstanden und doch ihr unentbehrlich geworden, weil doch er allein fähig ist, dasjenige auszudrücken, was sie selbst fühlt und weshalb sie in hilflosem Zorn gegen den Stachel lökt, tritt der Gedanke der Ueberlegenheit unverkennbar in Kraft, und damit das Bedürfnis nach einer Rangordnung im Verhältnis zu Gott, die gleichkommt einer seelischen Wertstaffel. Auch ist bei Matthäus der Werturteilende ein bloßer Herr und Vermögensinhaber, bei Lukas hingegen ein König, der nachher Richter — und zwar Endrichter ist. Auch fügt Lukas einen weiteren biographisch klingenden Satz bei:

Was diese Leute anbelangt, meine Feinde,
Die nicht wollten, daß ich über sie herrsche,
Führt sie hieher und schlachtet sie ab vor mir! (Lk 19, 27).

Diese Gedanken auflodernder Rache und Genugtuungsempfindung, wie sie einem Kämpfer, wenn er durchgehalten hat, stets in urnatürlichem Gefühlsausbruch sich aufdrängen, unterstreichen nur eben die Größe der Errungenschaft, die Jesus in seiner Cha-

raktertabelle vorlegt und die in der mächtigen Paradoxie gipfelt: **Jedem, der da hat, wird gegeben werden, und er wird Ueberfluß erleiden. Von dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen werden, was er hat!** (Mt 25, 29. Lk 19, 26). Jesus hat wirklich den Wertgedanken in die Mitte seiner Lehre vom Leben in Gott hineingeschoben, und zwar mit einer Wucht und Unerbittlichkeit, hinter der Nietzsche, der Aehnliches wollte, weit zurückbleibt. Bei Nietzsche wendet sich selbstmörderisch die Kritik am Wert gegen den Wert selbst, der unter der Schärfe des Messers leiden muß. Umwertung ist immer auch Wertbedrohung, lauernde Gefahr für den vorhandenen Wert, den die ihm geltende Kritik nur verwunden, nicht fördern kann. Denn Kritik ist, als nacktes Vorgehen des Geistes, immer lebensfeindlich — weshalb auch Jesus von aller Kritik dringend abrät (Mt 7, 1. Lk 6, 37). Der Wertgedanke beherrscht die Bergpredigt entscheidend: **Gebet das Heilige nicht den Hunden und werfet euere Perlen nicht vor die Schweine, damit diese sie nicht mit ihren Füßen zertrampeln und sich nicht daraufhin gegen euch wenden und euch in Stücke reißen** (Mt 7, 6). Jesus verlangt nicht Umwertung oder Erschaffung neuer, sondern Schonung und Wachstum der vorhandenen Werte. Da die Welt Gottes ist und vom Satan wohl bedroht, aber nicht besessen wird, so handelt es sich nur um Verteidigung und Schutz der vorhandenen Werte. Diese Auffassung ist derjenigen der Griechen und Griechenschüler unter den großen Moralisten der letzten zweitausend Jahre völlig entgegengesetzt, und von hier aus läßt es sich auch am besten erkennen, warum Jesus überhaupt nicht unter die Moralisten zu rechnen ist und ihm die Ethik eine wiewohl unentbehrliche, so doch nebensächliche Begleiterscheinung zum Gottverhältnis blieb. Er war kein Reformer, also kein Umwerter, wie überhaupt kein wollender, zielanstrebender, zwecksetzender Ideologe, wie es jeder Ethiker sein muß. Gerade darum konnte aber Wertschutz und Wertbejahung nicht als Möglichkeit, sondern als primärer Befund im Mittelpunkt seiner Verkündigung stehen. Bei den Griechen ist die Dekadenz das Gegebene und die Säuberung nur eine anzustrebende, noch bevorstehende Möglichkeit, die mißglücken kann,

bei Jesus ist sie hingegen das zu Unrecht Hereingekommene, was wieder weg muß, da es nicht dahin gehört. Also ein viel stärkerer Standpunkt, weil er von Grund aus konservativ ist und die ihn erzeugenden Gefühle in der Urreligion wurzeln. Worin dieser Standpunkt aber besteht, sagt unser Gleichnis mit geradezu erschütternder, zeitloser Genialität: Es ist ein Wert vorhanden. Er muß verwaltet werden. Einer allein kann's nicht mehr. Also verteilt er die Gaben. Grundsatz: der Wert darf unter keinen Umständen einschrumpfen. Wie die Vermehrung bewerkstelligt wird, ist Sache eines jeden, der die Verantwortung übernommen hat. Verlangt wird nur, daß sich der Wert mehre. Wer nur pflichtgemäß abliefert und nicht ein Vielfaches vom Empfangenen, der wird, wiewohl er seine Pflicht getan hat, aber eben nicht mehr, unbarmherzig mit dem Fluche belegt:

Schlechter und träger Knecht,
Du wußtest, daß ich ernte, wo ich nicht säte,
Und daß ich einhole, wo ich nicht verteilte, —
Du hättest mein Geld den Wechslern einzahlen sollen;
Bei meiner Rückkehr hätte ich es mit Zinsen abgehoben —
Nehmt ihm sein Pfund! (Mt 25, 26 f. Lk 19, 22—24).

Nur der Schaffende ist fromm!

So mächtig nun diese Durchführung der jesuischen Wertlehre schon an sich berührt, sie ist doch noch auf die Seite des Weisheitslehrers zu buchen. Es ist eine unwiderlegliche religiöse Einsicht, die hier vorgetragen wird — aber das konnte auch der geniale Rabbi. Nun hat es aber Jesus dabei nicht bewenden lassen, und was er seinem unerhörten Schlußgleichnis, seinem erhabenen Schwanengesang als Paraboliker noch beifügt, ist nun freilich nur aus seiner *messianischen* Bindung zu erklären. Nun ist auf einmal er selbst der richtende König! Es braucht seinen Mund, um die Schafe von den Böcken zu trennen, und sein Spruch hat den Wert von Ewigkeit zu Ewigkeit; denn ihn fällt der Endrichter und der Herr des Weltgerichts. Es folgt die Stelle, wo das Gleichnis in die Verheißung kommender Gottesherrschaft übergeht; der gottgesandte Sohn spaltet die Menschheit:

Und, wenn dann der Menschensohn kommen wird in seinem
Und alle Engel mit ihm, Glanze,
Dann wird er sich setzen auf seinen Thron der Herrlichkeit,
Und alle Völker werden versammelt sein vor ihm.
Er wird die einen von den andern trennen,
Wie der Hirte die Schafe von den Böcken trennt,
Und er wird die Schafe zu seiner Rechten aufstellen,
Die Böcke zu seiner Linken! (Mt 25, 31—33).

(Zwischenbemerkung der Religionsgeschichte: eine merkwürdige Verschmelzung chthonischer und uranischer Empfindung! Zwar sind die Schafe, also die Muttertiere, die Symbole der Guten. Aber die gute Seite ist nicht die in aller Urreligion bevorzugte sakrale Linke, also nicht die Seite des schlagenden Herzens — Matriarchat und Paternität haben also hier einen Kompromiß eingegangen). Jesus fährt fort:

Dann wird der König zu denen sagen, die zu seiner Rechten sind:
Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters,
Besitzt das Reich, das euch zubereitet ist
Seit der Schöpfung der Welt —
Denn ich hungerte, ihr speistet mich —
Mich dürstete, ihr tränktet mich —
Ich war obdachlos, ihr nahmt mich auf —
War nackt, ihr kleidetet mich —
Ich war krank, ihr besuchtet mich.
Ich war im Gefängnis, ihr kamt zu mir.
Dann werden ihm die Gerechten antworten, sprechend: Herr,
Wann sahen wir dich hungrig und nährten dich?
Oder erschöpft und haben dir deinen Durst gestillt?
Wann sahen wir dich obdachlos und nahmen dich auf?
Oder nackt, und haben dich gekleidet?
Wann sahen wir dich krank oder im Gefängnis
Und sind zu dir gekommen?
Und der König wird antworten und sagen:
In Wahrheit ich sage euch, alle Male, da ihr's tatet
Einem dieser meiner geringsten Brüder hier,
Bin ich es gewesen, dem ihr es getan habt.

Dann wird er zu denen sagen, die zur Linken sind:
Entfernt euch weit von mir, Verfluchte zum ewigen Feuer,
Das zubereitet wurde für den Teufel und seine Engel —
Denn mich hungerte und ihr gabt mir nicht zu essen.
Ich hatte Durst, und ihr gabt mir nicht zu trinken.
Ich bedurfte eines Obdachs, und ihr nahmt mich nicht auf.
War nackt und ihr habt mich nicht gekleidet —
Krank und gefangen, und ihr besuchtet mich nicht!
Dann werden jene ebenfalls antworten:
Herr, wann haben wir dich gesehen Hunger und Durst leiden —
Oder ohne Obdach oder nackt oder krank oder gefangen
Und haben verfehlt, dir beizustehen?
Dann wird er ihnen antworten, sprechend:
In Wahrheit, ich sage euch:
Alle Male, da ihr es nicht antatet einem dieser Kleinen,
Bin zugleich ich es gewesen, dem ihr es nicht antatet.
Und diese hier werden hingehen zum ewigen Strafgericht,
Die Gerechten jedoch ins ewige Leben! (Mt 25, 34—46).

Diese Dichtung ist vermutlich in der Urgemeinde etwas stilisiert und auf den Osterglauben zugerüstet worden; es ist nicht anzunehmen, daß Jesus *Ewiges Leben* gesagt habe, wo er die nach dem Untergang der gegenwärtigen ausgewechselte *Andere Welt* meinte. Der Auferstehungsglaube war ihm geläufig, aber als die rein jüdisch reale Vorstellung der Rückkehr aus den Gräbern auf die Erde selbst; das Jenseits der vorderasiatischen Mittlermystik, wie sie dann Paulus an Jesu Namen knüpfte, war ihm fremd. Rhythmus und Gedanke der Endschilderung können nur von ihm selbst stammen. Wer außer einem großen Schöpfer hätte Anschauungen, die allgemein auch die Pseudepigraphen füllen, derart in die persönliche Note legen können? Und wer, namentlich, derart einen Ausdruck gefunden für die überragende Herrschaft des Unbewußten in unserm Seelenleben? Gute und Böse wissen nicht, was Gutes sie getan und unterlassen haben! Und eben das ist nicht etwa ein mildernder Umstand, der dieses ihr Verhalten belanglos macht! Nein, eben dieses, daß sie unwissend handelten, offenbart ihr innerstes Wesen! Nicht eine

Willensanspannung gibt den Ausschlag über den Wert unseres Wesens, sondern der Mangel jeder bewußten Ueberlegung oder Entschließung. Eben weil sie es nicht wissen konnten, was für Folgen das hatte, wurde es ihr Schicksal!

Man sieht nun, wie ungereimt es wäre, aus den Bereitschaftsrufen „*Wachet!*“ zu folgern, Jesus habe mit seinen Erwägungen, zu wachen und, auch wörtlich — nicht einzuschlafen (Mk 14, 34 37 f. 40 ff. Mt 24, 38 40 f. 43 ff. Lk 22, 45 f.) die spätere Entwicklung des Christentums zu einer extremen Willensreligion veranlaßt. Unwissenheit bedeutet ihm kein Lebensmanko, im Gegenteil; das trennte ihn ja von den Pharisäern. Auch ihm rauschte der Strom der Lethe; auch er kannte den Trost und Gewinn des Vergessens, und zwar kannte er ihn schon da, wo er nur als Rabbi spricht:

Aber wenn du Almosen gibst,
Daß nur dann deine Linke nicht wisse, was die Rechte tut,
Also daß dein Almosen insgeheim sei
Und dein Vater, der ins Verborgene siehet, wird dir's lohnen.
Und wenn ihr beten werdet,
Werdet ihr nicht wie die Heuchler sein;
Denn sie lieben es, in den Synagogen
Und an den Marktecken aufrecht zu beten,
Damit sie von den Leuten bemerkt werden.
In Wahrheit, ich sage euch, ihren Lohn werden sie schon bekommen!
Aber du, wenn du beten wirst, tritt in dein Zimmer ein,
Und, hinter verschlossener Türe,
Bitte deinen Vater, der im Geheimen anwesend ist;
Und dein Vater, der ins Geheime sieht, wird dir's lohnen!
Aber — beim Beten, plappert nicht wie die Heiden.
Denn sie meinen mit recht vielen Worten Erhörung zu finden.
Tut es ihnen also nicht nach —
Denn euer Vater weiß, wessen ihr bedürftig seid,
Ehe ihr es von ihm erbittet! (Mt 6, 3—8).

Also schon als Weisheitslehrer empfiehlt er, das Unbewußte im Seelenleben ja nicht gewaltsam aufzurühren, nicht den Mund,

sondern das Herz sprechen lassen. Wichtig ist dabei, daß dies im Zusammenhang mit dem Lohngedanken geschieht. Wieder psychologisch gewertet eine beträchtliche Spannung — nicht wissen was man tut, und, sofern man sich der Lage doch bewußt ist, dann sich nicht darüber beunruhigen, daß man die aktiven Mächte, Beobachtung, Entschließung ausschaltet — weil man sich sagen darf: gerade auf die Weise wird uns Lohn!

Damit berühren wir den zweiten wichtigen Punkt in der Erörterung der messianischen Psychologie bei Jesus. Nach dem *Wert* den Lohn. Er ist der leitende Klang der Bergpredigt und beschwingt ihren Rhythmus auch an andern Spruchreihen als dem oben mitgeteilten Beispiel. (So Mt 5, 12 46. 6, 1 f. 16. Lk 6, 23, 35). Die theologische Forschung hat diesem wichtigen und schwierigen Kapitel, das man im Problem des sogenannten Eudämonismus des Jesus zusammenfaßt, große Sorgfalt angedeihen lassen; es ist in der Tat die eigentliche Türangel seines Personalproblems, dessen abgeteilte Kammern sich von hier aus geordnet öffnen und schließen lassen. Sie hat eingesehen, daß man ausgehen muß von der durch Jesus geschaffenen Höhenlage des sittlichen Ideals, wie etwa der Ausdruck lautet, der den seelischen Wertbegriff umschreibt; aber darauf habe dann zu folgen die Begründung der Religionsvollkommenheit, wie sie Jesus gelungen sei, durch die Erläuterung ihres Gefühlsgehaltes. Und eben eine solche hat, wenn sie sachliche Textauslegung bleiben will, auszugehen von dem Gebrauche, den die drei ersten Evangelien mit dem Ausdruck und Sinn des Lohnbegriffs ausüben. Einmal mehr besiegelt Jesus hier seine Vergangenheit durch Uebernahme eines jüdischen Hauptgedankens in seine Verkündigung. Die Bundes- und Freundschaftsstellung von Mensch und Gott reicht in der altisraelitischen Religion tief in die vorgeschichtlichen Anfänge hinunter. Der Adoptivgott Jahwe, der die alten Israeliten nach Kanaan begleitete und sich gleich ihnen dort anwurzelte, ist der klassische Vertreter eines nomadischen Vertragsgottes. Nach der Seite der Machtentfaltung eine Interessengemeinschaft, nach der Seite des seelischen Verhaltens ein Treubund! Beide Hälften des Verhältnisses haben sich nun durch-

wachsen und ineinander verfilzt, woraus dann Israel-Juda zu einem zähen, weltfähigen Religionsgebilde wurde. Es funktionierte etwa folgendermaßen: Jahwe gab dem neuen Volke seiner Wahl durch Moses seinen Willen kund in der Form einer Gesetzgebung, die unbedingten Gehorsam verlangte. Israel leistete diesen Gehorsam, aber nur gegen ein entsprechendes Entgelt. Es forderte nun durch die Propheten für sein religiöses Wohlverhalten den entsprechenden Lohn. Dieser Gotteslohn bestand darin, daß Jahwe seine Macht über die Welt bewies und Israel-Juda dadurch selbst zum auserwählten Volk auf Erden wurde. Den religiösen Grundgedanken *Wert* und *Lohn* trat damit ein dritter zur Seite — der Gedanke der Wahl. Den Wettstreit dieser drei religiösen Urkräfte spiegelt nun die jesuische Verkündigung im reinen Bilde eines menschlichen Charakters bewundernswürdig und ehrfurchtgebietend.

Seit dem Augenblick der Taufe war Jesus von dem seligen Gewißheitsschauder durchdrungen, er sei von Gott, wie es im Psalter stand, *gezeugt* (Ps. 2, 7) **Laßt mich einen Beschluß verkündigen: Jahwe sprach zu mir: Du bist mein Sohn, ich selbst habe dich heute gezeugt. Du bist mein geliebter Sohn — an dir habe ich Wohlgefallen:** Geburt ist Bezeugung göttlichen Wohlgefallens (Mk 1, 11. Mt 3, 17. Lk 3, 21b). Jesus war also Sohn geworden durch (pneumatische) Zeugung, weshalb auch der göttliche Geist in Gestalt einer Taube von oben in ihn herniederstieg (Mk 1, 10. Mt 3, 16. Lk 3, 20). Der sinnenfällige Ausdruck göttlichen Wohlgefallens an Jesus war ein Zeichen der auf ihn gefallenen Wahl. Diese Wahl ist gleich zu achten der erlittenen göttlichen Zeugung — es ist eine neue Natur in Erscheinung getreten, indem sich auf Erden ein Gott als Vater den pneumatischen Sohn zeugte. Aber wurde dieser Gedanke an die neue Natur nicht in der Enderwartung ebenfalls erfaßt und war nun durch die plötzliche Taufgewißheit in Jesus vorweggenommen und überholt? So stand Jesus unter der überwältigenden Einsicht, daß für ihn der neue Aeon bereits wirksam und daß er deren erstes Geschöpf geworden sei. Eine erste Knüpfung zur göttlichen *Neuen Welt* war damit in streng persönlicher Weise gegeben. Sie

klingt wieder an einigen Stellen der Bergpredigt auf, — in dem Sinne einer eingetretenen Erfüllung:

Freuet euch und jubelt,
Denn euer Lohn ist groß in den Himmeln —
Also haben sie die Propheten, die vor euch waren, verfolgt
(Mt 5, 12).—
Glaubt nicht, ich sei gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzulösen,
Nicht aufzulösen kam ich, sondern zu erfüllen.
Denn ich sage euch, bis daß vergangen ist Himmel und Erde,
Wird nicht ein Jota noch ein Strich vom Gesetz vergehen,
Bis daß alles eingetreten ist.
Wer auch nur ein kleinstes von diesen Geboten unterdrückt
Und daraufhin die Menschen unterweist,
Wird der geringste geheißen werden im Himmelreich.
Aber wer sie hält und sie lehrt,
Der wird groß heißen im Himmelreich.
Denn ich sage euch, wenn euere Gerechtigkeit nicht übertrifft
Die Gerechtigkeit der Pharisäer und Schriftgelehrten,
So werdet ihr nicht ins Reich der Himmel einkehren!
(Mt 5, 18—20).

Wert, Lohn und Wahl bestrahlen gleichmäßig diese Ansagen. Es ist die Verkündigung des neuen Gesetzes, das zugleich wörtlich das alte ist. Warum aber braucht es noch etwas Neues nach den Propheten? Und da nun scheint der Gedanke, der Jesus seit der Taufe beherrschte, der gewesen zu sein: ein Prophet folgt einem Rufe. Auf mich jedoch ist eine Wahl gefallen. Ein sehr viel engerer Kreis ist nun gezogen — in diesem Kreise gilt es, drinnen zu stehn; die Berufung an sich tut es noch nicht: **Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt!** (Mt 20, 16).

So betrachtet, ist Jesus aus sich selbst zu einer ekstatischen Erkenntnis gelangt. Er ist Eingeweihter (Esoteriker) geworden, aber im Umkreis seines Ich-Gefühls. Es hatte sich das göttliche Lebensgefühl oder lebendige Gottgefühl, das er zu verkündigen sich unaufhaltsam getrieben sah, so sehr an ihm selbst sublimiert und verkörpert, daß er mit seinen Worten und seinen Geberden

auf andere einen übernatürlichen Eindruck machte; nur sahen sie sich damit unwillkürlich an den dogmatischen Religionskreis erinnert. Niemals hat Jesus selbst, wohl aber haben die andern diese Uebereinstimmung zwischen der Erlösererwartung und Jesus, wie er war, erkannt und ausgesprochen. Was Jesus in der eigenen Erfahrung als Wahl fühlte, erschien den andern als Sendung. Der Gottgesandte war auch der Gesalbte, der Messias. Jesus selbst hat sich von sich aus nicht für einen Christus gehalten. Wenn er sich von Moses und den Propheten, und namentlich deren Prototyp Elias unterschied, so geschah es, weil er sich für mehr als bloß berufen, weil eben für auserwählt hielt. Wirklich? Er, der Messias? Die Frage, ob er es sei, überfiel ihn so unerwartet wie möglich und stürzte ihn in den schwersten inneren Zwiespalt. Zuerst begrüßte ihn ein Wahnsinniger mit dieser Anspielung: **Und plötzlich kam in der Synagoge ein Mensch mit einem unreinen Geiste auf ihn zu, der schrie auf und sprach: Was gehn wir dich an, Jesus der Nazarener? Du bist gekommen, uns zu verderben. Wir wissen wohl, wer du bist, du Heiliger Gottes. Und Jesus bedrohte ihn: Verstumme und fahre aus von ihm! Und der unreine Geist riß ihn hin und her und schrie auf mit einem großen Schrei und fuhr aus von ihm. Und alle wurden von Staunen befallen, schauten sich fragend an und sagten: Was ist das? Neue Lehre, mit Vollmacht! Sogar den unreinen Geistern befiehlt er, und sie gehorchen ihm!** (Mk 1, 23—28). Es ist durchaus wahrscheinlich, daß durch diese Besessenenheilung zuerst die messianische *Kandidatur* für Jesus zur Sprache kam, aber eben nicht von ihm selbst herbeigeführt, ja auch nur im Stillen gewünscht, sondern zu seiner eigenen großen Verlegenheit.

3.

Wir sind nun in der Lage, dem *Rätsel* von Cäsarea Philippi mit einer Lösung beizukommen, die über die bloße literarische Einschätzung hinaus ihre biographische Bedeutung zurückerhält. Das Augenmerk ist der auffallenden Gabelung jenes Vorfalles zuzuwenden — erst die vorsichtige Erkundigung, für wen er im Volke gehalten werde, und sodann die harte Abfertigung des

Petrus, der ihm die Uebernahme der Messiaswürde nahelegen wollte. Der historische Kern scheint zu sein, daß Jesus, vielleicht auf sich meldende Anzeichen hin, daß er dazu werde Stellung nehmen müssen, seine Anwartschaft auf die Messianität der älteren Apokalyptik seit Daniel tastend zur Sprache brachte. Sobald er aber merkte, daß seine Jünger in sich den Wunsch hegten, er möchte sich zu einer solchen Uebernahme der nationalen Messiaswürde bejahend äußern, schnitt er dieses Ansinnen schroff ab, indem er es auf eine Linie mit den Umtrieben des Teufels stellte. Die Jünger waren jedoch unter sich der Meinung, dieser Rang komme ihm zu. **Simon Petrus antwortete und sprach: Du bist der Christus** (also: der Messias), **der Sohn des lebendigen Gottes. Und Jesus antwortete ihm: Selig bist du, Petrus, denn Fleisch und Blut haben dir das nicht kundgegeben, sondern mein Vater im Himmel** (Mt 16, 16 f.). Markus und Lukas berichten insofern vielleicht präziser, als Petrus nur die Proklamation zum Messias bekannt gab (Mk 8, 29: „Der Christus", Lk 9, 20: „Der Christos Gottes"). Aber die Ergänzung des Matthäus könnte ihrerseits ebenfalls historisch sein, als — in einer Verdichtung, die wir lösen müssen — Jesus die Erkenntnis der *Gottessohnschaft* bei seinen Jüngern vorfand und ihren Wortführer Petrus dazu beglückwünschte, daß er in ihm den **Sohn des lebendigen Gottes** erkenne — das bekunde nicht eine menschliche Erklügelung, sondern eine göttliche Erleuchtung (Mt 16, 17 f.). Es war, so angebracht, die Messianität als bloßes Attribut der Gottessohnschaft aufzufassen und gegen eine solche bloße Deckbezeichnung unter Anwendung eines gangbaren und volkstümlichen religiösen Begriffs konnte sich Jesus auch die messianische Erklärung seiner Jünger gefallen lassen. Bei der nächsten Gelegenheit erfolgte die Abklärung deutlich genug. Nachdem er den Jüngern strengste Verschwiegenüber diesen zarten Punkt auferlegt hatte (Mk 8, 30. Mt 16, 20. Lk 9, 21), hielt es Petrus für angezeigt, ihm über seine ausflüchtige Stellung zur messianischen Anwartschaft Vorhaltungen vorzutragen, offenbar auf eigene Gefahr, ohne Vorwissen der Jünger: **Da nahm ihn Petrus beiseite und schalt ihn und sagte: Da sei Gott vor, Herr — das darf dir nimmermehr widerfahren!** (Mt 16, 22,

bei Mk 8, 32b gekürzt, ohne die direkte Anrede Mt v. 22b). Die an dieser Stelle vorliegende nachträgliche Einschwärzung des ursprünglichen Berichtes durch das Dogma der Urgemeinde vom leidenden Messias vermag, so wie die Uebermalung heute durch die Ein- und Vorsicht der Kritik abgehoben werden kann, kaum mehr unsere völlig richtige Auslegung zu trüben. Unter dem Firnis des Leidensdogmas liegt da klar, daß der irdische Jesus seinem Hauptjünger ein für alle Male untersagte, seine Person mit der landläufigen Messiaserwartung in Verbindung zu bringen: **Er aber wandte sich um und sprach zu Petrus: Hinweg von mir, Satanas: du willst mich verführen, denn du bist nicht göttlich gesinnt, sondern menschlich** (Mk 8, 33. Mt 16, 23). Daraus erhellt auch die krasse Zurücknahme des obigen Glückwunsches: beiden Anreden des Petrus lag die Messiasanwartschaft zugrunde — der ersten aber entnahm Jesus, er werde als schriftgemäß bezeugter und in einer metaphysischen Epiphanie gezeugter Sohn des lebendigen Gottes im Sinne des Taufwunders anerkannt, der zweiten, daß das irdische Messiasideal mit mehr oder weniger nationalem Einschlag und also in der Form politischer Machtentfaltung den Jüngern im Sinne liege. Die selbständige Gottessohnschaft erscheint ihm göttlich, das selbständige Messiasamt aber menschlich, und zwar ungeschützt nach der teuflischen Versuchung hin. Daß um seine Gottessohnschaft die Jünger wissen, beglückt ihn; das Messiasideal der Zeloten aber ihm nahezulegen, empfindet er als eine Zumutung, die ihn entrüstet. Während Lukas versagte und Markus kürzend uns die eigentliche Seelenstimmung wegstreicht, danken wir an dieser wichtigen Stelle dem ersten Evangelisten wieder einmal sein gelegentliches Feingefühl, das uns heute noch völlig klarsehen läßt, als hätten wir modernes psychologisches Material vor uns.

Nach diesen Ausführungen sammelt sich aller Nachdruck in den methodischen Folgen des von uns eingenommenen Standpunktes: Cäsarea Philippi bleibt bedeutendes geschichtliches Datum, aber unter verneinendem Vorzeichen. Jesus will von der Machtstellung des Messias für sich selbst nichts wissen. Um so mehr liegt ihm am Herzen, daß sich das Wissen um seine über-

schwängliche Seligkeit auch im Bewußtsein seiner Jünger festsetze. Diese Gewißheit, Gottes gezeugter und erwählter Sohn zu sein, hat sich ihm zu Beginn der dritten Johanneszeit gegenüber dem in der Taufe empfangenen Hochgefühl noch gesteigert und vertieft. Die Verklärung bildet den eigentlichen Scheitelpunkt seines göttlichen Sohnsgefühls. Von da zum Kreuz ist nur noch ein Abstieg von Bergeshöhe. Sollte diese unsere Meinung zutreffen, so hätte sich Jesus selbst für den pneumatischen Gottessohn gehalten, dem auch noch andere Söhne Gottes zur Seite treten konnten, wenn sie unter den vielen Berufenen zu den wenigen Auserwählten gehörten, und das war dann der Fall, wenn sie durch Verhalten und Gesinnung den integralen Zustand gotterfüllter Vollkommenheit erlangten. Aber da sich nun dieser Sohn des guten Gottes nach außen so darbot, daß man ihn für den Messias hielt, so stand Jesus seit Cäsarea Philippi unter der beständigen Spannung, ob er nicht seinerseits die sich ihm aufdrängende Rolle des jüdischen Messias annehmen, um nicht zu sagen *spielen* sollte. Weitere Spuren seines Sträubens finden sich vor: **Und Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, nahten sich ihm, um ihm zu sagen: Meister, wir möchten, daß du für uns tätest, um was wir dich bitten werden. Und er sagte ihnen: Was wollt ihr, daß ich für euch tue? Und sie sagten zu ihm: Bewillige uns, daß der eine zur Rechten, der andere zur Linken neben dir sitze in der Herrlichkeit!** Darauf seine Antwort: . . . **Aber das Sitzen zu meiner Rechten oder meiner Linken zu bewilligen, steht mir nicht zu, denn die Plätze gebühren denen, die dafür vorgemerkt sind** (Mk 10, 35—40 passim). Bei einem offenbar letzten Aufenthalt in der heimatlichen Wirkungsstätte nach längerem Fernesein der Grenze entlang, heißt es noch: **Und sie kamen nach Kapernaum. Und, heimgekehrt, fragte er sie: Worüber habt ihr euch auf dem Wege unterhalten? Aber sie schwiegen still; denn untereinander hatten sie auf dem Wege sich gestritten, wer** (von ihnen) **der größte wäre** (Mk 9, 33 f.). Auch die folgende Anekdote hat sich nicht wirklich so ereignet, wenn Jesus durch Peräa, also auf dem linken Jordanufer nach Jerusalem zog, somit nicht durch Samarien kam; aber die wiedergegebene Stimmung konnte sich doch

irgendwo eingestellt haben: **Nun begab es sich — als sich die Zeit seines Untergangs nahte, trieb ihn seine Pflicht zur Fahrt nach Jerusalem. Und er sandte Boten vor sich her. Und als er aufgebrochen war, zogen diese** (seine Begleiter) **in ein Dorf der Samaritaner ein, um ihm ein Nachtlager zu bereiten. Und man nahm ihn nicht auf, weil er nach Jerusalem ging. Als dies die Jünger Jakobus und Johannes sahen, sagten sie: Herr, willst du, daß wir ein Eliasfeuer vom Himmel herabfahren lassen, damit es sie verzehre. Er aber kehrte sich um und tadelte sie. Und sie gingen weiter in ein anderes Dorf** (Lk 9, 51—56). Die seelische Atmosphäre dieses denkwürdigen Schicksalszuges wird hinterher vom ältesten Evangelisten in die anschaulichen Sätze zusammengefaßt: **Und sie fanden sich auf dem Wege hinauf nach Jerusalem. Und Jesus ging vor ihnen her. Und sie waren in Staunen befangen, und die hintendran hatten Angst** (Mk 10, 32). Sowohl nach der Seite des gestörten psychischen Gleichgewichts wie auch nach der Seite eines religiös höchstpotenzierten Bewußtseinsinhaltes hat Jesus den Zug nach dem Süden als Prophet im archaischen Sinne, als *Nabi*, als *Taumelnder* und somit, allgemein religionsgeschichtlich gewertet, als antiker Ekstatiker angetreten.

Der fixideelle, aber eben nicht als Idee, sondern als religiöse Triebfülle in ihm erbrausende Lebensinhalt bestand in der Gewißheit, der Sohn des lebendigen Gottes zu sein. Er war Gottessohn, weil er das Pneuma, eine durchaus metaphysische, gottphysikalische Substanz in sich aufgenommen hatte. Der Besitz des Pneuma trug in sich nicht die geringste Verpflichtung, nun auch noch die messianische Sendung zu erfüllen. Ja sie konnte geradezu die Weigerung gegen die Uebernahme der Messianität in sich schließen. Offenbar hat Jesus unter der messianischen Sendung den nationalistischen oder sonst einen Aktivismus verstanden. Das schlug seinem am zweiten Jesaja geschulten Bewußtsein von der Bestimmung der Gottessohnschaft ins Gesicht. Wenn Markus Jesus als Gottessohn einführt, tut er es, weil Jesus Wunderkraft bewies und Vollmachtstaten ausübte. Vor ihm selbst fügte sich das den hellenistischen Anschauungen ein, von denen er herkommt. Jesus war von den jüdischen Vorstellungen über

den Ruach-Geist erfüllt; aber seinem göttlichen Lebensgefühl verboten gleichermaßen Scham und Stolz die Uebernahme der nationalen Messiaswürde.

4.

Jesus nennt sich in der Ueberlieferung nie Gottes-, aber oft *Menschensohn.* Das war dann der Gottessohn, der nicht Messias sein wollte. Es kann wohl sein, daß gerade die Scheu vor der Messianität und die Abneigung gegen jeden religiösen Aktivismus ihn bewog, die Christusrolle als Schutzfärbung zu übernehmen und bei seinem Auftreten in Jerusalem ein Messias-Mimikry durchzuführen. Zur Täuschung der Feinde, zur Beruhigung der Jünger, die ihn als Christus und nicht anders sehen wollten, oder um in tiefinnerer Gegenprobe sich selbst zu beweisen, daß er als Gottessohn hinter dem nationalen Messias nicht zurückzustehen und seinem Kostüm sich einzupassen vermöge, — diese drei Gründe erklären das Mißverständnis, zu dem es kam.

In der Absicht unternommen, für die göttliche Urpotenz gegen die widergöttliche am klassischen Orte selbst, auf dem Tempelberg in Jerusalem, die Entscheidung unerschrocken, ja wenn es sein mußte, tollkühn herauszufordern und dem Vorgänger Johannes für den Reichsanbruch Treue zu halten, indem nun auch er sein Leben in die Schanze schlug, erfolgte so der denkwürdige Einzug in Zion. Während wir für die galiläische Wirksamkeit keine genügenden Zeit- und Ortsangaben geliefert erhalten, bildet der Zug nach Jerusalem einen zuverlässigen Faden zur Aufreihung der Ereignisse an seinem Lebensende. Die geschilderten Vorgänge sind nicht mehr bloße Regiebemerkungen der Evangelisten, sie werden wirkliche Berichterstattung. Dem Unternehmen gab, besonders bei der Kraft und Entschlossenheit, mit der es angefaßt wurde, der ekstatische Impuls den Antrieb. Die Begleitumstände blitzen jetzt feierlich auf. In der Peräa scheint er auf dem Durchzug zum ersten Male wieder seit Empfang der Nachricht vom Tode des Täufers öffentliche Vorträge abgehalten zu haben, wenn auf Lukas hier Verlaß ist. Zu seiner eigenen Umgebung, die aus Männern und Frauen bestand, stießen andere Scharen von Festpilgern, wobei Jericho

berührt wurde. So konnte er sich an die Spitze einer ansehnlichen Schar setzen, und wir können nicht verkennen, daß der Einzug über den Oelberg planmäßig erfolgte. **Er sandte zwei seiner Jünger und sagte ihnen: Geht ins Dorf, das vor euch liegt, und sobald ihr da eintretet, werdet ihr ein Eselsfüllen finden, das noch kein Mensch bestiegen hat. Löst es ab und bringt es her! Und wenn euch einer sagt: Wozu tut ihr das? — so sagt, der Herr bedarf seiner! Und alsobald wird er es hieher lassen. Und sie gingen hin. Und sie fanden das Eselsfüllen vor einer Haustüre angebunden, wo die Straße eine Biegung macht, und banden es los. Und einige von denen, die zugegen waren, sagten ihnen: Was fällt euch ein, das Eselsfüllen loszubinden? Aber sie antworteten ihnen, wie Jesus gesagt hatte, und man ließ es zu. Und sie brachten Jesus das Eselsfüllen. Und sie legten ihren Mantel darüber, und er bestieg es. Und mehrere breiteten ihre Mäntel über den Weg aus, und Andere Zweige, die sie sich in den Feldern schnitten. Und diejenigen, die voraufschritten, und diejenigen, die hinterhergingen, riefen:**

Osanna!
Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!
Gesegnet die Herrschaft, die da kommt von unserm Vater David!
Osanna in der Himmelshöhe! (Mk 11, 1—10).

Dieser palmengeschmückte Einritt auf einem jungen Esel, überdies einem einst tellurischen Symbol, dessen Rücken noch keine Last getragen hatte, war eine spontane, persönlichste Kundgebung, die nur erklärlich ist, wenn man sich seiner Aeußerung über den Reichsgotteswert der Kinderseele erinnert: mehrfach hat er seinen Jüngern erklärt, es bestehe ein wesentlicher Zusammenhang zwischen dem Kinderzustand und dem einbrechenden Reich Gottes. Das Volk, das ihm beim Einzug zujubelt, indem es Palmzweige schwingt und Kleider auf den Weg spreitet, mag in ihm einen Propheten in der Art des Elias und des Täufers gesehen haben. Für den Messias werden ihn die begleitenden und zuschauenden Scharen nicht gehalten haben. Nur die näheren Anhänger und wer etwa von ihnen ins Vertrauen gezogen war, flüsterten sich das zu. Er selbst aber, rittlings auf dem jungen

Maultier, weiß sich in seliger Innigkeit völlig in Gott lebend, und wenn sich an ihm die Schrift nach der Weissagung des Deuterosacharia (Sach 9, 9) erfüllen soll, so weiß er auch, daß es nicht für die strotzende und prunkende Macht ist, daß er einreitet, so entschlossen er auch ist, nun auf seine Art machtvoll aufzutreten.

Nun ist hier einer kleinen Episode zu gedenken, die bei Lukas viel weiter in die Leidensgeschichte hineingerutscht ist, wo sie gar nicht mehr hinpaßt. **Und er sagt ihnen: Als ich euch entsandte, ohne Börse noch Sack noch Schuhwerk, habt ihr da an etwas Mangel gehabt? Und sie sagten: An nichts! Und er sagte ihnen:**

Aber jetzt soll der mit der Börse nach der Börse greifen!
Und ebenso nach dem Sack —
Und wer kein Schwert hat, soll seinen Mantel verkaufen —
Und soll sich eins kaufen! . . .
Und das, was mich angeht, muß nun ein Ende haben!

Und sie sagten: Herr, hier sind zwei Schwerter! Und er sagte ihnen: Das genügt! (Lk 22, 35—38). Wo ist der Anlaß im Umtext — daß die Erkundigung nach Waffen hinpaßte? Der einzige scheint uns die sogenannte Tempelreinigung zu sein. Immer mehr neigt die Forschung dazu, einen eigentlichen Handstreich auf den Tempel darin zu sehen, den Jesus sogar, wie einige meinen, mit einer handfesten Schar nach seinem Einzug gewagt habe. An dem äußersten Aufwand seiner bewußten Entrüstung ist nicht zu zweifeln. Der von ihm hervorgerufene Auftritt hat sich ja nicht nur etwa in seiner Einbildung, sondern als konkreter Vorfall ereignet, auch wenn er von verhältnismäßig wenig Anwesenden bemerkt worden ist. **Und er drang in den Tempel ein und machte sich daran, diejenigen hinauszujagen, die verkauften und diejenigen, die im Tempel kauften ebenfalls — und er warf die Tische der Makler um und die Stände derjenigen, die Tauben verkauften. Und er erlaubte nicht, daß irgendeiner Handwerkszeug durch den Tempel trage. Und lehrte und sagte ihnen:**

Steht nicht geschrieben:
Mein Haus —
Bethaus wird es heißen für alle Völker?
Aber ihr habt eine Räuberhöhle daraus gemacht.

Und die Hohepriester und die Schriftgelehrten hörten zu und suchten, wie sie ihm ans Leben könnten; denn sie hatten Angst vor ihm, weil die ganze Volksmenge entzückt war von seiner Lehre. Und als der Abend gekommen war, verließ er die Stadt (Mk 11, 15—19, Mt 21, 12 f. 17. Lk 19, 45—48). Man kann sich sowohl den Einritt in Jerusalem als auch den Putsch im Tempel nach der Bedeutung, die sie für ihn selbst hatten, nicht eindringlich und wesentlich genug vorstellen. Freilich nur mit einem ganz engen, äußern Aktionsradius. Gleich den *Geheimräten* aller Zeiten und Völker werden es auch die spätjüdischen Volksväter verstanden haben, einen solchen unerwünschten *Eclat* geschickt zu vertuschen. Die Lage, in der sich Jesus befand, war diese: an sich wäre der Einritt in Jerusalem nicht ernst zu nehmen gewesen. Aber es war im Zusammenhang mit der Festwoche ein großes Wesen darum entstanden, das sich herumsprach und für Jesus und seinen Anhang Stimmung machte; die maßgebenden Kreise konnten nicht wissen, wie es ausschlage, und waren auf der Hut. Wie weit der magische Umgang mit dem Feigenbaum über den engeren Jüngerkreis hinaus bekannt wurde, läßt die Ueberlieferung nicht erkennen; aber auch das mag im Anschluß an die durch den Einzug hervorgerufene Bewegung nicht außerhalb der Möglichkeit gelegen haben. Der eigentliche *Skandal*, der sich nicht mehr totschweigen ließ, war die Kundgebung im Tempel. Der Angriff auf die Wechselbänke erfolgte wohl ziemlich genau wie er erzählt ist. Darf noch das Gespräch von den *zwei Schwertern* mit zum Vorspann dienen, dann wird eine Szene anschaulich, die sich als treuherziges mittelalterliches Altarbild wohl denken ließe: Jesus in Ausübung seiner Körperkraft, den Stoß mit den Armen führend, — in seinem Gefolge zwei Jünger mit Säbeln versehen, vielleicht gar aus Holz, daß sie sich ausnehmen wie Kinderspielzeug. Auf den Gesichtern der Gegner aber malt sich Grimm und Angst, denn die Macht steht bei ihm in diesem Augenblick. Auch sonst kommen in der synoptischen Leidensgeschichte Waffen in der Hand der Jünger vor. Beim Erscheinen des Judas in Gethsemane: **Aber die welche mit ihm waren, als sie sahen, was bevorstand, sagten: Herr, sollen wir mit dem Schwerte**

drein schlagen? Und einer von ihnen traf den Diener des Hohenpriesters und hieb ihm das rechte Ohr ab. Aber Jesus ergriff das Wort und sprach: Haltet ein! Und indem er das Ohr dieses Mannes anrührte, heilte er ihn (Lk 22, 49 ff.). Hier liegt deutlich ein bildlicher Vorgang vor, der die politische Paradoxie der Reichsgottesvorstellung durchführt: die Ohnmacht des Friedensreichs gewinnt die Oberhand und wird deshalb sogar mit dem Machtsymbol des Schwertes ausgestattet zum Zeichen, daß ihr das Feld gehört. Aber die Wunden, die dieses reichsgöttliche Machtinstrument in der Welt der Dinge und Tatsachen schlägt, werden sofort vom Friedensfürsten wieder geheilt. Auch ein ähnlicher Auftritt im Johannesevangelium, da Jesus dem Petrus, der dem hier Malchus heißenden Hohenpriestersknecht das rechte Ohr absäbelt, befiehlt: **Stecke dein Schwert in die Scheide** (Joh. 18, 11), verrät uns, wie nachhaltig die symbolische Machtdemonstration ihres Herrn auf dem Tempelberg das Gemüt der Urgemeinde in der Erinnerung beschäftigt haben muß.

Auch in den geistigen Kämpfen, die er noch zu bestehen hatte, ging es auf Tod und Leben. Sie zeigen seine hohe Begabung auch in Auftritten, wo der Sieg seiner Sache äußerste diplomatische Klugheit forderte. Er schiebt alle an ihn herangetragenen Streitfragen auf ein *Sowohl-als-Auch* hinaus. Von keiner Seite her können die jüdischen Sophisten an ihn herangelangen. Ihre scheinbar korrekten und höflichen Gespräche täuschen ihn nicht über die ihm drohende Gefahr. Er ist aber ein höchst geschickter Fechter — die Gegner kommen nicht zu Streich. Unerschrocken trägt er das eigentliche Thema vor — nennt den entscheidenden Namen des Täufers. Ganz anders als in der Würdigungsrede, wo er sich mit mehr als einem Vorbehalt von ihm unterschieden wissen wollte (Mt 11, 7 ff. Lk 7, 24 ff.), macht er nun die Sache des Täufers zu der seinigen. Erst in unübersetzter Erklärung, sodann in zwei Gleichnissen — von den ungleichen Söhnen und von dem Weinberge Gottes — stellt er sich selber mit Johannes zusammen: **Und er sandte einen andern, und diesen nun töteten sie. Er hatte noch einen — einen heißgeliebten**

Sohn; er sandte ihn zuletzt, indem er sagte: Auf meinen Sohn werden sie Rücksicht nehmen. Aber diese Winzer sagten sich: Das ist der Erbe — wohlan, laßt uns ihn töten! Und unser wird die Erbschaft sein. Und nachdem sie sich seiner bemächtigt hatten, töteten sie ihn und warfen ihn außerhalb des Rebberges. Was wird der Herr des Weinbergs tun? Er wird kommen und die Winzer austilgen und wird den Weinberg andern geben. — Und sie suchten sich seiner zu bemächtigen, und sie bekamen Angst vor der Volksmenge. Denn sie hatten begriffen, daß er das Gleichnis auf sie gemünzt hatte. So ließen sie von ihm ab und gingen weg (Mk 12, 5—12. Mt 21, 37—45. Lk 20, 12—19). Es erscheint des weitern als eine Gegenüberstellung zu der Täufersatzung, daß er das Gleichnis vom Reichsanbruch nicht etwa am Taufstatut oder sonst einem Wasser- oder Reinigungssymbol, sondern an dessen Gegenbeispiel, einem Speisesymbol, durchführt in dem großen Bilde vom reichsköniglichen Mahle (Mt 22, 1—14. Lk 14, 15—24).

Ob aber überhaupt nicht die große Komposition übersehen wird — nicht an der literarischen Anlage, sondern am innern Aufbau der Ereignisse selbst, wenn man nur einfach, wie es stets üblich war, eine Anzahl zufällig nebeneinander aufgereihter Gleichnisse und Streitgespräche in der Reihenfolge erblickt vom Einritt in Jerusalem bis zum Todesanschlag! Folgendes geschah organisch:

I.

Einzug
Feigenbaum
Tempelbesetzung } die drei großen symbolischen Kundgebungen.

II.

Das Zubekenntnis zum Täufer mit den begleitenden Gleichniserzählungen.

III.

Die vier großen Auseinandersetzungen über die Grundlagen der Gottesherrschaft.

1. Vorstoß der Pharisäer: Stellung zum Staat: Kaisersteuer.
2. Vorstoß der Saduzäer: Stellung zum Dogma: Auferstehung.

3. Vorstoß der Pharisäer: Stellung zum Gesetz: Liebesgebot.
4. Vorstoß der Pharisäer: Stellung zur Messianität: der Davidide.

IV.

Die rücksichtslose Abrechnung mit dem Pharisäismus als der herrschenden Staatsreligion.

V.

Die große Enderwartungsproklamation der sogen. „kleinen Apokalypse" mit den begleitenden Gleichnissen.

In dieser Aufreihung herrscht namentlich infolge der mächtigen inneren Steigerung ein System, das innerlich emporwächst und sich auftürmt, statt bloß von einem literarischen Arrangement herzurühren. Es ist der grundsätzliche Plan einer abrechnenden Zusammenkunft, wie sie sonst in den Religions- und Kirchengeschichten den Synoden und Konzilien eigen sind, wo eine langwierige Traktandenliste aufgestellt ist und ihrer Abwicklung durch eine wohlüberlegte Tagesordnung harrt. Je weniger hier von vorneherein vereinbart worden sein mag, desto mehr war eben die Gegnerschaft in ihrer prinzipiellen Trennung der gegen einander entbrannten Geister vorbereitet, wie eine linierte Tabelle oder ein gefurchtes Ackerfeld. Die entsprechenden Rubriken und Schubfächer waren aufgezogen, um aufs neue durch dazugehörige Vorgänge und Erklärungen sich ausfüllen zu lassen. Die (oben in unserer Tabelle) aufgezählten Hauptvorgänge, die von allen drei Evangelien nach dem Markusplane in einer überwältigenden Eintracht vorgetragen werden, sind organisch untereinander verzahnt und greifen ineinander über. Vielleicht hat nie sonst die Geschichte einen Prinzipienkampf von heftigerer Ladung mit so scharfkantigen Gegensätzen austragen sehen, wie er, woran nicht zu zweifeln ist, ziemlich genau nach dem übereinstimmenden synoptischen Bericht stattfand — als konkreter historischer Vorgang nur mit den Mitteln des Wortwechsels und der Darstellung in Geberden sowie bei äußerster diplomatischer Geschicklichkeit und Erfahrenheit der sich befehdenden Parteien.

Jesus hatte Saduzäer, da ihnen alles, was Provinz war, nicht lag, in Galiläa noch nie getroffen. Die Pharisäer überboten sich in übertünchter Höflichkeit, die an Liebedienerei grenzte und übertaten sich in ihren geflissentlichen Anreden als *Rabbi* und *Meister*, die so viel bedeutete als bei uns zu Lande und heute: *Herr Doktor!* — was er ja doch, genau genommen, gar nicht war. Die ganze, schließliche unerträgliche Spannung gipfelte in der „christologischen Meisterfrage“, wie man das nicht durchaus glücklich schon nannte. Denn nun ist es doch mit einem Male er, der fragt! (Mk 12, 35—37. Mt 22, 41—46, Lk 20, 41—44).

Darin aber legt er die innere Beziehung von Davidssohn und von Messias ganz von selbst, ohne daß ihm eine solche Frage persönlich anzüglich gestellt wird, ihnen auf überlegene Art hin wie einen Trumpf — man möchte fast annehmen, wenn es ihm nicht so sehr Ernst wäre damit! — in einem Witz. Aber auch an eine erhabene Naivität darf man denken; wir meinen, gerade an der kniffligen Fragestellung, wieso der Messias von David Herr angeredet werde, da er doch sein Sohn sei (Auslegung von Ps 110, 1), lasse es sich erkennen: — so wie Jesus in den letzten Lebenstagen mit den Theologen im Tempel disputiert — so und nicht anders pflegt ein gescheiter, von seiner Meinung durchdrungener Knabe Erwachsene durch kecke Antworten in Verlegenheit zu setzen. Offenbar wollte man ihm immer schon messianische Ansprüche unterschieben, um ihn zu fassen. Da kam er ihnen kühn zuvor. Er hatte sich als Davids Nachkommen — für den er sich hielt — schon von Zachäus in Jericho und dann auch wieder beim Tempeleinzug feiern lassen. Er benützte das, um den Feinden ihre Schleichwege zu verlegen. Ohne von ihnen angefragt zu sein, griff er auf jene Psalmstelle und sagte: **Zu wem David Sohn sagt, von dem kann er doch, wo er Herr zu ihm sagt, nicht meinen, er sei der Messias.** Das scheint den stillen Sinn zu haben: wenn ich auch königliches Blut in meinen Adern weiß, als Davidide — wie kann ich Messias sein, also mich als Herr von ihm anreden lassen, da er doch mein Ahnherr ist und ich sein Sohn bin? Etwa so wird die sonst kaum noch verständliche Anspielung zu entschleiern sein.

Es scheint, als ob Jesus seinen Abschied von der Oeffentlichkeit mit dieser sensationellen Schrifterklärung bewußt habe betonen wollen. Noch einmal trat er so vor die versammelte Theologenschaft hin — ganz Rabbi, und überfiel sie mit einer unübertrefflichen Anspielung auf sich selbst, die ihrer Schnüffelei nach seinen vermutlichen Prätendentenabsichten einfach die Spitze abbrach: *Ich bin Sohn, wie kann ich dann Herr sein wollen?* Damit war die Auseinandersetzung auf ihren Gipfel und zugleich zum Abschluß gebracht. Nun gab es hinüber und herüber nichts weiter mehr zu erinnern. Der Kampf war zu Ende. Der Rest war wieder nicht der ersehnte Reichsanbruch. Nicht die Welt ging unter, wohl aber Jesus selbst. Seine letzten Augenblicke, da er sich auf freiem Fuß befand, gehörten den Seinigen.

5.

Jesus hat den jüdischen Weltgott in zwei Hälften gespalten und in der einen seinen guten Vatergott angebetet — in der andern aber hat er den Satan entlarvt. Zur Erläuterung dieser These noch soviel!

Jene syrischen Frühgnostiker waren offenbar noch genügend von der verebbenden apokalyptischen Religionswelle angespült, daß sie aus dieser verschwindenden Bewegung die richtige Folge zogen: nicht eine Welt, sondern zwei — die schlechte und die gute. Und infolgedessen auch: nicht ein Gott, sondern zwei: der Machtgott und der Güte-Gott. Sie müssen sich messen — und diesem Gotteskampf darf nicht ausgewichen werden. Was aber in dieser Hinsicht den Paulus anbelangt, so kann man Bernhard Shaw nicht Unrecht geben, wenn er sagt: „Wenn man einmal die eigentlichen Lehren Jesu fallen ließ und zu Johannes dem Täufer zurückkehrte, war es sehr viel leichter, Heiden zu bekehren als Juden, und da Paulus der Linie des geringsten Widerstandes folgte, wurde er der Apostel der Heiden.“ Das heißt rückwärts gefolgert nichts geringeres als daß Jesus mit einem ungeheuren Seelenmute sich schließlich das Ziel gesetzt hatte, im Judentum selbst das Judentum zu vernichten. Hellsichtig erkannte Jesus die Verfettung (oder Hypertrophie), die

am jahweistischen Religionsprinzip im Laufe der Jahrhunderte eingetreten war. Es sollte klares Spiel geschaffen werden auf Erden in bezug auf Gottesverehrung. Und da Jesus in diesem Punkt den jüdischen Nationalstolz teilte, daß Palästina das klassische Religionsland der Welt infolge seiner prophetischen Vergangenheit sein mußte, so sollte hier nun die unbedingte Entscheidung fallen. Und zwar wurde sie durch ihn nun herbeigeführt! Er wollte, die jüdischen Gottesanbeter sollten sich teilen, und die einen sollten verachten, was die andern anbeteten.

Die Innigkeit, mit der Gott zu ihm sprach, und er selbst die Offenbarung vom Vater an die Seinigen weitergab, nachdem er sich in unerschütterlicher Gewißheit seinen Sohn wußte, ist nur mit der unmittelbaren Intimität vergleichbar, die in vorgeschichtlicher Zeit das patriarchalische Leben eines primitiven Beduinenklans in natürlicher Gesundheit darstellt: Vater und Bruder haben dort den ursprünglichen Klang, den ihnen die jesuische Verkündigung zurückgewinnt! Symbiose in jenem vorgeschichtlichen Sinne ist der Inhalt seines eigenen Ebionitismus.

Die Gesamtentwicklung der in der Bibel beurkundeten Religion wäre somit auf drei Stufen verteilt.

1. Bis zur vorexilischen Tempelherrschaft der Könige und Priester ist Jahwe politischer Machtgott.

2. Durch die altisraelitische Hochprophetie wird Jahwe Rechts- und Sittengott.

3. Der neuen Gesetzlichkeit des Judentums, in der Jahwe zum abstrakten aber mächtigen Gott-Punkt erstarrt, trägt Jesus seinen patriarchalischen, vorprophetischen Lieben-Vatergott entgegen. Er geht zum Angriff auf den bisherigen unnatürlichen Gottesglauben über, indem er statt des Erfolges den menschlichen Zusammenschluß und statt der magischen Gewalt das persönliche Beispiel fordert.

Befolgtes Beispiel eines irdischen Vorbildes und die daraus hervorgehende Zusammenschließung zu einem religiösen Verein bietet im Altertum und im Mittelmeerkreise die pythagoräische Legende; da ihre Niederlegung in einem Schrifttum dem Hellenismus angehört, also in den Anfangszügen sicher vor die Bildung

der evangelischen Ueberlieferung zu liegen kommt, namentlich aber, da sie nachweisbar spätestens in der herodianischen Zeit die jüdische Kultur und zwar nicht nur die hellenistische der Diaspora, sondern auch die rabbinische Palästinas wirksam beeinflußt hat, so darf über die zum Teil überraschenden Berührungspunkte mit den Synoptikern nicht mit Stillschweigen hinweggegangen werden. Sieht man freilich näher zu, so ist die Originalität der urchristlichen Ueberlieferung nirgendwo in ihren Zentren bedroht. Es handelt sich, wo die Dublette offensichtlich vorliegt, meistens um solche Perikopen, die sowieso aus kritischen Gründen am Rande der Echtheit liegen. Das breiteste Beispiel bietet die Parabel vom reichen Mann und armen Lazarus; diese eingehende Ausschmückung des Einzelschicksals in einem Leben nach dem Tode will nicht recht zu Jesus passen — nun wird ihre Herkunft aus der Tantalidensage dargetan, und dadurch die Ueberlieferung eher entlastet als beschwert. (Lk 16, 19—25.) Die Ueberlegenheit des beschaulichen Lebens über das praktische nebst einem Lob für geistliches, weltabgewandtes Wesen wird im Pythagorasroman an der Geschichte zweier Schwestern beleuchtet in einem Gleichnis, das Pythagoras dem *Leon* berichtet, lange ehe zeitlich Jesus bei *Maria und Martha* (Lk 10, 38—42) einkehren konnte. Ebenso verhält es sich mit der Berufungsgeschichte der *ersten Jünger*, die ihres Zeichens *Fischer* sind; besonders der Hauptjünger Abaris erscheint wie ein pythagoräischer Vorläufer des Petrus. Das Hidschramotiv meldet sich sehr ausgeprägt in der Uebersiedelung von Crotona nach Metaponte. Jenes wäre dann das Prototyp von Nazareth, dieses von Kapernaum. Das *Scherflein der Witwe* (Mk 12, 41. Lk 21, 1) besitzt eine ganze zwischenreligiöse Vorgeschichte, die eine ebionitische Idealfigur durch die verschiedenen Länder und Glaubensformen wandern läßt. Das Beispiel der rabbinischen Literatur erzählt von einer Armen, die ihre letzte Handvoll Weizenmehl auf den Altar legt. Die Pythagoraslegende enthält das alte Motiv vom frommen, armen Bauern, der bald in Hermione, bald in Methydrion, bald in Delphi zuhause ist, — seiner winzigen Spende wenden die Olympischen ihre besondere Gunst zu, weil sie den Hekatomben

der Reichen keinen Geschmack mehr abgewinnen. Die hauptsächlichen Züge des Pythagorasromans oder seiner eigenen Quellen, deren Nachwirkung sich überzeugend in der synoptischen Ueberlieferung wiederfindet, liegen in einer anonymen Volksfrömmigkeit, die ihrerseits wieder in urreligiösen Glaubensbeständen wurzelt. Mehr als zufällig herbeigewehte Flocken, die an einem festen Grundblock außen hängen blieben, sind aber alle diese nachweisbaren fremden Angebinde der Synoptiker nie.

Ernsthafter würde die Selbständigkeit der Ueberlieferung von Jesus in Frage gestellt sein, wenn auch die literarischen Schablonen des Pythagorasromans die Struktur der Synoptiker bestimmt hätten. Auffallend ist, daß die Reihenfolge der innerlich unverbundenen Anekdoten beim Eintritt in Judäa mit der Anordnung von pythagorisierten Parallelen gleichen Inhaltes einige Aehnlichkeit aufweist. Aber auch hier bleibt die erste Verblüffung in der Luft schweben; die Berührungen sind viel zu spärlich, als daß die Souveränität des synoptischen Gutes ernstlich gefährdet wäre, — ganz abgesehen von dem Uebereifer, die entdeckte Fährte lückenlos auszukundschaften; da wird denn manchmal aus lauter Gewissenhaftigkeit auch die unwahrscheinlichste Möglichkeit an den Haaren herbeigezogen! Was über Pythagoras sechshundert Jahre lang sich zusammenstammelte, ohne den zerfetzten Zustand zu überwinden, hat über Jesus sich in dreißig oder vierzig Jahren greifbar geballt und gestaltet. Und nicht nur der Erinnerungsstoff, auch dessen durch und durch seelische, also psychologisch auszudeutende Beschaffenheit sichert den Synoptikern ihre unantastbare Ueberlegenheit auch als geschichtliche Quelle. Die drei ersten Evangelien enthalten die Verkündigung von dem durch Jesus wahrgenommenen Gott, den er sowohl in sich selbst als in der Welt entdeckte. Diese Botschaft kam aber nur der Welt zu Gehör und Gesicht in der Gestalt eines Kampfes auf Leben und Tod mit den jüdischen Volksvätern. Das Ergebnis war die für alle Zeit erfolgte Trennung jenes wahrgenommenen Gottes von einem bloß vorgestellten Gott. Es entlud sich dieser weltspaltende Unterschied des Gotterlebnisses in der sich völlig ausschließenden Auffassung der Sünde in beiden Lagern.

FÜNFTES HAUPTSTÜCK.
Leiden und Tod.

Jener Jesus, der auf den Nebelwolken einer unfertigen und dogmatisch getrübten Ueberlieferung für die kurze Frist weniger Tage durch das Tor von Jerusalem reitet und im Tempel die prophetische Drohgebärde vollzieht, um dann von den vereinigten Machthabern ans Kreuz geschlagen zu werden, ist eine menschliche Gestalt, wie sie glaubwürdiger nicht bezeugt zu sein braucht, als es für die wenigen Tage der *Charwoche* beglaubigt ist, um der Weltgeschichte als weiland irdische Persönlichkeit anzugehören. Die große, volle Würdigung, die der Historiker, ist er psychologisch gut beraten, dem synoptischen Jesus zuteil werden lassen kann, hat zur festen, tatsächlichen Unterlage den Zug nach Süden, von Galiläa nach Jerusalem. Er hat das Christentum historisch in ähnlichem Maße erzeugt, wie Muhammeds Auswanderung aus Mekka nach Jathrib im Jahre 622 n. Chr. später den Islam. Dieser Zug ergab den Trennungsstrich zwischen alter und neuer Zeitrechnung und kann auch, in einer weiteren Fassung, bei Jesus noch als *Lossagung* aufgefaßt werden; denn er, der Jude, kehrte nicht minder entschlossen seiner Heimat den Rücken, als nachher der Araber, weil über sie die Gottesherrschaft nicht hereingebrochen war. Daran trug die Heimat selber die Schuld, sie brachte den von Gott geforderten Glauben nicht auf. Nun blieb noch die Stadt Davids mit dem Tempelberg. Dort mußte die Entscheidung fallen — nicht über sein persönliches Schicksal — was lag daran? Wohl aber darüber, ob nun die Gottesherrschaft wirklich anbrach. Wir erwähnten schon, wie auch noch in den synoptischen Texten selbst es diese

Fahrt ihres Helden nach Judäa war, was ihnen ihre erzählerische Aufgabe erleichterte; denn was vorher lag, klärte sich erst ab unter diesem Ziele, ohne dessen Erreichung die galiläische Zeit keinerlei Anlaß geboten hätte, sich als selbständige Begebenheitsgruppe aufzeichnen zu lassen. Die Ueberlieferung erweckt den Anschein, als hätte die Urgemeinde sich im Erdenwallen Jesu erst ausgekannt, ja den irdischen Jesus erst begriffen, vom Augenblick an, da er Galiläa verließ, in Jerusalem einritt und an der bisher heiligsten Stätte des auserwählten Volkes den mammonistischen Charakter der Jahweverehrung antastete. Was in der Heimat gesprochen worden und geschehen war, alle jene Heilungen und Reden, — die Urgemeinde sammelte und bewahrte sie eifrig, aber ohne sie zu verstehen. Denn eben der heiße Drang nach dem mangelnden Verständnis gab den Anstoß zu den dogmatischen Entstellungen, die sie an der historischen Jesusmemorie vorzunehmen nicht umhin konnte. Sobald aber Jerusalem tatsächliches Ziel war, wurde das Leben des Heilandes unmittelbar verständlich. Es wird es auch dem Historiker; denn dank dieser Beziehung konnte das Christentum Geschichtsreligion werden.

Zu einer Geschichte ist es auf Erden gekommen, weil im Verkehr des Kosmos mit der Erde an Stelle der bisher vorwiegenden planetarischen Triebströme ein Willensakt übermächtig wurde — die fundamentale Urkunde darüber findet sich zu Anfang der Bibel in der Schöpfungsgeschichte. Wieder haben da jene syrischen Frühgnostiker ihren Scharfsinn tatsächlich auf den springenden Punkt gerichtet, als sie den *Weltschöpfer* vom *Guten Gott* in einer kategorischen Unterscheidung getrennt wissen wollten. Mit der Erschaffung des Menschen war es auch um das Paradies auf Erden geschehen; der Naturpark der Unschuld kam für den Menschen nicht länger in Betracht, da er daraus vertrieben wurde. Neben dem Baum des Lebens stand der Baum der Erkenntnis, dessen Früchte offenbar für lebenvernichtend galten. Die trennende Einwirkung auf die Elemente im Chaos, das einen ungeordneten Zustand darstellte, aber eben wie es scheint doch einen Lebenszustand, geschah durch den Geist, der die Ordnung in einer Weise herstellte, daß der für eine solche geordnete Lebens-

führung mit göttlichem Willen erschaffene Mensch dann alsbald den Genuß des Paradieses verscherzte; um die Zugehörigkeit zu den Tieren als zu seinesgleichen und die unschuldige Freude am Leben war es fortan geschehen. Die eigentliche Folge der Weltschöpfung durch den *Geist* war der Sündenfall. Und auch als Gesetzesreligion hat der Mosaismus diese urtümliche Alternative in sich getragen. Der Hohepriester trug auf seinem Ornate die beiden Holzamulette *Urim* und *Thumim* (Ex 28, 30). Ihr ursprünglicher Sinn ist nachexilisch abgeschliffen. Das alte Nomadenorakel aber lautete: *Vollendet* und *Verflucht*. Der Jahwekult ist unter der Spannung von Gut und Böse entstanden. Eben erst wird auf eine Stelle im *Segen Moses*, als auf ein Streiflicht zur synoptischen Ueberlieferung, hingewiesen: **Deine Tummim und Urim** — angesprochen ist Levi — **gehören den Leuten des dir Ergebenen, den du bei Massa versuchtest, für den du an den Wassern von Meriba gestritten. Sie gehören dem, der von Vater und Mutter sprach: Ich sah sie nicht, der seine Brüder nicht anerkannte und nichts wissen wollte von seinen Kindern. Denn sie hielten sich an dein Gebot und bewahrten dein Gesetz** (Deut 33, 8 f.). Der urchristliche Ebionitismus mag sich beim Andenken an Jesus von diesem Gedanken haben bestimmen lassen; in dem Ueberlieferungsstoff liegen nebeneinander die drei Motive: die Doppelheit des Gegensatzes im religiösen Prinzip, die Lossagung von den Blutsverwandten und die eidesstattliche Verpflichtung auf den Willen Gottes. Also das Dyas-Motiv, das Hidschra-Motiv und das Tamim-Motiv des religiösen Integrals in der Wiedererneuerung durch das Leben in Gott. Da ist wirklich wenig von Einflüsterungen des Hellenismus zu spüren, — wir haben da vor uns die persönlich erlebten Grundlagen des Jesusschicksals, wie es aus der Berührung mit dem iranischen Mythenstoff der Apokalypsen emportauchte, um nachher das unvergleichliche Originalgut der evangelischen Ueberlieferung zu bilden.

Man kann die apokalyptische Bewegung als einen Revisionsprozeß auffassen eben gegen die Güte der Weltschöpfung. Hintergedanke dabei war dann, der Naturlauf sei gütiger für die Menschen ausgefallen als die auf das Gesetz gestellte göttliche Welt-

ordnung. Wie sonst wäre denn die Güte Gottes überhaupt in die Lage geraten, sich erst in einem anders beschaffenen Weltalter eine Ausbreitungsmöglichkeit neu zu sichern? Niemand ist gut als der lebendige Gott! Denn Güte ist gleich Leben. Und das Wesentliche am echten Leben ist nicht das Selbstverständliche und Mechanische daran. Das Wesentliche am Leben besteht darin, daß es in jeder seiner echten Kundgebungen erstaunlich ist.

Von hier aus und nirgendwo anders her muß nun auch eine Anschauung gewonnen werden davon, was Jesus unter der Sünde verstand. Auch wieder nur das Erstaunliche, daß es sie überhaupt noch gab, da es anderseits ja doch Leben gibt. Wie kann Sünde sein, wo es doch Gott und daher das von ihm gewirkte gütige Leben gibt? Die außerordentliche Zweisinnigkeit dieses Standpunktes muß eben genau erfaßt werden. Nietzsche sagt mit ebensolchem Recht wie Unrecht von Jesus: „Es liegt nichts an Sünde . . . ist sein Hauptturteil.“ Ebenso gut kann man aber als das jesuische Hauptturteil bezeichnen: „Es liegt alles an Sünde.“ Wie wenig aber ein wirklicher Widerspruch in diesem Doppelsinne gegeben ist, wird uns klar werden an der abschließenden Erörterung über die Art, wie Jesus offenbar innerlich erlebt hat.

ERSTER ABSCHNITT.

Das Wesen der Sünde und ihr Heiland.

Für Jesus ist Sünde das Erzeugnis des Unglaubens. Unglaube aber bedeutet ihm menschliche Blindheit und Verstocktheit gegen die Güte Gottes. Seine gesamte öffentliche Wirksamkeit wird von keinem andern Gedanken getragen. Und damit tritt der Heiland an ihm in den Vordergrund.

Keine Kunst der Grammatiker und Linguisten wird, so meinen wir, auch im besten Falle einer weiteren historischen Erforschung der drei ersten Evangelien den Dienst erweisen können, den ihr jetzt schon eine andere Wissenschaft zu leisten vermag — Psychologie. Schon deshalb, weil nur sie kritisch geläuterte Texte mit anschaulichem Leben zu versehen mag. Sie nur läßt uns, in

einem soziologischen Bilde, erkennen, wie Jesus mit seinem Auftreten im Volke selbst drin stand — in der spätjüdischen, außerordentlich gepflegten und durchgebildeten, aber auch schon recht dekadenten Religionskultur dastand als Genie, da ihm eine umfassende Ahnung zur religiösen Wirklichkeit geworden war. **Darum gleicht ein für das Reich der Himmel geschulter Schriftgelehrter einem Hausmeister, der aus seinem Vorrat austeilt Altes und Neues** (Mt 13, 52). Das verdichtete sich dann in dem einzigen schlechthin historischen Faktum, das aus den Evangelien unanfechtbar hervorgeht, in der mannhaft gewagten Uebersiedelung aus der Heimat Galiläa nach der heiligen Landeshauptstadt. Dieser Todesgang war die lebensdramatische Schöpfung eines religiösen Urhebers von größtem Ausmaße. In diesem Lichte muß nun noch der Sünderheiland betrachtet werden. Aus dem Leiden, dem eigenen wie dem fremden, nahm seine Wirksamkeit ihren Ursprung, und mit ihm erklomm sie ihren Gipfel — sein Leben schloß als Todesleiden. Dieses bezog sein heute noch in den Kulten der Kirchen und ihrer Verherrlichung durch Musik und bildende Kunst lebendig gebliebenes Gepräge aus einigen Bewußtseinsinhalten, die er, der irdische Mensch, als heute noch historisch zu bewertende Kräfte in sich trug. An die erste Stelle rückt da eine theoretisch abgeklärte Theorie von der menschlichen Sünde; entscheidend aber war, daß sich seine geheimnisvolle Gewißheit, der Sohn des lebendigen Gottes zu sein, bei ihm in die Vorstellung vom Menschensohne auswechselte und daß uns damit der Leitfaden in die Hand gegeben ist, Spiegelungen seiner Selbstbeurteilung zu würdigen, welche die Urgemeinde keineswegs vollständig erfunden haben kann. Die letzten Erklärungen aber, welche Psychologie zu geben vermag, betreffen seinen mannhaften Kindersinn.

1.

Da Jesus sich selber als *leutselig* bezeichnet oder von der Urgemeinde so bezeichnet wird (Mt 11, 29), mag er von Natur im Umgang mit Menschen aufgeschlossen und gesprächig gewesen sein. Seit er aber nach der Taufe mit seiner Verkündigung auf-

trat, hat man an eine zunehmende Hoheit und Verschlossenheit zu denken, die er in seinem Auftreten angenommen habe. Immer weniger war er Rabbi, der mit sich disputieren ließ, oder Führer, der Ziele wies, oder Prophet, der einen Glauben beibrachte; der ahnungsvolle Heilige mit dem Ewigkeitszuge im Wesen, der seine Lehre in fertigen, rhythmisierten Sprüchen von sich gab, ist zuletzt gewiß alles andere gewesen, als ein wohlredender, flinkzüngiger Rhetor, wenn er gleich dann im Tempel und um ihn herum von der unheimlichen Schlagfertigkeit Gebrauch machte, die er sich angeeignet hatte.

Längst haben die Heilungswunder aufgehört, eine Eigentümlichkeit der Evangelien zu bilden, wie man vor dem Erwachen einer eigentlichen Geschichtswissenschaft glaubte. So soll auch der Vorsprung, den die Evangelienforschung vor der seither entstandenen antiken Hagiographie behalten hat, dahin ausgenützt werden, daß durch die Kruste der Legendenbildung hindurch zu der wirklichen Seelenhaltung des Wundertäters vorgedrungen wird. Es mag dann alles immer noch für natürlich gelten, aber eben auf einer beträchtlich höheren Ebene sich abspielen, als sie ein dürftiger Sensualismus zuzulassen vermag. Wir können hier anknüpfen an das, was wir in einem früheren Zusammenhange, als wir uns mit dem magischen Erleben des Jesus beschäftigten, von den magnetopathischen Strahlungskräften seiner aufgelegten Hände zu entwickeln in der Lage waren. Nun gilt es auch diese, dem irdischen Jesus einst zweifellos eigene heilkräftige Fähigkeit abermals in die gemeinschaftbildende (soziologische) Ereignisflucht einzuschieben, so daß wir den Heiland in diesem engern Sinne anschaulich vor uns haben.

Vor der medizinischen Schulgerechtigkeit aller Zeiten hat der Heiland Jesus voraus, daß das Gegebene, an das er sich hält, nicht die Krankheit ist, die er wegschaffen soll. **Was ist leichter, dem Gelähmten sagen: Deine Sünden sind dir vergeben? Oder sagen: Stehe auf, nimm deine Bahre und wandle! Damit ihr aber wisset, daß der Menschensohn Vollmacht hat, Sünden zu vergeben auf der Erde — ich sage dir: Steh auf, nimm deine Bahre und gehe heim!** (Mk 2, 9—11. Mt 9, 5 f. Lk 5, 23 f.). Die Sünden vergibt ein

Mensch also einem andern Menschen dann, wenn er dank den Kräften der Gottesphysik, über die er gebietet, seinen Nächsten in den integralen Körperzustand der Gesundheit zurückversetzt. Heilen ist gleich: die Sünden vergeben, weil man die Gebresten wegschafft. Wenn man Jesus nach der Herkunft seiner Heilkraft fragte, so war das göttliche Pneuma, das ebenso sehr Gefühlstrieb als geistige Betätigung war, sein Linderungs-, wenn nicht sein wirkliches Heilmittel. Seine Feinde freilich beschrien ihn wie einen bösartigen Medizinmann, der sich in den Besitz der obersten teuflischen Kraft zu setzen gewußt habe. Nur deshalb sei ihm die Gewalt über die Dämonen eigen, die sie ihm abzusprechen sich außerstande sahen. Um ihnen recht zu geben, hätte er, was er ja so gar nicht tat, den Hexenmeister herauskehren müssen. Die Bescheidenheit in der Schilderung der Wunder, mit der sich die synoptische Berichterstattung zweifellos adelt, ist seiner persönlichen Zurückhaltung entflossen — so schlicht hatte er als Wundertäter einst gehandelt, daß man, wollte man das zu Berichtende nicht ins Unkenntliche entstellen, nicht anders als schlicht davon erzählen konnte. Jesus ist der selbstverständlichste, unauffälligste Thaumaturg gewesen, von dem sich eine Spur in historischen Quellen erhalten hat. Die antike Welt ist ja voll von solchen Wundern, wie sie ihm nachgesagt werden. Im Laufe der Jahrtausende hat das menschliche Urbedürfnis bestimmte Wundertypen ausgeprägt, die überall wiederkehren und zu einem großen Teil aus dem Heidentum in die katholische Legende übergesiedelt sind. Dem Neuen Testament konnte die Kirche nur ästhetische Vorzüge für die Wunderbehandlung entnehmen. Wenn sich aber das Urchristentum in Wunderdingen von der gleichzeitigen Weltreligiosität durch Eigenschaften vorteilhaft abhebt, die man am ehesten als guten Geschmack bezeichnen kann, so dankt es das dem Maßhalten des Jesus selbst.

Seit der Taufe wußte er es: er war auf die Welt gekommen, um die Werke des Teufels zu vernichten. **Er predigte in den Synagogen durch ganz Galiläa und trieb die bösen Wichte aus** (Mk 1, 39. Mt 4, 23. Lk 4, 44). Der epileptische Knabe ist von einem Dämon besessen, der sich störrisch aufführt. Bei jedem Anfall

des sprachlosen Geistes verrenkte es ihm die Glieder; er schäumte, knirschte mit den Zähnen und magerte ab. Bei einem solchen Anblick hat sich Jesus nie als Heilkünstler gefühlt, sich auch nie besondere technische Fähigkeiten und schulmäßig erlernte Kenntnisse zugeschrieben, wie es, sei es dem patentierten Arzt oder dem geschickten Pfuscher eine unerläßliche Fertigkeit bedeutet, von Fall zu Fall eben heilen zu können. Das Können scheint für Jesus die letzte Sorge gewesen zu sein. Er wurde zornig, daß man immer wieder auf ihn abstelle, was bei dem rechten Maß von Glauben jeder andere ebenso gut sollte zu bewirken verstehen. Seine Erkundigungen nach dem Krankheitsbefunde liefen nicht auf eine klinische Untersuchung hinaus; sie stellten nie den Stand der Krankheit, sondern den Stand des Glaubens fest. Tobsucht, Krämpfe, Frauenleiden, tiefe Ohnmacht, Gliederschmerzen hat er beschworen durch sein Wort allein oder, öfters wohl noch, durch die aufgelegten Hände, wie wir schon ausgeführt haben.

Man heilt den Leib nicht, wenn man nicht die Seele heilt; wem es nicht an der Seele gebricht, hat überhaupt kein Recht, nach dem Arzte zu schicken. **Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken; nicht Gerechte zu rufen bin ich gekommen, sondern Sünder** (Mk 2, 17. Mt 9, 12 f. Lk 5, 31 f.). Seine Hilfsbereitschaft entsprang seiner Zugehörigkeit zum armen Volk, seinem Ebionitismus wie auch seinem Antimammonismus.

Die großen Fälle, vor die sich Jesus gestellt sah, gehören dem Typus des unheilbar Irrsinnigen (des Paranoikers) an; es sind die im eigentlichen Sinne Verrückten. Nicht einzelne Vorstellungsbezirke, sondern die ganze Persönlichkeit ist da von der Krankheit ergriffen. Sehen wir uns nun das bewegendste Beispiel einer Besessenenheilung durch Jesus an: **Und sie kamen an das andere Ufer des Sees und, als sie das Boot verließen, kam, zwischen den Gräbern hervor, ein Mensch mit einem unreinen Geiste auf ihn zu, der seine Wohnstätte bei den Gräbern hatte, und selbst mit einer Kette konnte niemand ihn mehr binden; denn er war schon oft mit Ketten und Fesseln gebunden gewesen, und er hatte die Ketten gesprengt und die Fesseln zerrissen. Und niemand konnte ihn zähmen. Und unaufhörlich, Tag und Nacht,**

in den Gräbern und in den Bergen, tat er nichts als schreien und sich mit Steinen zerfleischen. Als er nun Jesus sah, lief er von weitem auf ihn zu, warf sich vor ihm nieder und schrie mit lauter Stimme: Was willst du von mir, Jesus, du Sohn des höchsten Gottes? Ich beschwöre dich bei Gott — quäle mich nicht! . . . Da fragte er ihn: Was ist dein Name? Und er sagte zu ihm: Legion ist mein Name. Denn unser sind viele. Und er bat ihn dringlich, er möge sie nicht aus dem Lande treiben. Nun weidete dort am Berge eine große Schweineherde; da baten sie ihn: Laß uns in die Schweine, daß wir in sie hineinfahren! Das erlaubte er ihnen, und so fuhren die unreinen Geister aus und fuhren in die Schweine. Und es stürmte die Herde den Abhang hinab in den See, etwa zweitausend Stück und ersoffen im See (Mk 5, 1—13. Mt 8. 28—34. Lk 8, 26—39).

Nichts gab ihm so zu denken, wie diese Dämonischen. Er war ja doch der bahnbrechende Mensch, durch den das neue Weltalter im Sinne Gottes heraufgeführt wurde — und Schritt um Schritt stieß er nun auf solche Zustände, die alle Hoffnungen auf Besserung der Lüge zeihten. Die Voraussetzungen, die dabei für ihn bestimmend sind, kennen wir — es ist seine Gottesphysik, wo rein quantitativ die numerische Ueberzahl der Gnadensubstanz entscheidet. Die göttliche Urpotenz muß das Uebergewicht bekommen auf Erden. Diese Prüfung und Messung, ob dem so sei, stellt ihn bei den Dämonischen immer vor akute, sichtbare Fälle, bei deren Anblick die ganze Gefahr vor ihm aufsteigt. Die Dämonischen sind die Beispiele, daß die Zurückgewinnung menschlicher Seelen an die göttliche Urpotenz schweren Störungen unterworfen ist und demnach jeder einzelne Kranke eine Bedrohung des Gnadenwerks bedeutet, also ernst genommen werden muß, nicht so sehr aus Mitleid mit seinem beklagenswerten Schicksal, als um des Glaubens willen, denn diesem können die Fundamente zertrümmert werden bei der Ueberhandnahme der Dämonen im Menschenleben. Der Verrückte ist das zersprungene Gefäß, das dem seelischen Hochdruck nicht mehr gewachsen war — also eine nicht viel andere Auffassung, als sie heute die Psychiatrie gewonnen hat. Es kommt aber darauf an, daß die Verkündigung gelinge, und da darf eben

das aufnehmende Gefäß nicht springen. Er kann also mit den Dämonischen nichts anfangen, als eben sie heilen.

Jesus sah hier die Gefahren wüten, denen er entronnen war. Um ein Haar — und er selbst hätte es auch nicht vermocht, dem Ueberdruck standzuhalten. So mag er sich uns als großes Beispiel jener begreiflichen Neigung begabter Aerzte darstellen, die sich die Psychiatrie als Spezialfach wählen und darin Hervorragendes leisten, die Wahl aber getroffen haben, weil sie unter der Ahnung stehen: der Schwermut wegen, zu der ich neige, käme ich wahrscheinlich doch einmal unter die Gemütskranken, dann also lieber als ihr Arzt! Diese Ueberlegenheit über die eigene Naturanlage erklärt am besten die von Jesus vollbrachten Heilwunder.

2.

Wichtig ist nun das Geständnis der Dämonen, daß sie wissen, mit wem sie es zu tun haben. Gleich bei seiner ersten Heilung wurde er davon überrascht. **Und sie kamen nach Kapernaum. — Und eben war in ihrer Synagoge ein Mensch mit einem unreinen Geist, und er schrie und sagte: Was machst du dir mit uns zu schaffen, Jesus von Nazareth? Kommst du, um uns zu vernichten? Ich weiß, du bist der Heilige Gottes! Und Jesus bedrohte ihn: Schweig still und fahre aus von ihm! Und nachdem er ihn geschüttelt hatte, stieß der unreine Geist einen lauten Schrei aus und fuhr von ihm aus. . .** Jesus selbst war von diesem Vorfall erschüttert: **Und am Morgen, früh vor Tagesanbruch, erhob sich Jesus und ging aus der Stadt an einen verlassenen Ort, und dort hob er an zu beten** (Mk 1, 21. 23—26. 35). Im Verkehr mit Irren hörte Jesus nicht den verwirrten menschlichen Geist, sondern die dunkle kosmische Weltmacht in ihrer Verkörperung durch einen oder mehrere böse Wichte sprechen. Mit ihnen unterhielt er sich, wenn er mit Verrückten sprach. So ist es denn ergreifend anzusehen, wie es ihm ängstlich und mißtrauisch an das Bewußtsein rührt, als würde er durch ihr Irresein in sich selbst auf einen eigenen Wahnzustand hingestoßen. Der Austausch der Seeleninhalte fand hier jedenfalls auf der gleichen Ebene statt, was nicht der Fall war, als er bei Cäsarea den Petrus über sein Verhältnis zur

nationalen Messiaserwartung deutlich genug abfertigte. Ferner ist es recht bezeichnend, in welchem Zusammenhang Petrus vor Jesus sich als Sünder zu erkennen gibt; Lukas erzählt es uns: **Simon Petrus fiel auf die Knie und sagte: Entferne dich von mir, weil ich ein sündiger Mensch bin, Herr!** (Lk 5, 8). Wenn Petrus sich jemals in dieser Lage vor Jesus befunden haben sollte, dann hätte er ein bedauerliches Unverständnis für das Wesen der Sünde, wie Jesus es auffaßte, an den Tag gelegt; danach wäre Sünder nämlich nicht der Kranke, sondern der Arme! — und sein Herr müßte uns noch hinterher leid tun um dieser peinlichen Erfahrung willen gerade an demjenigen Jünger, dem er das meiste Vertrauen entgegenbrachte. Denn um was ging es bei dieser Sündenerkenntnis des Petrus? Des Meisters Anwesenheit im Boote sorgte, nach Enttäuschungen im Beruf, für ein Wunder im Sinne eines unglaublichen Gewinnzaubers, da über dem Ertrag des Schleppnetzes fast die Boote gesunken wären. Entweder entsetzt sich nun Petrus über diese Einmischung in sein ehrliches Handwerk. Das scheint aber nicht gemeint zu sein. Oder aber die Erschütterung rührt her von dem glänzenden Geschäftserfolge des göttlichen Segens, und Petrus nennt sich in diesem Zusammenhange einen *Sünder*, weil er mit seiner handwerklichen Berufsausübung niemals solche spekulative Ergebnisse zu erzielen vermochte!

Will man bei Jesus nach einem Begriff der Sünde suchen, der nicht rein nur, wie im „Gleichnis vom verlorenen Sohne“, aus der Vaterbeziehung, also dem religiösen Gottverhältnis, sondern aus der Bruderbeziehung, dem religiösen Weltverhältnis, abgeleitet wird, so läßt sich auch bei den natürlichen Gefühlen anknüpfen, wie sie im wohlwollenden Umgang mit Menschen gedeihen. Störung dieser selbstverständlichen Beziehungen von Mensch zu Mensch sind bereits, wenn auch noch in Form eines menschlichen Unrechts, Sünde — so entscheidet Jesus in seiner ersten Zeit, weshalb auf einige Aussagen der Bergpredigt abzustellen ist:

Aber warum siehst du den Splitter, der im Auge deines Bruders ist,
Während du den Balken nicht siehst, der in deinem Auge ist?
Oder wie wirst du zu deinem Bruder sagen:

Laß mich den Splitter aus deinem Auge ziehen,
Während doch der Balken dir im Auge steckt!
Heuchler, nimm erst aus deinem Auge den Balken,
Und dann sollst du zusehen, wie den Splitter aus dem Auge deines Bruders nehmen (Mt 7, 3—5).

Wie jede andere Seelenangelegenheit hat Jesus vor allem diese wichtigste dem Geflecht der Prinzipien und Begriffsurteile entzogen und dem entscheidenden Ermessen des einzelnen, der im betreffenden Fall verantwortlich ist, zurückgegeben. Damit ist er aber weit entfernt, einen ungezügelten Subjektivismus in Rechte einzusetzen, die dieser nur mißbrauchen könnte. Nicht um die Bindung zu sprengen, ist Jesus zum Immoralisten und Gesetzesverächter geworden, sondern um einer solchen Bindung die Kraft des Bindens wiederherzustellen, die ihr durch den sinnlosen Leerlauf des gesetzlichen Funktionalismus abhanden kam. Als *Moses und die Propheten* das *Gesetz* schufen, kam Israel unter eine sittliche Schöpfung, die lebensvoll wirkte; aber die Gelenke und Schließmuskeln nutzten sich ab, es blieb nur die Maschine der Gesetzlichkeit ohne ihr einstiges Leben zurück. Weil nun der Betrieb nicht stockte, ja im Gegenteil sich emsiger und glatter als je abwickelte, täuschte sich dieses ehemals sittenstrenge Leben weiterhin vor, ohne mehr vorhanden zu sein. Mit dem heutzutage gültigen Gesetzesbetrieb, so sah er ein und teilte er mit, ist **das Salz dumm geworden** (Mt 5, 13. Lk 14, 34 f.) — und selbst die apokalyptische Erschütterung vermochte der ausgelaufenen und eingerosteten Gesetzesmaschine kein neues Leben mehr einzuhauchen. Jesus blieb aber ein Bewunderer der mosaischen Gesetzeseinrichtung, ähnlich wie ein gebildeter Protestant heute vom kultischen Aufbau der römischen Meßfeier sich zu hoher Bewunderung veranlaßt sieht.

Amen, ich sage euch —
Bis der Himmel vergeht und die Erde,
Soll kein Jota vom Gesetz vergehn,
Bis alles geschieht! (Mt 5, 18).

Das Leben der Menschen untereinander verlief nur dann segensreich, wenn ein solches Gerüst es ordnete und trug. Aber groß

war sein Schrecken, daß die Menschen diese Wohltat der Lebensordnung nicht wert waren. Denn das war das Unheimliche und Verhängnisvolle am Vorhandensein des Gesetzes, daß es sofort zum entsetzlichsten Feinde des Lebens wurde, sobald es nicht organisch mit dem Leben verwachsen blieb. Dann stand das Gesetz außerhalb des Lebens, als ein häßliches und gefährliches Gerippe — ein grinsendes Skelett hatte sich dann außerhalb des Leibes gestellt, von dem es zugedeckt sein sollte, um ihn kräftig zu stützen und zu tragen. Erst von dieser Wendung her verstehen wir ihn ganz: **Denkt nicht, ich sei gekommen, das Gesetz und die Propheten herabzuwürdigen. Ich bin nicht gekommen herabzuwürdigen, sondern zu erfüllen** (Mt 5, 17). Der Gedanke ist dabei offenbar: Hinein mit dem Gerüst sittlicher Verordnungen in das organische Leben, so daß man nur sagen kann: Wo ist das Gesetz hingekommen — ich sehe kein Gesetz mehr! — aber dafür spürt: das Leben hat seine kraftvolle Gestalt und Haltung gefunden, die ihm Gott zugedacht hat! An den einzelnen Geboten der zweiten Mosestafel gab Jesus großartige Beispiele einer Gesetzesauslegung, wie er sie sich denke. Und, wohl verstanden, es sollten diese Worte nicht selbst wieder eine Autorität erhalten, die außerhalb der von ihnen ausströmenden Eigenkraft lag. Jesus wollte nicht durch seine Gesetzesauslegung das Gesetz selbst hinfällig machen, etwa so, daß an Stelle des interpretierten und kritisierten Kodex nun ein dazu gelieferter Kommentar die dem Gesetz abgesprochene Geistesmacht für sich usurpierte. Wie wäre mit einer solchen Auffassung Jesus in seiner Gesetzeskritik verkannt worden! Nein:

Habt ihr nicht gelesen, was David tat,
Als er in der Notdurft war,
Und daß ihn hungerte wie auch seine Gefährten —
Wie er da eintrat in das Haus Gottes,
Die Schaubrode aß,
Die zu essen doch nur den Priestern erlaubt war,
Und er gab auch seinen Gefährten davon (Mk 2, 25 f.).

Oder auch bei der Sabbatheiligung:

Ist erlaubt am Sabbattage

Gutes zu tun oder Böses zu tun,
Ein Leben zu retten oder zu töten? (Mk 3, 4).

Also: Grundsatz der jesuischen Lebenslehre — das Gesetz besteht nur, wenn es die Güte des Lebens fördert. Darüber zu entscheiden, ob das Gesetz einen in Frage stehenden Lebenswert hemmt oder speist, steht dem Menschen zu, der im Bannkreise der göttlichen Gnade steht. Genau so wie er selbst zu Anfang der Bergpredigt (Mt 5), in deren erstem Kapitel, das Gesetz *korrigiert*, und am Schluß dieser Gesetzeslektion den Zuhörern gesagt wird: sie sollten so sehr lebenstreu werden, wie Gott selbst vollkommener Herr des Lebens sei (nach Mt 5, 48) — empfahl er dann auch als Gebetsinhalt Feindesliebe, **auf daß ihr werdet zu Söhnen des Vaters im Himmel, weil er ja seine Sonne über Schlechte und Gute aufgehen läßt und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte** (Mt 5, 44 b, 45). Auch in den Seligpreisungen wird eben den Friedfertigen der Titel **Söhne Gottes** beigelegt (Mt 5, 9). Vielleicht ist es doch nicht von ungefähr, daß *Gottes Sohn* sich zu nennen gerade derjenige das Recht hat, der durch seine Gesinnung am wenigsten Gefahr läuft, mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten. Gottes Söhne sind Menschen dann, wenn sie in ihrem Verhalten Gewähr bieten, daß ihr Umgang mit Menschen auf Grund der Gesetzesbeobachtung möglichst reibungslos verlaufe. Jesus hat lange vor Goethe entdeckt: „Es gibt eine Höflichkeit des Herzens" — und eben die Herzenshöflichkeit, die darin besteht, daß man niemanden etwas antue, was man, widerführe es einem selbst, als unangenehm empfinden müßte, erklärt er als den Inbegriff von Gesetz und Propheten (Mt 7, 12). Diesen Herzenshöflichen und Friedfertigen aber legt er insbesondere die Bezeichnung *Söhne Gottes* bei. Sie sind seiner Meinung nach berechtigt, dem Gesetze den neuen Sinn unterzulegen und zu erklären: hier liegt eine Bindung vor in diesem Sinne oder hat eine Lösung zu erfolgen in jenem Sinne! Für eine solche Gesetzesauslegung sind Söhne Gottes, meint Jesus, unbedingt souverän. Und sie sind auch berechtigt, in solcher Richtung Rates zu pflegen, ja Beschlüsse zu fassen. Weshalb denn auch mit völligem Scharfblick die Grundlagen eines künftigen Kirchenrechts auf

diesem Fleck der jesuischen Lebenserklärung angelegt worden sind.

In Wahrheit, ich sage euch —
Alles, wenn ihr es binden werdet auf Erden, wird gebunden sein im Himmel,
Und alles, wenn ihr es löst auf Erden, wird gelöst sein im Himmel (Mt 18, 18).

Aber schon bei der früheren Gelegenheit soll er dieses Recht auf souveräne Korrektur des Gesetzes dem Petrus bestätigt und eingeräumt haben.

Nun, auch ich sage dir: du bist der Felsenmann Petrus,
Und auf diesen Felsen werde ich meine Gemeinde bauen,
Und die Pforten der Hölle werden nichts gegen sie vermögen.
Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben,
Und was du auf Erden binden wirst, wird gebunden sein in den Himmeln,
Und was du auf Erden lösen wirst, wird gelöst sein in den Himmeln (Mt 16, 18 f.).

Seit mehr als einem Jahrtausend steht dem mosaischen Gesetz das römisch katholische Kirchenrecht gegenüber, das sich auf dieses Wort stützt und beruft. Die Berechtigung wird aus konfessionellen Bedenken angefochten. Aber die Papstkirche kann doch ihren Schriftbeweis mit weitgehender Wahrscheinlichkeit antreten. Der irdische Jesus ist der Meinung gewesen, daß, wer in seinem Sinne ein *Sohn Gottes* ist, auch zur Korrektur des mosaischen Gesetzes befugt ist — d. h. ähnlich, wie er selbst, mit einem *Ich aber sage euch* den Wortsinn des alttestamentlichen Gesetzes umdeutete und abänderte, darf nun auch ein „Sohn Gottes“ von der Gesetzeseinhaltung absolvieren. Jesus konnte selbst natürlich noch keine Ahnung davon haben, daß diese „Söhne Gottes“ einmal asketische Priester sein würden. Aber er hat auch der Wirkung seines Namens freien Lauf gelassen für den Fall, daß der betreffende *Thaumaturg* nicht zu seinen Anhängern gehöre (Mk 9, 38—41. Lk 9, 49 f.). Abänderung und Ablaß von Gesetzesvorschriften, wie sie Jesus namentlich beim Sabbatgebot selber vornahm in der eingestandenen Absicht, ein Beispiel

aufzustellen, gab er also jedem anheim, der auf seinem Boden stand, d. h. „in seinem Namen“ sich vom mosaischen Gesetz freimachte, auch wenn er im übrigen nicht zu seiner Enderwartungssekte zählte. Wesentlich war die Aufstellung einer andern Bindung als sie das mosaische Gesetz vorschrieb. Da nun schiebt sich bei Jesus etwas Grundsätzliches in seiner Stellungnahme zum Gesetz ein, was man als eine Sündentheorie auffassen könnte. Dem Juden war Sünde Ungehorsam gegen das Gesetz. Demgegenüber erklärt Jesus, wer Gottes Sohn in jenem Sinne der Friedfertigkeit und Herzenshöflichkeit sei, der sei ein Herr über das Gesetz geworden und damit ein lebendiger Verwalter der göttlichen Urmacht auf Erden. Jesus hat da also doch — und es ist das die einzige Gelegenheit, wo man ihm solches nachsagen kann — an eine Befestigung seiner Nachwirkung über sich selber hinaus gedacht. Er hielt es für möglich, daß sich auf seine Verkündigung eine Organisation gründe. Zweck einer derartigen *Kirche*, wenn es dazu kam, konnte dann aber nichts anderes sein als die Bindung oder Lösung der Seelen in Verwaltung zu nehmen. Eine Wunderheilung, die ihm glückte, wollte Jesus für alle Fälle vom *Priester* kontrolliert wissen (Mk 1, 44. Mt 8, 4. Lk 5, 14). Daß sich die Korrektoren des mosaischen Gesetzes zu einer eigenen Anstalt zusammenschlossen, die nun ihrerseits Gesetzesübertreter, wenn solche Anklage erhoben wurde (wie von den Pharisäern gegen seine Jünger Mk 2, 18. Mt 9, 14. Lk 5, 33), prüften und in Schutz nahmen, das lag unbedingt im Kreise eines äußern Niederschlags, den seine Verkündigung zurückließ, und kann also, bedingt, für historisch gelten.

Doch ist das einstweilen nur die negative Seite einer eigentlichen Sündentheorie. Es soll der angebliche Sünder geschützt werden, der vom Standpunkt des Lebens aus zu Unrecht bezichtigt wurde, einer zu sein, weil er — vom Standpunkt des Gesetzes aus — es allerdings war. Sünde ist nicht Abfall vom Gesetz, sondern Abfall vom göttlichen Leben, und das Gesetz entstammt zwar göttlicher Absicht, aber es ist nun außerhalb des ihm von Gott zugedachten Dienstes am Leben geraten und zu einem Werkzeug des Bösen geworden. Nun ist

aber das Gesetz nicht das einzige religiöse Datum, auf das die Beurteilung, ob Sünde vorliege oder nicht, sich bezogen sieht. Das andere religiöse Datum, das nicht weniger eine Unterlage für ein sündiges oder ein sündloses Verhalten des Menschen abgibt, ist der Glaube. Nur heißt es bei diesem nicht wie beim Gesetz: was des Guten zu viel ist, sondern was des Guten zu wenig ist! Kleinglaube ist zwar noch nicht Sünde; er liegt aber in der Richtung zu ihr hin, weil durch ihn das Leben an seiner weiteren Entfaltung verhindert werden kann. Als der Synagogenvorsteher Jairus Jesus einen Weg ersparen soll, weil laut eben eingetroffener Nachricht sein Töchterchen verschieden sei, sagt Jesus zu ihm: **Fürchte dich nicht, glaube nur!** (Mk 5, 36. Lk 7, 50). Den Jüngern im Boot auf dem stürmischen Meer ruft er zu: **Wie furchtsam ihr seid, Kleingläubige!** (Mt 8, 26a), ebenso dem Petrus, der untersinkt: **Kleingläubiger, was zweifelst du?** (Mt 14, 31). Oder als die Jünger ohne Proviant unterwegs waren: **O, ihr Kleingläubigen, was bekümmert es euch, daß ihr kein Brot bei euch habt** (Mt 16, 8). Jesus zeigt sich uns auch sonst immer aufs neue enttäuscht von dem geringen Zutrauen, das die Menschen zu der schöpferischen Kraft des göttlichen Lebens haben. Und besonders fällt ihm das auf an denjenigen, die ihm nahe stehen. Haben sie denn auch gar nichts in sich von dem, was sein Höchstes ausmacht? Ist er selbst nicht immer aufs neue erstaunt von der Wunderkraft des Lebens, das immer mehr bietet als man erwartet? Da darf der Mensch nicht zurückbleiben. Jesus könnte mit unserm Dichter sagen: „Genug ist nie genug!“ Er kennt nur eine steigernde, überbietende, komparative Haltung zum Leben. Und darunter versteht er eben den Glauben. Auch seine Meinung von der Sünde ist also nur ein Ausfluß von seiner apokalyptischen Grundlehre der Metanoia oder der unwiderstehlichen Macht der Regeneration, die mit einem wahren Leben in Gott gegeben ist.

Das *überströmende Herz* (**der Ueberschwang des Herzens** wörtlich so Mt 12, 34. Lk 6, 45) ist ihm der Lebenszustand, auf den er alles zurückführt, was echter Glaube ist. Daher ihm alles, was nicht überfließt und nur eben der Anforderung genügt, die pflichtgemäß erscheint, für minderwertig gilt. Das bloß Genü-

gende ist ungenügend. Von da kommt auch die Sünde her — von dieser Sattheit, die der Sehnsucht im Wege steht. Ein Zusammenhang bei Lukas macht das besonders deutlich. Nachdem Jesus die Notwendigkeit des Vergebens hervorhob, und zwar nicht jene Forderung des Siebenzigmalsiebenmal (Mt 18, 22), wohl aber des Siebenfachen erhoben hat, fährt er fort: **Und die Apostel sagten zum Herrn: Vermehre uns den Glauben! Und der Herr sagte:**

Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn,
Würdet ihr zu diesem Maulbeerfeigenbaum sagen:
Entwurzle dich und verpflanze dich ins Meer, —
Und er würde euch gehorchen.
Und wer unter euch, der einen Knecht am Pfluge oder auf der Weide hat,—
Wird ihm sagen, wenn er vom Feld zurückkehrt:
Sogleich komme her und setze dich hin?
Aber wird er ihm nicht sagen:
Richte mir mein Abendessen
Und schürze dich und warte mir auf,
Auf daß ich esse und trinke —
Nachher kannst du selbst essen und trinken?
Dankt er es etwa dem Knechte,
Daß er tat, was befohlen war?
So auch ihr —
Wenn ihr getan habt alles, was euch befohlen ist,
So sagt: Wir sind unnütze Knechte;
Wir haben getan, was wir tun mußten! (Lk 17, 5—10).

Das Belassen des Lebens beim Pflichtniveau gilt Jesus als die Brutstätte der Sünde. Es ist kein Ueberschwang da und damit ist der Zustand geschaffen und geduldet, von dem es heißt: **Der böse Mensch bringt aus dem bösen Schatze Böses hervor** (Mt 12, 35). Sünde ist da nicht selbst ein Zustand oder eine Substanz, sondern Folge und Eigenschaft: die Fäulnis des gehemmten, unterdrückten, absterbenden Lebens. **Merket ihr nicht, daß alles, was zum Munde eingeht, in den Bauch kommt und in den Abort entleert wird? Was aber aus dem Munde hervorgeht, das kommt aus dem Herzen und das verunreinigt den Menschen. Denn aus**

dem Herzen kommen hervor böse Gedanken, Mord, Ehebruch, Unzucht, Raub, Lüge, Lästerung. Das sind die Dinge, die den Menschen verunreinigen. Das Essen mit ungewaschenen Händen aber verunreinigt den Menschen nicht (Mt 15, 17—20). Die Sünde ist nichts Zuständliches, sondern Trübung und Hemmung des gottgewirkten Lebensablaufs. An ihr liegt nichts, wenn nur das Leben die Oberhand behält. An ihr liegt alles, wenn das Leben in Bedrängnis gerät. Die Gesamtlage entscheidet.

3.

Jesus erblickt in der Sünde überhaupt keine Folge der menschlichen Entschlußfähigkeit; sie ist ihm eine kosmische Angelegenheit. Sünde ist das irdische Widerspiel des Kampfes der beiden Urpotenzen Gott und Teufel. Unter günstigen Umständen werden Gehirnkranke hellhörig für die Vorgänge in ihrem Leibe und vernehmen in der Trance im Zusammenhange mit ihrer Leibesverfassung wirklich Stimmen, die durch etwas Konkretes vermittelt sind. Wenn also Jesus auf Dämonische zutrat, wenn er mit seinen Handflächen sie beeinflußte, so konnten da Wahrnehmungen entstehen, die den Vorzug gegen eigentliche Halluzinationen hatten, nicht völlig in der Luft zu schweben, also noch, wenn auch auf einer weit ins Unterbewußte versenkten Stufe, den Anspruch der Wirklichkeit erheben konnten. Daraus ginge für uns hervor, daß jene Wundergeschichten nicht durchaus nachträgliche Fabeln der Gemeindeerfindung zu sein brauchten. Die Irren können tatsächlich sich so benommen und geäußert haben. Und was wichtiger wäre, Jesus hat diese ihre Zurufe und Schreie nicht nur angehört, sondern auch ernst genommen. Aus ihrem Munde vernahm er etwas anderes als Menschenmeinung und damit auf alle Fälle etwas Höheres. Für die Auslegung der synoptischen Texte ist bei dem breiten Umfang, den hier die Vorfälle mit den Dämonischen nehmen, damit nicht wenig gewonnen. Jesus war nach den Anschauungen der antiken Welt einem Wahnsinn nahegerückt, der für ihn eine weitgehende Wirklichkeit bedeuten mußte. Es war ein heiliger Wahnsinn, wie er im Altertum zur Religion gehörte. Vorab mit jenem Gadarener,

der in zerfallenen Nekropolen sein Wesen trieb und in kultischer Nacktheit auf ihn zutrat, umfängt uns die wahngeschwängerte Luft alter Tempelkultur (Mk 5, 1 ff. Mt 8, 28 ff. Lk 8, 26 ff.). Unter den Synoptikern ist Markus der eigentliche Dämonologe. Außer der allgemeinen Ausübung des Exorzismus beschreibt er ausführlich Einzelfälle: der Synagogenbesucher in Kapernaum (Mk 2, 23), der Blindstumme (Mk 3, 21 f., — setzt Mt 12, 22 voraus), der Gadarener (oder Gergesener oder Gerasener Mk 5, 1 ff.), die Tochter der an einen Griechen (Diasporajuden) verheirateten Syrophönikierin (Mk 7, 26), der Taubstumme in der Dekapolis (Mk 7, 31 ff. — war aber kein eigentlicher Exorzismus, so wenig wie der Blinde Mk 8, 22 ff.), und dann vielleicht der am meisten akute Fall des epileptischen Knaben gleich nach dem Abstieg vom Berge der Verklärung (Mk 9, 15—28). Etwa ebenso viel Heilungen betrugen nicht Dämonische.

Wieso haben diese Dämonenheilungen nun einen Hintergrund in realen, wenn auch okkulten Naturvorgängen? Gewiß kann die psychologische Erklärung nur eine sehr schmale Spur verfolgen, hier ist sie. Der Dämon schreit Jesus aus dem Verrückten von Kapernaum an: **Was willst du von uns? Bist du gekommen uns zu verderben? Wir wissen, wer du bist!** (Mk 1, 24). Jesus erlebt diesen Anruf zu Beginn seiner Laufbahn als Eschatologe und Apokalyptiker ausgerechnet schon bei seiner ersten Heilung, nachdem er eben in der Wüste den schweren innern Kampf um die Form seines esoterischen Auftretens entschieden hat — die Anwendung magischer Gewalt hatte er in sich verabschiedet und sich dafür entschlossen, als Liebesheiland das Reich der göttlichen Gnade zu verkünden. Nun wird er gleich an diesen Kampf der eigenen Brust erinnert und muß dennoch auf seine Möglichkeit magischer Kraftanwendung zurückgreifen, wenn sich auch diese Gewalt des Magiers, über die er verfügt, nun nicht gegen Menschen (die sich der Magier für seine Zwecke unterwirft), sondern gegen die Dämonen entlädt, von denen der Verrückte besessen ist. Sofort zog sich auf diesen ersten Zusammenprall hin der okkulte Kreis wie ein Ansturm gegen ihn zusammen. **Da es Abend geworden war und die Sonne unterging, brachten sie alle Kranken und**

Besessenen zu ihm, und die ganze Stadt war vor der Tür versammelt. Und er heilte viele, die an mancherlei Krankheiten litten und trieb viele Dämonen aus, und ließ die Dämonen nicht zum Reden kommen, denn sie wußten, mit wem sie es bei ihm zu tun hatten (Mk 1, 32—34). Zunächst darf der Unterschied nicht verwischt werden, den der Text hier wie sonst festhält, zwischen Jesus dem Arzt und dem Exorzisten. Die Verrückten gehören nicht zu den Kranken. Sie rangieren höher als diese, da sie in den bösen Wichten kosmische Mächte beherbergen. Und da tritt eben in Jesus der Gottesstreiter auf den Plan — der *Heilige Gottes*. Er fühlt sich nicht als Messias angeredet, wohl aber erkannt als Inhaber magischer Gewalt und erschrickt, weil ihm dadurch das im Wüstenaufenthalt sorglich bereinigte Konzept verrückt wird, daß er nicht als Zauberer oder sonst irgendwie Magier im eigentlichen Sinne sich betätigen will. Daher versteht er die Mundart der bösen Wichte — das Volk aber versteht sie nicht.

Noch müssen wir daran erinnern, was der Dämonenglaube der alten Kultur bedeutete. Sie sind die Ueberbleibsel der agraren Urreligion im Unterschied von den Stadtgöttern. Im Dämon fügt das Mana oder Manitu oder wie sonst die Urbeseelung zu nennen sei, sich dem Viel- oder Eingötterglauben der großen Stadt- und Kriegskulturen ein. Da Pracht und Glanz an Olymp und Parnaß übergingen, sahen sich die Dämonen auf das Piratenhandwerk angewiesen und stahlen sich Menschen, die vor ihnen nicht auf der Hut waren. Jahrhunderte vor Jesus hat der griechische Arzt Hippokrates in seinem Traktat von der *Heiligen Krankheit* für Aufklärung gesorgt und z. B. von der Epilepsie geschrieben: „Das wird man am besten erkennen bei den von dieser Krankheit befallenen Schafen und besonders bei den Ziegen; wenn man den Kopf durchschneidet, so wird man das Gehirn feucht finden und ganz mit hydropischer Flüssigkeit angefüllt. So verhält es sich auch beim Menschen. Mit dem Gehirne denken wir, erkennen wir, sehen und hören wir, erkennen Gutes und Böses, bekommen maniakalische Anfälle, Geistesverwirrungen, deshalb behaupte ich, das Gehirn sei der Interpret des Bewußtseins.“ Von dieser Einsicht war Jesus so fern wie nur möglich, als er

seine *Diagnose* des Epileptischen stellte: **Und er befragte seinen Vater, wie lange es sei, daß dies an ihn gekommen? Er aber sagte: von Kindheit auf. Oft hat ihn der Geist auch ins Feuer geworfen und ins Wasser geworfen, um ihn zu verderben; wenn du aber etwas vermagst, so hilf uns und erbarme dich unser! Und Jesus sprach: Wenn du vermagst — sagst du? Alles ist möglich dem, der da glaubt! Alsbald schrie der Vater des Knaben: Ich glaube, hilf meinem Unglauben!** (Mk 9, 21—24). Die Heilung des Dämonischen im Lande der Gadarener verlief so: **Die Leute kamen zu Jesus und sahen den Besessenen, wie er bekleidet und vernünftig da saß. Und da er in das Schiff stieg, bat ihn der geheilte Besessene, bei ihm bleiben zu dürfen. Und er erlaubte es ihm nicht, sondern sagte zu ihm: Geh nach Hause zu den Deinigen, und melde ihnen wie Großes Gott an dir tat und sich deiner erbarmt hat!** (Mk 5, 15. 18 f.).

Die ganz andere Welt, in der Jesus lebte, zeigt sich an diesen Heilungen, die vielleicht wirklich dauernde Befreiungen und Gemütsberuhigungen herbeiführten. Wo nicht nur wir, sondern schon in vorchristlicher Zeit griechische Beobachtung vom Gehirn und seinen Nerven sprechen, gibt es für Jesus nur Glauben oder Unglauben. Er nahm also an dem Aberglauben der *Ungebildeten* (Amhaarez) teil, und da das bei den Beteiligten mit Erfolg geschah, so haben wir darin eine Form seiner Gewißheit zu sehen, mit der er sich immer wieder seine und und aller *Gottessöhne* Zugehörigkeit zur göttlichen Urmacht auf Erden zu versichern mochte.

Und damit stoßen wir auf den letzten Grund seines Glaubens! Ergriffen und zu Boden gedrückt von der Uebermacht des Leidens auf Erden, daß wir oft genug lesen: **ihn jammerte** (u. a. Mt 9, 36. 14, 14. 15, 32. Lk 7, 13) — wurde ihm am Leiden das sieghafte Walten der göttlichen Urpotenz auf das tiefste offenbar. Dies ist nun ein entscheidender Beweis für die klaffende Größe des Abstandes, den er zum Alten Testament und dessen ganzer Weltauffassung gewann. Die alttestamentliche Religionsweisheit erreicht einen erhabenen Gipfel im Problem von der Theodizee, wie sie das Buch Hiob großartig entwickelt. Der Dulder auf dem

Aschenhäufchen findet sich mit dem *Glück der Gottlosen* ab in Ergebung und Bescheidung, ohne deswegen Gott, der ihm völlig zum unverständlichen Schicksal sich verflüchtigt, den Abschied zu geben. Es wird weiter an Gott geglaubt und zwar aufrichtig und ohne Bitterkeit, weil nämlich die artlichen, gattungsmäßigen Schranken menschlichen Daseins erkannt worden sind. Aus dieser Einsicht, ist sie einmal unter bittersten Erfahrungen gewonnen, steigt etwas empor, was man den vorchristlichen Protestantismus nennen könnte und hinter dem auch die letzten griechischen Errungenschaften (z. B. die Ataraxis des Demokrit oder die „kataleptische Phantasie“ der Stoiker) noch zurückbleiben. Dem Weisheitslehrer in Jesus sind nun gewiß die pessimistischen Höhepunkte des hebräischen Nachsinnens nicht entgangen: **Der Mensch ist wie Gras** (Ps 103, 15), **Wir müssen von hinnen** (Ps 90, 5), **Es welkt die Blume,** fährt Gottes Hauch über sie hin (Jes 40, 7), **Der Mensch, der weibgeborene, flieht wie der Schatten und hält nicht stand** (Hiob 14, 1 f.). Aber weiter gelangt Hiob nicht, als daß er sich nicht zum **Ankläger Gottes** (Hiob 40, 2) berufen fühlt. Wenn Jesus unter der Uebermacht seines Schicksals sich zufrieden gab, indem er zusammenbrach, so hat daran das Urerstaunen teil, das durch das apokalyptische Erlebnis in ihm frei geworden war. Er hatte die Größe des gütigen Gottes als etwas so Ungeheures vor sich gesehen, daß er es gar nicht glauben konnte, das Leiden sei auf Erden wirklich dauernd in der Uebermacht. Auf der einen Seite herzbrechendes Leiden in einem nicht zu leugnenden Uebermaß auf der Welt, auf der andern Seite die Größe Gottes mit unaussprechlichen Wundertaten — ja da stand eben der Mensch vor der offensichtlichen Unvereinbarkeit der Urpotenz und hatte die Wahl! Oder vielmehr — er hatte dann eben nicht mehr die Wahl, wenn er selbst ein Sohn der Gnadenwahl geworden war und der Elite der göttlichen Urmacht angehörte. Es blieb also bei Jesus nicht bei einer willensmäßigen Auseinandersetzung mit dem Leiden. Für ihn gab es keine Theodizee — das Glück der Gottlosen beschäftigte und quälte ihn nicht. Denn er spürte das Leiden nicht mehr. Er spürte nur eins — er war des göttlichen Vaters gewiß. Deshalb blieb es

auch nicht bei der Zwiesprache mit den Dämonen, sondern kam zur Zwiesprache von Gethsemane: **Abba, Vater, laß diesen Kelch an mir vorübergehn — doch nicht wie ich will, sondern wie du willst!** (Mk 14, 36. Mt 26, 39. Lk 22, 42). Da hörte Jesus auf, für die göttliche Urmacht auf Erden zu kämpfen — ein süßer Zweifel warf ihn auf die Knie: ob Gott ihn wirklich nicht mehr nötig habe und also fallen lasse. Aber er sah sein Los auch jetzt nicht unter der Möglichkeit, daß Gott unrecht handle. Mehr als je überwältigte ihn der Thambos, der jedes Problem ausschließt, und voll des Staunens sank er vergehend in das Urphänomen des göttlichen Vaterwillens.

4.

Die hellere Stimmung bis zum Scheitern der Anbruchsaussendung der Jünger (also erste und zweite Zeit) mit dem Symbol der Hochzeitsfreude bei Anwesenheit des Bräutigams, macht einem andern Zukunftsbilde der zu Gott Berufenen Platz. Hatte es geheißen: **Selig, die ihr hier weinet, denn ihr werdet lachen** (Lk 6, 22), so lastete nun die Untergangswolke auch über den Nicht-Bösen: **Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern über euch selbst und euere Kinder!** (Lk 23, 28). Das Ergebnis dieser innern Sammlung und Nachforschung war die Gewinnung eines eigentlichen Glaubenssatzes — und das war die Gewißheit von der Erwählung oder Prädestination des Menschen durch Gott. Der Erwählungsgedanke erwächst aus der erlebten Erfahrung heraus: Vielleicht war das mit ein Grund, warum er (seit der dritten Zeit) seine Lehrtätigkeit einschränkte — was lag dann schließlich an aller, also auch an seiner Verkündigung? **Und als er sich allein befand, fragten ihn diejenigen, die ihn (—) umgaben, wegen der Gleichnisse. Und er sagte ihnen: Euch ist gegeben das Geheimnis des Gottesreiches. Aber denen die draußen stehn, kommt alles nur in Gleichnissen zu ... Habet acht auf das, was ihr hört! Mit dem Maß, mit dem ihr meßt, wird euch gemessen, und es wird euch noch obendreingegeben. Denn wer da hat, dem wird gegeben, und wer nicht hat, dem wird genommen was er hat** (Mk 4, 10 f. 24 f.). Der Nicht-Berufene wird in die Verdammnis gestoßen. Jesus hat mit dem Gedanken der Wahl die

Lücken und Ueberschüsse in seiner von Grund aus ablehnenden Stellung zu aller und jeder grundsätzlichen Gesetzlichkeit ausgeglichen. Die sittliche Selbsterrettung auf dem Wege der Gesetzeserfüllung kann Gottes Pläne durchkreuzen, kann auf Gott einen Druck ausüben — das Do-ut-Des der Opferpraxis schon in der primitiven Religion. Die göttliche Erhabenheit muß unter allen Umständen gewahrt bleiben, und so darf seiner Willkür der Wahl keine Schranke gesetzt werden. Alles hängt vom König ab. Die Hochzeit des Thronfolgers tut das ergreifend dar — wie da der König seine Knechte aussendet und die Geladenen nicht kommen wollen. Wer der öffentlich ergangenen Einladung folgend, an der Königstafel sich niederläßt, muß darauf gefaßt sein, dann doch nicht würdig befunden zu werden. Eingeladen ist er wohl, aber damit ist noch nicht gesagt, daß er dazu gehört! **Und jene Knechte gingen hinaus auf die Straße und brachten zusammen, was sie fanden, Schlechte und Gute. Und der Hochzeitssaal wurde voll von Gästen. Da aber der König hereinkam, die Gäste zu besehen, erblickte er daselbst einen Menschen, der hatte kein Hochzeitskleid an. Und er sagte zu ihm: Freund, wie bist du hier hereingekommen ohne Hochzeitskleid? Er aber verstummte. Hierauf sagte der König zu den Aufwärtern: Bindet ihm Hände und Füße und werft ihn hinaus in die Finsternis draußen! Dort wird sein Heulen und Zähneschnattern. Denn viele sind berufen, wenige aber auserwählt** (Mt 22, 9—14. Lk 14, 23 f.). Aber nicht nur der Willkür Gottes, auch dem Vorherwissen Gottes ist alle Freiheit eingeräumt — Gott kann sich erst einmal irren. Die Berufung kann Unwürdige erreichen. Und die Wahl ist dann die Nachprüfung des ergangenen Rufes, sofern ihm Folge geleistet worden ist. Der Entscheid steht immer bei der Gesinnung Gottes. Der Spielraum der göttlichen Gnade ist unermeßlich. Der reiche Jüngling kann zu den Erwählten gehören und kommt dann ins Reich Gottes, ohne für seine Bekehrung einen Finger gerührt zu haben. Ueber der öffentlichen Gerechtigkeit in Reue und Buße waltet also etwas Höheres — das geheim bleibt und sich jedem menschlichen Wissen entzieht. Doch verzichtet die göttliche Erwählung auch nicht auf den äußern Augenschein, wenn ihre Güte

besondere Lieblinge auszeichnen will. Die geistig Armen, die Sanftmütigen, die Friedfertigen tragen ihre Erwählung um dieser ihrer Eigenschaften willen auf der Stirne geschrieben. Ihr Zustand verbürgt von vorneherein die Herzensbeschaffenheit, die ihnen die Gnadenwahl zuzieht. Die zielsetzende Buße wird damit hinfällig. Ueber alle Mühe und alles Verdienst hinaus gibt es auch eine natürliche, angeborene Begabung für die Reichszugehörigkeit: Das Licht der Welt und die Stadt auf dem Berge! Der Erwählungsgedanke nimmt nun auch dem Lohnbegriff alles Erniedrigende und Anstößige.

Nur durch diese gelegentlichen Ritzen können wir in die ungeheure Arbeit hineinspähen, die Jesus innerlich aufwendete, um Gott die Ehre und dem Menschen die Rettung zu sichern. Als er dem Volkserfolg auswich, hat er dagegen die höhere Wirklichkeit geheimer Erkenntnis eingetauscht. Es war ja wohl eine Dogmatik, die er sich da ausbaute, aber dabei bemeisterte er eine Fülle von Einsicht, Erfahrung und Mitgefühl. Das Gesetz konnte also auf Zusehen hin für den einzelnen Fall in Kraft bleiben — der Erwählungsgedanke hielt ihm jedesmal die Wage als Generalvorbehalt, sodaß damit eben das Gesetz sich von Mal zu Mal in seinem innersten Wesen, nämlich in seiner unbedingten Gültigkeit aufs Spiel gesetzt sah. Und so ist denn allerdings im Verlauf der jüdischen Linie die Höhe Hiobs durch Jesus wieder gewonnen worden, dessen Glaube von dem strafenden Gott an den gnädigen Gott zu appellieren die Kraft besaß. Man versteht nun auch, warum bei der Art, wie Jesus erlebt, vom äußern Schicksal das innere Geschehnis sich unabhängig hält. Sie gehen einander manchmal nur noch wenig an. Ob er mitten in allem Volk die Menge begeistere, ob er in entlegener Gegend einsam für sich sei, ob er in einem zweiten öffentlichen Hervortreten auf dem Wege nach Jerusalem und in der Stadt selbst das Schicksal herausfordere — die Seelenkraft Jesus stellt sich zu alledem gebieterisch und überragend; seine innere Gewißheit übernimmt die Führung. Sein Bewußtsein vom Menschensohn, daß von einem *Menschen wie Ihm* der gute Ausgang der letzten Dinge abhänge, leuchtet, wenn immer möglich, nur ihm selbst. Mit banger Eifersucht

schiebt er vor dieses sein heißes Seelenfeuer die schließbaren Außenklappen der Blendlaterne — diese Schutzvorrichtung besorgt er sich aus den beiden dogmatischen Gedanken der Eschatologie und der Prädestination. Diejenigen, die es schaffen und heraufführen — sie sind erwartet und sind erwählt.

Jesus faßte die Gewißheit von der göttlichen Auswahl auf im Gegensatz zu der Gewißheit der Bösen Wichte, die ihn den *Sohn des Höchsten* nannten, und ihrem verworrenen und wüsten Stammeln und Schimpfen. Tief und dunkel strahlten seine Gedanken der teuflischen Vernichtungsbotschaft entgegen. Bei beiden ging es um das Gleiche, das auch zugleich das Ganze war. Die Menschenliebe fiel da nicht in die Wagschale der Entscheidung, sie war eine untere Stufe der Verkündigung; in der *Auswahl* hingegen gipfelte das Geheimnis der Lehre. Hier wurde eben mehr als Menschliches vorgetragen, während die Nächstenliebe nicht über die menschliche Erlebnisebene hinausragte. Da beginnt nun erst für die Zuhörer und Anhänger Jesus in seiner Einzigkeit: der *Mensch wie Ich*, der Menschensohn, und damit eine ganz neue Tatsachenreihe; und auf ihr — nicht auf dem Gebot der Menschenliebe, dessen Wert ja davon abhängt, ob und in welchem Maße es erfüllt wird — fußt die religiöse Gewißheit, die Jesus bringt. Die erste Menschwerdung, die Erschaffung des Adam, war ein Versuch gewesen, und schon Paulus hat ja dann des langen und breiten dargetan, dieser Versuch sei mißglückt. Aber wie viel radikaler wurde das vom Täufer und gar von Jesus ausgesprochen. Mit dem mißratenen Rest der Menschheit wird gründlich aufgeräumt, es tritt der neue Aeon ein. Jener wird Hölle, sein Los ist Heulen und Zähneschnattern. Da hat dann auch die Nächstenliebe ihre Berechtigung verloren, falls man darunter die wahllose Sympathie mit zufällig nahen Vertretern der menschlichen Gattung mißverstehen wollte. Nun kommt die *andere Substanz* zu Ehren, und *der Menschensohn* setzt nicht mehr ein ungeläutertes Menschliches voraus. An sich ist durch ihn nichts gegen die Nächstenliebe entschieden (sie kann unter ihm erst recht ihre Pflege finden); — freilich auch an und für sich noch nichts dafür. Unter dem Menschensohn haben Mitleid und

Nächstenliebe aufgehört, souveräne Lebenswerte zu sein, so hoch bei erfüllter Bedingung ihr relativer Wert reichen mag. Aber Relatives entscheidet nichts beim *Menschen wie Ich.* Den Kern seiner Lehre bildet keinerlei Philanthropie, selbst wenn es bereits die Urgemeinde geglaubt hat. Sie konnte ihm gar nicht ins Innerste folgen, besonders nachdem sie von Paulus dazu gründlich verdorben war, der den echt jesuischen, von Jesus selbst gebrauchten Begriff durch den messianischen Mittlergott verdrängte, so daß jene Selbstbezeichnung *Menschensohn* in der zunehmenden kultischen Benötigung fallen gelassen wurde und früh aus der Gemeindelehre verschwindet.

Das Befolgen auch der alttestamentlichen Summa bringt an das Reich hinan, aber nicht hinein! Das Halten des obersten Gebotes ist immer noch Judentum. Das jesuische Reichgottes aber ist das Gegenteil von Judentum. Gottes- und Nächstenliebe waren persönliche Eigenschaften des Jesus; um ihretwillen ist er Vorbild geworden, und als Weisheitslehrer gereicht die Betonung gerade dieser beiden Gesetzesworte ihm zu hoher Ehre. Aber seine Lehre ist das noch nicht. Sehr schön und treffend ist von ihm gesagt worden: gleich wie aus den edelsten Nadelhölzern jene köstlichen Harze träufeln, mit denen man die Luft der Tempel schwängert, während andere Bäume auf demselben Wege das nützliche Terpentin erzeugen, so ist die Caritas, die aus einem solchen harten und edelsten Manne herausquillt, von solcher Gewalt, daß sie die andern Menschen zu bannen imstande ist. Wenden wir dies auf den sogenannten Heilandsruf an!

Kommt her zu mir, alle Mühseligen und Beladenen,
Ich will euch Erholung verschaffen.
Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir.
Der ich sanftmütig bin und leutselig,
So werdet ihr Ruhe finden für euch.
Denn mein Joch ist sanft
Und meine Last leicht. (Mt 11, 28 ff.).

In der Anspielung auf das Joch könnten unmittelbar die Pharisäer aufs Korn genommen sein. Es war das ein ihrer Heilstechnik besonders geläufiger Ausdruck. Sie ließen es sich sauer

werden in der Pflege ihrer Werkgerechtigkeit. So lautete denn der eigentliche Inbegriff ihrer Lebensauffassung: das Joch auf sich nehmen! Das Ziel, das sie vor sich sahen, wurde ja von ihnen auch nicht mit andern Worten bezeichnet als wir sie von Jesus her kennen: das himmlische Königreich auf Erden ausbreiten! Diesem Ziele nachtrachten — das eben verstanden sie unter dem Joch, das sie sich auferlegten. Nun, sagt der matthäische Jesus wie zur Erwiderung an sie: nach dem Gottesreich trachte ich auch; wenn das aber ein Joch sein soll, so wißt es, das meinige ist sanft — die Last, die ich auferlege, ist leicht zu tragen! Wenn diese herrliche Abwehr pharisäischer Dialektik von der Gemeindetheologie herrührt, wie die Vorsicht der Forschung glaubt annehmen zu müssen, und also, obwohl es immerhin möglich wäre, nicht von ihm selbst, der dann einen offenbar bekannten Spruch persönlich abgewandelt hätte, so ersieht man daraus, daß ihn die Urgemeinde keineswegs nur mißverstanden und abgeschwächt hat. Jedenfalls ist ein Wesentliches an seiner Persönlichkeit mit diesem süßen Spruche erfaßt und erklärt. Ein esoterischer Bestandteil seiner Lehre ist das dennoch nicht. Denn seine Lehre sagt allen denen Tod und Vernichtung an, die keinen Glauben haben und nicht in der göttlichen Auswahl inbegriffen sind. Darum gibt der Spruch vielleicht wirklich den Eindruck wieder, den Jesus persönlich hinterließ und den er selber somit vielleicht gar nicht in dieser Weise hätte ausdrücken können, weil er sich seiner nicht bewußt war. Auf den Typus aber, den er für die Reichslehre dogmatisch lehrte, auf den *Menschen wie Ich* angewendet, wäre der Heilandsruf eine falsche Lehre. — Der Menschensohn ist nicht liebend, versöhnend und dienend, sondern der unerbittliche Vollstrecker der Auswahl!

Wie haben wir nun diesen neuen Typus *Mensch wie Ich* zu verstehen, den Jesus aufgerichtet hat und den er darstellt? Wäre der Vergleich nicht allzu unangebracht und von vorneherein einer Geschmacklosigkeit gleich zu achten, so könnte der Hinweis auf Nietzsches „Uebermensch“, weil es doch eine Anschauung ist, an die unser Geschlecht sich einigermaßen gewöhnt hat,

wenigstens so viel klar stellen, daß der Dekadenzmensch der geltenden Kultur keine Aussicht hat, irgendwie noch Nachsicht zu finden, sondern ausgerottet wird, um einem neuen Typus Mensch Platz zu machen. Aber während eine derartige Umwertungstheorie von vorneherein zur fragwürdigen Rolle einer Ideologie verurteilt bleibt, weil ja doch keine Rede davon sein kann, daß die heutige Zivilisation mit einem Strich ausgewischt wird, so befand sich Jesus mit seinem Endgerichtsglauben in einer weit günstigeren Lage, da ihn ja weite Kreise seines Volkes teilten. Es konnte der Mensch die Lage ändern.

Unselige Welt wegen der Aergernisse!
Denn es ist notwendig, daß Aergernisse eintreten.
Aber unselig der Mensch, durch den das Aergernis eintritt!
Wenn deine Hand oder dein Fuß dir Aergernis bereitet,
Haue sie ab und wirf sie weit weg von dir!
Besser ist für dich, verkrüppelt oder verstümmelt ins Leben einzugehen,
Als zweihändig oder zweibeinig
Ins ewige Feuer geworfen zu werden. (Mt 18, 7 f.).

In dieser radikalen Amputationsmaßnahme überwiegt aber keineswegs etwa der Schrecken über die Unsal der Operation und ihre Gefahren, ja ihre phantastische Unmöglichkeit der Ausführung, sondern die Freude an der Rettung, auf welchem Wege auch sie zu erreichen ist. **Was findet ihr? Wenn ein Mann hundert Schafe hat und eins davon verirrt sich, wird er nicht die andern neunundneunzig auf dem Berge lassen, um dasjenige zu holen, das sich verirrt hat? Und wenn es ihm gelingt, es zu finden, in Wahrheit ich sage euch, er wird an dem einen mehr Freude haben als an den neunundneunzig, die nicht verirrt gewesen sind** (Mt 18, 12 ff.).

Das Unedle ist da und im Uebermaß vorhanden. Die Welt trägt aber auch das Edle in sich. Daß dieses wegen des Unedlen nicht aufkommen kann, das ist der Skandal des noch bestehenden Weltalters. Damit aufzuräumen und den Skandal aus der Welt zu schaffen, dazu soll eben die Ankunft des Menschensohnes führen.

Derjenige, der den guten Samen sät, ist der Menschensohn.
Das Feld ist die Welt.
Der gute Same sind die Söhne des Reichs.
Das Unkraut sind die Söhne des Bösen.
Der Feind, der es gesät hat, ist der Teufel.
Die Ernte ist die Aufhebung dieses Weltalters;
Und die Schnitter sind die Engel.
Desgleichen nun, als das Unkraut gesammelt
Und vom Feuer aufgezehrt wird,
Wird auch die Aufhebung dieses Weltalters vor sich gehn:
Der Menschensohn wird seine Engel senden,
Und sie werden aus seinem Herrschaftsgebiet sammeln
Alle die Skandalträger und Unrechtstifter,
Und sie werden sie in den Feuerofen werfen,
Dort wird sein Heulen und Zähneschnattern (Mt 13, 37—42).

Die Urgemeinde, die diesen Spruch im Sinne seines Urhebers ausfertigte, hat dann auch die tatsächlichen Umstände der eintretenden Endverwirrung ausgemalt:

Wenn ihr dann also den Greuel der Verwüstung seht,
Von dem Propheten Daniel geweissagt, daß er stehe an heiliger Stätte,
— Der Leser soll da aufmerken! —
Dann sollen die in Judäa sind,
Sich in die Berge flüchten —
Wer auf dem Dache ist,
Steige nicht nieder, um, was im Haus ist, an sich zu nehmen.
Und wer auf dem Felde ist,
Soll nicht umkehren, um seinen Mantel zu holen!
Wehe aber den Schwangeren!
Und welche in diesen Tagen Säuglinge stillen!
Betet, daß eure Flucht nicht
Im Winter oder am Sabbat eintreffe,
Denn dann wird eine große Drangsal sein,
Wie keine war von Anfang der Welt bis jetzt
Und auch keine sein wird.
Und wenn die Tage nicht verkürzt würden,

Kein Mensch würde gerettet werden.
Aber wegen der Auserwählten werden jene Tage abgekürzt!
(Mt 24, 15—22).

Die Auserwählten haben es also in der Hand, durch die Vornahme der Reue vorzubereiten, daß sie aus dem Zusammensturz dieser Weltzeit als Gerettete hervorgehen. Nur müssen sie eben in der vergebenden Tätigkeit der Reue nicht erlahmen.

Ist es etwa nicht der Wille eueres Vaters im Himmel,
Daß keines dieser Kleinen umkomme?
Aber wenn dein Bruder sündigt,
Dann sprich ihm zu unter vier Augen,
Hört er dich, so wirst du deinen Bruder gewonnen haben.
Hört er aber nicht, so nimm dir noch einen oder zwei,
Also daß durch den Mund zweier oder dreier Zeugen
Die ganze Angelegenheit erledigt werde.
Aber wenn er sie nicht hört, so sage es der Gemeinde.
Und wenn er nicht einmal auf die Gemeinde hört,
So sei er für dich wie ein Heide oder Zöllner. (Mt 18, 14—17).

Wir haben es da mit Zeugnissen zu tun, auf welche Weise die Urgemeinde mit dieser wichtigsten Hinterlassenschaft, nämlich eben dieser jesuischen Erneuerungslehre, praktisch ernst zu machen suchte. Als Theorie, als Lehre hätte sie heute etwa folgenden Inhalt: angerufen ist die ganze Menschheit oder wenigstens ein großer Bruchteil aus ihr; denn es wird nur von vielen Berufenen (Kletoi) gesprochen. Ein einschränkendes Prinzip schon für den Anfang wird also vorausgesetzt, ohne daß über seine Grenzen und seine Tätigkeit Näheres bestimmt ist. Von den vielen Berufenen als Ausgangspunkt muß nun die Elite gewonnen werden — die Wenigen, die ins neue Weltalter eingehen dürfen. Das Prinzip der Auslese ist als ganz konkret und realistisch gegeben gedacht — im Sinne eines Rassenmerkmals, das man von Geburt her hat oder nicht. Die von Gott Auserwählten sind im Besitze eines Lebensorgans, das den Nur-Berufenen fehlt. Nimmt man also an, daß schon die Berufenen durch ein Sieb gegangen sind, das man mit der alten Dogmatik *Justificatio prima* nennen kann, so wird das entscheidende Endgerichtsurteil durch einen Akt der

Justificatio secunda gefällt — und wer dann durch dieses außerordentlich feinmaschige Siebnetz noch durchrinnt — **denn der Weg ist schmal!** —, der gehört der Menschenrasse an, die das neue Weltalter Gottes bevölkern wird. Die erste Rechtfertigung durch sittliche oder kultische Tüchtigkeit betrifft also nur eine menschliche Gerechtigkeit, stellt also nur eine Unterrasse fest, die für das neue Weltalter ausscheidet. Die zweite Rechtfertigung (im jüngsten Gericht vorgenommen) betrifft hingegen die göttliche Gerechtigkeit und stellt die Oberrasse fest, die Elite, die Gotteskinder.

Das Gesetz rechtfertigt nicht für das Gottesreich. Die am Gesetz verzweifeln und zerbrechen, mögen sich nur des großen Vorsprungs bewußt sein, dessen sie teilhaftig sind, weil sie die Fesseln, die es zu brechen gilt, nicht mehr drücken. So beginnt denn die Bergpredigt völlig folgerichtig mit dieser Tröstung, die eine Feststellung in sich schließt, auf die vereinfachte und wahrscheinliche Aufnahme in die göttliche Auslese:

Glückselig, die nicht am Geiste leiden,
Ihnen gehört das Himmelreich.
Glückselig die Niedergedrückten,
Weil ihnen Trost werden wird.
Glückselig die Sanften (die nichts mit der Macht zu tun haben),
Weil ihnen das Erdreich zugehören wird.
Glückselig, die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten,
Weil sie Befriedigung finden werden.
Glückselig die Mildtätigen,
Weil sie Barmherzigkeit erlangen werden.
Glückselig, die ein reines Herz haben,
Weil sie Gott schauen werden.
Glückselig die Friedfertigen,
Weil sie Gottessöhne heißen werden! (Mt 5, 3—9).

In dieser (absichtlich etwas sinnunterstrichenen) Wiedergabe — und in diesem Zusammenhange hier — fallen von diesem jesuischen *Eudämonismus*, der sich doch wahrlich nicht leugnen läßt, alle rührselig pietistischen Fransen ab, und er erschimmert in seiner klaren, marmornen, klassischen Härte und Kühle. Hier werden die

Rasseneigenschaften der von Gott auserwählten Elitemenschen aufgezählt mit dem folgenden Sinn zum Hintergrunde: Bemühungen (ideologischer oder sonstiger Art) sind gänzlich umsonst. An Gesetzen liegt es nicht. Entscheidend ist nur die vorhandene Gattung, die entweder die göttlichen Merkmale besitzt oder nicht besitzt. Man kann vom Erwählten einen Fingerabdruck nehmen zum Ausweise, daß er es ist, oder von dem bloß Berufenen zum Ausweise, daß er kein Gotteserwählter ist. Der Wille hat überhaupt nicht das geringste mehr zu bedeuten — guter Wille macht nicht besser, schlechter Wille nicht schlechter! Ja wie denn? Da soll nun wohl alles doch beim Alten bleiben. O nein — aber die kläglichen Selbstbeschwichtigungen müssen dahinfallen, als ob die Welt mit ihnen auch nur um Fingerbreite vom Fleck käme. Das Neue ist, daß nun und fortan Gott selbst die Hand im Spiele hat und die Menschen ihrer bisherigen Stümpereien enthebt. Die logische Folgerung dieser grundstürzenden wie grundlegenden Tatsache ist nun die: wenn schon *der Schöpfer Himmels und der Erde* sich mit der Rettung des Menschengeschlechts befaßt, dann kommt diese Rettung nur als neue Weltschöpfung in Frage. Das ist aber gleichbedeutend mit der Erschaffung einer neuen Menschenart. Nachdem Jesus diese gewaltige Eingebung visionär erfaßte, hatte es dann Paulus verhältnismäßig leicht, seine Sprüche von der neuen Kreatur und vom zweiten Adam zu bilden. (Gal. 6, 15. 2 Cor 5, 17. 22, 45. Rom 5. 12. 14.) Der Menschensohn tritt also in die Welt ein, weil auf der Welt die bisherige Menschenart zugrunde gehen muß — sein Erscheinen ist der Beweis dafür, daß dieser Weltuntergang unbedingt bevorsteht. Die neue Art ist da — Jesus spürte das seit der Taufe an seiner eigenen Leibseele mit äußerster Gewißheit — also sind die Tage der alten Art unerbittlich gezählt. Seine Verkündigung hat nun freilich diesen ihren innersten Kern weit mehr verbergen müssen als mitteilen dürfen. Und deshalb war auch das, was man einst messianisches Selbstbewußtsein nennen zu müssen meinte, eben gerade der schwere Kampf gegen dieses *Selbstbewußtsein* als Form einer unerschütterlichen, welterschaffenden Gewißheit. Die Synoptiker enthalten ja genügende Andeutungen, daß es Jesus die Schamröte ins

Gesicht trieb wie einem, der auf einer Tat ertappt wird, so oft es so aussah, als sollte er nun von den Jüngern oder dem Volke, das ihm anhing, bei der Messiaswürde wirklich behaftet werden. Als *Mensch wie Ich* in seiner Einzigkeit und ursprünglichen Gottesherkunft, *genierte* er sich, wollen wir einmal sagen, der Messias zu sein; außerdem hielt ihn sein Stolz davon ab, dieser drohenden Verwechslung vorzubeugen. Und gar die Zuhörer mitteilend über dieses ungeheuerlichste aller Mißverständnisse aufzuklären, dazu sah er sich vollends außerstande. Davidssohn, Menschensohn — das unbedingt! Aber der Messias — nein — der eben nicht!

Man hat nun (und zwar von außertheologischer, psychanalytischer Seite) diese jesuische neue Rasse echter Gottmenschen sich klar zu machen versucht und ist auf die folgende glänzende Schilderung verfallen: der Menschensohn ist eine Stelle im Schicksal der lebendigen Substanz, und zwar ihr Wendepunkt. Der *Homo inferior*, der sich selbst helfen will und niemals helfen kann, wird nun abgelöst, verdrängt, unmöglich gemacht durch den *Homo superior*, dem Gott hilft. Daher müssen in Zeiten, wo eine solche neue Art herauskommt, in der Substanz der Nächstverwandten — also der Elite, die im noch bestehenden alten Aeon schon Merkmale des neuäonischen Volkes an sich tragen — Beunruhigungen und Verwirrungen (die *Peirasmoi* der Kleinen Apokalypse) vor sich gehen, die erst zur Ruhe kommen und den Ausgleich schaffen, wenn die neue Art voll gesichert ist, um in die Erscheinung zu treten; dann kann sich aus ihnen die neue Menschheit auf der umgeschaffenen Erde bilden! Die Menschheit, die noch lebt und dekadent geworden ist, wird von der bevorstehenden andern Menschheit, die dann gottgeschaffen ist, bedroht. Das spürt sie selbst wohl, ist daher, von innen gesehen, beunruhigt und, sofern sie noch Herzenstiefe ihr eigen nennt, verzweifelt. Ihre Geistesgeschichte, die sie qualvoll im Selbstbewußtsein aufzustellen sich bemüht, ist nichts weiter als der Versuch, sich die Tatsache ihres verlorenen Postens auszureden. Diese Beunruhigung nimmt zu, bei zunehmender höherer Art, zugleich auch die Fähigkeit, die Haltung zu bewahren. Sie

hat ein seelisches Gegengewicht, das sich im Körper spürbar macht und das die höchsten Typen, eben die Vertreter der hochtypisierten Rasse *Homo superior* dauernd zu fühlen bekommen. In ihnen ist der Zustand der innern Erschütterung des Menschengeschlechtes soweit vorgeschritten, daß sie gerade eben noch Menschen sind. Bei ihnen kündet sich der neue Schöpfungsakt bereits an. Aber er kommt nicht durch, weil die noch immer zu Recht bestehende Art es verbietet.

In dem Typus des Menschensohns, wie ihn sich Jesus nach dem danielischen Klischee für seine Verkündigung erschuf, steckt ein Gefühl kosmischer Metamorphose von diesem äußersten Vorposten der Menschheit, die mit sich selbst (seit der empfangenen Taufgnade) erreicht zu haben er sich unerschütterlich bewußt war. Daher seine Scheu vor jedem wirklichen Selbstbewußtsein, das ihm unerträglichen Schwindel verursachen mußte, sobald er darin etwas anderes als das nicht mehr wegzuschaffende, ihm als erstem widerfahrene Wunder göttlicher Gnadenerzeugung gesehen hätte. Er selbst, der *Mensch wie Ich*, war ein Ding der Unmöglichkeit, sobald er ins Bewußtsein erhoben wurde. Begrifflich erfaßt und dem Geiste zur Erkenntnis ausgeliefert, war im Menschensohn die menschliche Art gesprengt und zertrümmert. Und doch lebte Jesus und wußte um sich als um denjenigen Menschen, in dem bei der Taufe das Psalmwort sich erfüllte: **Dies ist mein Sohn, heute hab ich dich gezeugt!** Man mag sich nach diesem Gedankengang einen Begriff davon bilden, welcher Art für Jesus seine göttliche Sohnsgewißheit war. Das neue Geschöpf der aeonischen Rasse „Homo superior“ stellte nun also er selbst in einem ersten Exemplar dar. — Darin — und nur darin und in nichts anderem — bestand sein *Idealismus* und sein *Selbstbewußtsein*. Will ihn also Philosophie oder sonst ein *freies Denken* nicht gelten lassen, weil er unzulänglich, gedankenflüchtig, rückständig, ja unzurechnungsfähig und verrückt sei, so soll das auch nicht ohne die erforderliche Einsicht in die historische Bindung geschehen, die ihm aus dem Erlebnis des Psalmworts vom pneumagezeugten Gottessohn erwuchs. Ihn ergriff die symbolische Wirklichkeit, in der er lebte, mächtiger als jede dingliche Wirklichkeit.

Diese Theorie von Erschaffung gottmenschlicher Art auf Erden war für Jesus so wenig Ideal, so sehr aktuelles Anliegen, daß er sich darüber nur in Form der dramatischen Schilderung eben der Metamorphose ausgesprochen hat; die nach Lukas könnte wohl von ihm stammen:

Und wie es geschah in den Tagen Noahs,
So wird es sein am Tage des Menschensohnes.
Man aß, man trank, man heiratete, war verheiratet —
Bis zum Tage, da Noah in die Arche stieg
Und dann die Sintflut sie alle vernichtete!
Ebenso wie es geschah in den Tagen des Lot —
Man aß, trank, kaufte, verkaufte, pflanzte, baute —
Aber am Tage, da Lot von Sodom wegging,
Fiel ein Regen von Feuer und Schwefel vom Himmel,
Der machte sie alle zunichte.
Gleich so wird es auch ergehen am Tage, da der Menschensohn ankommt —
Erinnert euch an Lots Weib!
Wer sein Leben erhalten will, wird es verlieren,
Und wer es verlieren wird, wird es sich erhalten.
Ich sage euch — in jener Nacht werden zwei Männer in einem Bett liegen —
Der eine wird angenommen, der andere übergangen!
Zwei Frauen werden am Mühlstein sitzen —
Die eine wird angenommen, die andere übergangen.
Und sie griffen zum Wort und sagten: Herr, aber wo das?
Er antwortete ihnen:
Wo das Aas ist, da sammeln sich die Geier! (Lk 17, 26—37).

Seit Jesus in einem ersten Zusammenstoß wegen der Sabbatheiligung den Pharisäern erklärt hatte: **So ist auch Herr des Sabbats der Menschensohn!** (Mk 2, 28. Mt 12, 8. Lk 6,5) — trug er dieses Bild vom Menschensohn als Verkörperung vom Anbruch der neuen Welt durch seine ganze Verkündigung. Um aber zu verstehen, warum dies für ihn ja kein Trugbild war, müssen wir noch dem infantilen Ursprung seiner Vorstellung vom *Menschensohn* nachforschen.

5.

Das Gemüt Jesu war vom Kindgedanken beherrscht. Wie reimt sich das aber zu ihm als Willensmenschen? Hierüber sind einige zusammenfassende Erwägungen geboten. Man leistet der geschichtlichen Erkenntnis keinen Dienst, wenn man aus Jesus also vor allem einen Mann im herben, unerbittlichen, trotzigen Sinne des Wortes machen will. Das Rührende an ihm ist sein eigentliches Wesen, so unerschrocken und mannhaft er handelt und redet — die hilflose Ergebung in den höheren Willen, gegen den er sich machtlos weiß, bleibt seine größte Tapferkeit. Seinen Willen bricht er nach Kinderart an der Einsicht, der Vater meine es gut mit ihm, besser als es dem Kinde von sich aus jemals möglich wäre, über sein Los selbständig zu verfügen. Aber diese gemütliche Verwendung des Kindgedankens ist nicht die einzige bei Jesus. Wir stoßen auch auf eine andere, wohldurchdachte, die auf einen sehr klaren und überlegenen Einblick in das menschliche Wesen hindeutet. Dies zu bemerken ist wichtig, weil sich der Kindgeist bei Jesus dann eben als fertige, ausgewachsene, schöpferische Kraft ausweist. Als Beimischung von Kindersinn zum entschlossenen männlichen Handeln verstanden, verursacht eine solche kindliche Beigabe keinerlei Rangverminderung des schaffenden Genies in Jesus. Heraklit von Ephesus wurde nachgesagt, er habe die spielenden Kinder beobachtet, um sich an ihnen über das Gebaren der Erwachsenen klar zu werden. Jesus packt in seinem von uns bereits mit Nachdruck gewürdigten Gleichnis den Augenblick, wo spielende Kinder sich verzanken — eine Gruppe wirft der andern vor, mit ihr könne man nicht weiter spielen. Und zwar, weil diese andern überhaupt nicht mehr spielen, sondern über dem Zank das Spiel vergessen haben, also aufgehört haben, auf die andern einzugehen, sich nach ihnen zu richten und dafür nur an sich denken, somit ein idiopathisches Verhalten an den Tag legen, wo doch ein sympathetisches not täte. Der Sinn jener Bildrede von den Kindern, die, wo sie spielen wollen, schmollen (Mt 11, 16 f. Lk 16, 31 f.) zielt darauf ab, das Volk lasse sich die Hauptsache entgehen — es könne des Spiels nicht froh werden, dessen Wesen ihm doch wie nichts sonst zuträglich wäre — näm-

lich auf den Gegenspieler einzutreten, der ihm die Partie anbiete! Und zwar gleich zweimal sei der Versuch mißglückt — der Täufer habe es mit einem klagenden, Jesus mit einem frohen Spiele versucht — und beide Male habe das ungeschickte Volk den ihm zugedachten Spaß verdorben! Dem ist zu entnehmen, daß Jesus an seine Berufsarbeit den kindlichen Maßstab angelegt hat — in der Voraussetzung, damit nicht etwa eine verminderte, sondern die denkbar ernsteste und strengste Einschätzungsart, die ihm zur Verfügung stand, verwendet zu haben. Die Norm des Urteilens bildet die kindliche Bewußtseinsstufe, und sie hat sich Jesus bei seiner Reichsanschauung ins Bejahende ausgebaut. Nur Kinder bringen es fertig, auf der Welt zu sein, ohne der Welt ihren Preis zu zahlen. Kinder sind glücklich ohne ihrer Sinne mächtig zu sein, Kindern allein gelingt eine Art Vorwegnahme der Zukunft in der Gegenwart.

Alle diejenigen, die eine Wesensähnlichkeit des Apostels Paulus mit Jesus geltend machen, scheinen blind zu sein gegen die völlig verschiedene Veranlagung der beiden Männer in bezug auf deren Verhältnis zum Kindessinn. Paulus nimmt eine Entwicklung vom Kind zum Mann für sich in Anspruch: **Da ich ein Kind war, sprach ich wie ein Kind, empfand wie ein Kind, dachte wie ein Kind — als ich zum Manne wurde, war es um die Welt des Kinds geschehen** (1 Cor 13, 11). Im Munde Jesu wäre dieses Wort unmöglich. Eine mächtige Entwicklung haben wir für ihn gewiß vorausgesetzt; wir finden sie aber in einem gewaltigen Ausgleich gegeben, um den in ihm eine gegensätzliche Veranlagung mit sich rang. Das Ja- und Neinsagen zum Gesetz, das Ja- und Neinsagen zu einer Herrschaftsausübung, das Emporwachsen aus dem Ehrgeiz zur Demut — das war seine Entwicklung. Und wenn man dabei nach dem Anteil der Männlichkeit forschen will, so läßt sich sagen, Jesus habe die in ihm sich meldenden Anläufe zur Mannbarkeit des Leibes und der Seele, so gut es ging, niedergezwungen, um möglichst ohne Abbruch im Kindeszustand verharren zu können. Schon als Knabe mag er sich also , wenn die Anekdote von seinem frühen Disput im Tempel nicht völlig neben jede tatsächliche Gemeindeerinnerung zu stehen kommt, bei

einer Festwallfahrt, zu der er von seinen Eltern mitgenommen worden war, durch eine Art Altklugheit hervorgetan haben (Lk 2, 41—52). An ihm, dem dann Erwachsenen, bleibt unbedingt wesentlich die Ueberzeugung von der besseren Beschaffenheit des kindlichen Zustandes vor dem männlichen und die Willensrichtung im eigenen Bewußtsein, auch als Mann noch Kind zu bleiben.

Der Wille, auf dieser herabgesetzten Stufe zu wirken und von der Einfalt der Ungebildeten begriffen zu werden, hat Jesus zu höchster Reife verholfen. Die Urgemeinde hat das erkannt und ihm dafür Dank gewußt, indem sie ihm den Kinderpreis in den Mund legte:

Ich danke dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde,
Daß du dieses verborgen hast Weisen und Verständigen
Und hast es Unmündigen geoffenbart (Mt 11, 25 Lk 10, 21).

Und von der gespannten Schlußbegegnung mit den Feinden erzählt Matthäus: **Als aber die Hohenpriester und die Schriftgelehrten seine wunderbaren Taten sahen und wie die Kinder im Tempel riefen: Hosianna, dem Sohne Davids!, — wurden sie unwillig und sagten zu ihm: Hörst du, was diese sagen? Jesus aber sagt zu ihnen: Ja, habt ihr noch nie gelesen: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet?** (Mt 21, 15. Ps 8, 3). Die Unempfänglichkeit der äußeren spiegelte ihm die Schönheit seiner innern Welt zurück, aus der er zur Vollführung von Taten als Kämpfer gegen Feinde heraustrat. Aus dieser Spaltung zwischen Kampf und Unschuld ergab sich ihm die Erkenntnis, daß das Verhalten des Tatmenschen zur Welt, im Vergleich zum Verhalten des Kindmenschen zur Welt etwas Minderwertiges sei. Die weltbewegende Macht ist nicht von einem Gewalthaber zu beziehen; sie ist — in der Person Jesu — übergeben worden einem Kinde von seinem Vater:

Ja, Vater, denn so hast du es gewollt,
Alles ward mir überwiesen von meinem Vater.
Und niemand kennt den Vater, außer der Sohn
Und wem es der Sohn offenbaren will (Mt 11, 26 f. Lk 10, 22 f.).

Dieses Kindverhältnis muß in einem reifen Manne sich erfüllen — das ist der *Mann wie Ich* — der Menschensohn. Der

kann es dann weiter geben. Denn nur Inhaber einer Kindergesinnung im Verhältnis frommer und gläubiger Menschen zur Welt sind die einzig würdigen und einzig möglichen Empfänger dieser wahren Macht, die in der göttlichen Urpotenz in die Welt hineinragt. Nur wer im Verkehr des Menschen mit Gott sich klar geworden ist, was es heißt: Kind sein und Vater sein — nur der ist hinter das Geheimnis in der Religion wirklich gekommen.

Auch müssen wir hier noch einmal an unsere bereits ausgesprochene Vermutung erinnern, es habe in Jesus ein unüberwindliches Schamgefühl immer dann geherrscht, wenn er als Kämpfer gegen die teuflische Urmacht einer Willensentspannung verfiel, so oft für ihn Waffenruhe eintrat, und sich von der herrlichen Strömung seiner *schlechthinnigen Abhängigkeitsgefühle* von Gott treiben ließ. Die Scheu und Scham des Kindes erfüllte ihn da, — Siegesgewißheit erfüllte ihn da, wenn er von seinem göttlichen Herr und Könige erzählte, nicht anders und mit demselben Feuereifer, mit dem der Knabe zwischen seinen Spielsachen, wenn es zufällig seine Zinnsoldaten sind, seine Truppen die Schlacht für die gute Sache gewinnen läßt und dann in seinem Kindverstande jede Logik und beweisende Klarheit aufbringt, um uns zu überzeugen, die Sache, für die hier gekämpft werde, sei wirklich die gute. Nur darf man ihn beileibe nicht aus der Hülle seiner Traumwelt herausreißen. Ich konnte einmal beobachten, wie ein vierjähriger Junge, den man ungewöhnlich lange Zeit Mädchenröcke hatte tragen lassen, schreiend um sich schlug und sich vor Entsetzen nicht zu fassen wußte, als er sich den Nachbarn zum ersten Male in Hosen zeigen sollte. Der für Erwachsene unverständliche Grund war das Gefühl völliger Nacktheit, das ihn angesichts von Zuschauern in seiner noch ungewohnten Tracht befiel. Jesus hätte sich eine unerträgliche Blöße vor sich selbst gegeben, wenn er sich mit dem Messias hätte verwechseln lassen. Das war die Spannweite, in die sich diese größte Seele aus semitischem Blute bis zur Folterqual auseinandergerissen sah — das war der jüdische *Rabbi*, der *Vollmacht hatte!*

Wenn je der himmelweite Unterschied der Begriffe *kindisch* und *kindlich* an einem Beispiel deutlich zutage tritt, so bei Jesus. Er verfügt voll über Denkvermögen und Stolz des ausgewachsenen und begabten Mannes; aber seine letzte und stärkste Ueberlegung zwingt ihn zu Schlüssen, die seiner Kinderseele Notwendigkeit sind, und auch über die dem Kindergemüt eigene Wucht des Selbstverständlichen mußte er verfügen. Beim Erdbeben von Messina — so beobachtete der englische Admiral von seinem Schiff aus und war ergriffen von diesem Anblick — spielten kleine Kinder unbekümmert in dem unversehrt gebliebenen Winkel eines Zimmers weiter, das mit dem ganzen Rest des Hauses in Trümmer gesunken und daher, von der Straße aus, den Blicken preisgegeben war. Dieses unbeirrbare Daseinsgefühl unter Umständen, die einem Manne die Selbstbehauptung völlig erschüttern müßten, gilt es ins Auge zu fassen. Der Glaube an die neue Auswechselung einer alten an eine neue Welt und die an seine Anhänger gerichtete Forderung, *zu werden wie die Kinder*, hängen unzertrennlich aneinander. Diese Forderung konnte ernstlich nur in Betracht fallen, wenn es mit der nun noch wirklichen Welt vorbei war. Und daß Jesus mit einem Hinfall *dieser Welt* wirklich rechnete, geht eben aus jener Zumutung an Erwachsene, wie Kinder zu werden, unverkennbar hervor. Im Banne der akuten Eschatologie ist das Christentum mit dem Glauben in die Welt getreten, gar keine Geschichte zu erleben. Nachdem nun das Christentum neunzehn Jahrhunderte vorgehalten hat, kann ihm jener Glaube, durch den es entstand, selbst noch wie ein nicht mehr vollgültiges, ja kaum noch ernst zu nehmendes Vorurteil seines eigenen damaligen Kindersinns erscheinen. Nur räumt es damit die historische Tatsache nicht hinweg, daß eben seinem Urheber auf jenen Kindersinn alles angekommen ist.

Da soll sich nun eben der Vorzug nützlich erweisen, daß wir historisch zu fühlen gelernt haben. Allein schon die gesicherte Erkenntnis, daß einmal in der Weltgeschichte unter seltsamen Umständen kindliche Einfalt sich zu höchster Genialität erheben konnte, ist ein schöner Fund antiquarischer Bemühungen. Jesus hat sich mit Aufwand eines heldenhaften männlichen Willens

seine Kinderseele geschützt und bewahrt und ihre Gültigkeit seinem Verhältnis zur Umwelt aufgezwungen, also eine Gültigkeit, die einer andern Norm untersteht als die Seele der Erwachsenen. Hier treffen wir — wenn wir als Psychologen ergründen wollen, wie er war — auf seinen mittelsten Instinkt. Man müßte denn schon ein gesundes Kind deshalb für nicht gesund erklären wollen, weil sich ein guter Bruchteil seiner Welt auf unverständigen, phantastischen Voraussetzungen aufbaut. Infolge der Kampfstellung, in der sich Jesus zur religiösen Umwelt befand, war für Jesus der kindhafte Zustand, den er sich und den andern vorbehielt, eine auferlegte Angelegenheit: ein Gebot, ein Willensziel, eine zentrale Bewußtheit, ja, soweit dies auszusagen tunlich ist, ein kategorischer Imperativ. Wesentlich dabei ist, daß man im Erfahrungsbereich verbleibt, also festen Boden unter den Füßen behält. Ihr seid ja alle einmal Kinder gewesen, werdet wieder zu solchen! Er sah das Heil für sich und die Seinen darin, sofern man noch Kind sei, es zu bleiben und, sofern man es nicht mehr sei, es wieder zu werden. Wie haben wir das zu verstehen? Sagten wir nicht immer schon, seine Teilnahme an der apokalyptischen Eschatologie habe seine konservative Vorliebe für das Vergangene gekräftigt und gesteigert? Einer solchen überkonservativen, zurückschraubenden Tendenz, zu der ihm die Apokalyptik wurde, konnte nichts feindlicher und tötlicher erscheinen, als jede Maßnahme, die in eine noch bevorstehende Entwicklung auslief und Dauer beanspruchte. Wer Kind sein und bleiben will — und Jesus strebte das für sich und die Seinen an mit dem vollen Einsatz eines zielbewußten, männlichen Willens — der kennt nur eine Gefahr, nämlich jeden Tag älter zu werden und nur ein Mittel, sich in den Besitz der Ewigkeit zu setzen: er übersieht und meidet (ignoriert und neutralisiert) die Zeit in ihrer Tyrannei, die sie in der Form der Zukunft auf die menschliche Seele ausübt. Wenn etwas, so hat Jesus bei Lebzeiten dieses getan: er hat die unwirkliche Macht der Zukunft in seiner eschatologischen Verkündigung des nahenden Weltuntergangs beschworen. Wir nehmen an ihm auf Schritt und Tritt ein feines Widerstreben wahr, sich ja nicht festzulegen und auf das Festhalten an einem

vorhandenen Zustand für später verpflichten zu lassen. Er schaltete recht eigentlich die Zukunft aus, ja schon die nächste Stunde ist ihm fern. Die Ewigkeit erfüllt sich mit der Erschauung des gegenwärtigen Augenblicks. So verschafft er sich und seinen gleichgesinnten Freunden einen Zustand, der, sobald er eingetreten ist, jede Sehnsucht stillt, weil er sie — als Sehnsucht! — nicht aufkommen läßt, — eine Glückstimmung und Gleichgewichtslage der Seele, die ihrem Besitzer eine jedem, aber auch jedem Schicksal genügende Gemütsverfassung erzeugt.

Dieses übermenschlich mythische Wesen seiner irdischen Erscheinung, das zugleich, wenn man will, als ein triumphierendes Zurücksinken in die instinktive Triebvitalität eines urreligiösen Verhaltens aufgefaßt werden kann, ist die Ueberwindung der menschlichen Begriffsdespotie durch die naturhafte Lebensvernunft eines zu hellstem Verstande erhobenen Kindersinns. Die durchgehende Doppelheit in seinem Charakter, wie wir sie beschrieben und begründet haben (Ausschaltung des Willens gegen Gott, Straffung des Willens gegen die — nichtgöttlichen — Menschen) erscheint als eine rätselhafte Verbindung zweier ausgewachsenen, die Einheit des einzelnen Individuums sprengenden Naturen, einer rein göttlichen und einer rein menschlichen, und es erklärt sich und gereicht dem Scharfblick der altkirchlichen Bischofssynoden zur Ehre, daß sie diese von der Urgemeinde überkommene Erkenntnis im machtgeschützten Kirchengesetz der Dogmen niederlegten: wahrer Gott und wahrer Mensch! Alles was er war, war er auch nicht und was er nicht war, war er in einem andern Sinne doch wieder. Hier wandelt wirklich ein an Leib und Seele ausgereifter, hellsichtiger, weltkundiger Mann unbeirrt seine fabelhaften Wege im Traumlande der Kindschaft, wie vor ihm und nach ihm kein anderer Mensch.

Es fiel der Urgemeinde gewiß nicht allzuschwer, einen Herrn von dieser Gesinnung in den Himmel zu versetzen, um ihn dort anbeten zu lassen gleich einem Gotte. Denn was wir hier im Sprachgebrauch der Psychologie infantil genannt haben, klingt irreführend und schöpft das zu Sagende in keiner Weise aus,

sodaß wir noch einen ausdrücklich religiösen Begriff zu Hilfe rufen müssen, damit er den des Kindes himmlisch durchleuchte — es ist das der Begriff Engel. So nennt man auch gelegentlich Menschen, die sich durch Geduld, Sanftmut, Nachsicht und Ueberlegenheit des Herzens auszeichnen. Es werden dann menschliche Eigenschaften mit diesem Ausdruck zusammengefaßt, die von den Evangelien dem irdischen Jesus beigelegt werden. Der urchristliche Kyrios wurde so ein seraphischer oder angelischer Herr, von dem man ohne weiteres versteht, daß zwölfhundert Jahre später noch sich das franziskanische Frömmigkeitsideal an ihm entzünden konnte. Vermutlich hat aber auch der irdische Jesus mit den Engeln als den Verkörperungen der guten und seligen Geister einen ebenso nahen Umgang gepflogen, wie mit den bösen Wichten oder Dämonen, mit denen er, wie wir sahen, in widerwillig intimen Beziehungen stand. Am Ende des Aufenthaltes in der Wüste heißt es: **Er war bei den Tieren, und die Engel dienten ihm** (Mk 1, 13). In seiner geheimen (esoterischen) Auslegung der Parabel vom *Unkraut unter dem Weizen* wird die *Ernte* von Engeln eingeheimst:

Die Ernte — das ist Weltuntergang —
Und die Schnitter, das sind die Engel . .
Und so wird es sein beim Weltuntergang,
Der Menschensohn wird seine Engel senden . . .
Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne
Im Königreich ihres Vaters.
Und so wird es sein beim Weltuntergang,
Die Engel werden hervorgehen
Und werden die Bösen von den Gerechten scheiden.

(Mt 13, 39 b., 40 b., 43 a., 49).

Auch die Engel im Himmel teilen die menschliche Unwissenheit über den Hereinbruch des Weltendes (Mk 13, 32, Mt 24, 36). Jesus stellt sich den Engeln insofern gleich, als eine ihm zugefügte Beleidigung durch diese beim Weltende geahndet wird: **Doch derjenige, der mich vor den Menschen verleugnet, wird vor den Engeln Gottes verleugnet werden** (Lk 12, 9). Beim Gebet in Gethsemane erhält er himmlischen Beistand: **Nun erschien**

vom Himmel ein Engel, der ihn stärkte (Lk 22, 43). Ueber die Gleichbedeutung des angelischen Sinnes mit dem infantilen verbreitet der Herrenspruch Licht:

Seht euch vor, mißachtet nicht eins dieser Kleinen.
Denn ich sage euch, ihre Engel in den Himmeln
Erschauen beständig das Antlitz meines himmlischen Vaters

(Mt 18, 10). Es läuft bei alledem darauf hinaus, daß Jesus sich die Herbeikunft des Gottesreiches in die Hände von Kämpfern gelegt denkt, von welchen das Wort gilt: *Hart wie Stahl und zart wie eine Mutter — das ist der Mann.* Im Hochmittelalter waren die Franzosen das frömmste Christenvolk, weil sie Ritterlichkeit mit Zartgefühl verbanden, und wenn, von der paulinischen Mittlermystik losgelöst, der Jesus der drei ersten Evangelien einem großen Heidenvolke zuzutragen wäre, so müßten es mit der meisten Aussicht auf Erfolg die Chinesen sein, die nach Kung-fu-tse und Lao-Tse dem indischen Buddha sich öffneten — aus einem Zartgefühl der Verehrung, dessen sie wahrscheinlich den irdischen Jesus der synoptischen Ueberlieferung nicht weniger würdig befänden!

ZWEITER ABSCHNITT.

Das Abendmahl.

Die besten Köpfe der Forschung haben sich immer wieder an diesem größten Rätsel der urgemeindlichen Ueberlieferung versucht, und weiter als sonst irgendwo gehen hier die Meinungen auseinander. Biographisch ereignete sich nur Spärliches — eine Abendmahlzeit in einem Gasthause, die vielleich irgendwie die Tönung eines letztmaligen, schwermütigen Abschiedessens wirklich hatte, dazu einige wenige andeutende Worte der Todesahnung und Reichsgewißheit, dazu aber noch in herber Dissonanz der verhaltene Hinweis auf die Anwesenheit des Verräters.

Erst durch Paulus hat das evangelische Abendmahl seinen Einsetzungscharakter erhalten. Der synoptische Typus steht unter einem Erfüllungscharakter. Was darunter zu verstehen

ist, wird unsere Zerlegung der Texte in ihre inhaltlichen Bestandteile ergeben.

1.

Das jüdische Osterfest hatte, als es im Spätjudentum auch von Jesus und seinen Jüngern gefeiert wurde, eine mehr als tausendjährige Geschichte hinter sich. Es hatte die Israeliten während dieser ganzen Zeit in ihrem wechselvollen historischen Schicksal getreu begleitet. Das Alte Testament erzählt, Moses und Aron hätten dem Pharao in Aegypten die Bitte vorgetragen, er möchte die ihm untertanen, im Lande Gochen ansässigen Israeliten nach der Wüste beurlauben und dort ihren Oasengott in der angestammten Kultform zu verehren (Ex 5, 2.). Darin glaubt man eine älteste Anspielung der jüdischen Ueberlieferung auf ihr Osterfest vor sich zu haben. Und dann heißt es: **Seht, so sollt ihr essen: den Gurt um die Lenden, die Schuhe an den Füßen, den Stab in der Hand, und ihr sollt eilig hinunterschlingen — das ist das Osterfest zur Ehre von Jahwe!** (Ex. 12, 1 ff.). Dieser Ritus bietet alle Merkmale eines Gemeinschaftsopfers von sozialem Charakter. Ein genau gleiches Opferfest ist allen semitischen Beduinen jenes Wüstenstriches eigen, und noch heute begehn die meisten dieser Stämme nach wie vor ein solches Passah. Das niedere Heidentum feiert solche Gemeinschaftsopfer auf einer Stufe, die noch keinen persönlichen Gott kennt.

Der gemeinsame Genuß frisch geschlachteten und hastig verschlungenen Fleisches verband die Glieder desselben Hausstandes magisch zu ein und demselben Leben, weshalb manchmal überdies, um die erfahrene Zauberkraft noch zu verstärken, mit demselben Opferblute Arm und Stirn eingeschmiert wurden (Ex 13, 9. 16.). So ist das jüdische Passah in der Tat einst ein Totenfest gewesen; seine Liturgie war ursprünglich dazu bestimmt, die vorhandenen Blutbande unter den Nächstverwandten in einem blutigen Stoffzauber zu erneuern und die Gemeinschaft mit dem Wohnort und dessen Schutztier aufzufrischen. Es war also dieses jüdische Ostern ein beduinisches Herdenfest gewesen.

In Palästina kam dann das Ackerbaufest der daselbst seßhaften Kananäer hinzu — das Fest der ungesäuerten Gerstenbrote,

die Mazzoth oder Azymen, das Mazzenfest: **Haltet das Fest der süßen Brote ab; während sieben Tagen sollt ihr Brot ohne Hefe essen** (Ex 34, 18. 21. 23. 15. Lev 23). Es war das ein sogenannter *Durchgangsritus*, wahrscheinlich aus rein praktischen Erwägungen einst hervorgegangen und erst später dem Osterfest, mit dem es zeitlich zusammenfiel, als begleitende Zeremonie angegliedert. Dem jerusalemischen Stadtkult waren beide ihrer ländlichen Herkunft nach fremd und erlitten daher, als im siebenten Jahrhundert die deuteronomische Zentralisation daselbst durchgeführt wurde, ihre sinngemäße Umdeutung zu Opferspenden an einen persönlichen Gott, was sie beide ursprünglich nicht von ferne gewesen waren, und wurden nun auch obligatorisch auf den Abend des vierzehnten Nisan, da das Osterlamm gegessen wurde, zusammengelegt. Das Gesamtritual bestimmte nun: Das Passah wird abends im Tempel gefeiert, dann folgen die sieben Tage der Mazzen, abgeschlossen mit dem Ruhetag, der einst den sabbatähnlichen Inhalt des kanaanitischen Süßenbrotfestes für die alten palästinischen Ackerbauer gebildet hatte (Deut 16, 1—8. Ezech 45, 21 f. Ex 21, 12 f. 25, 1 f.). Insofern war aber die Zusammenlegung des Beduinenfestes und des Agrarfestes keine Vergewaltigung, weil beide unabhängig von einander auf der Natur eines Primizfestes fußten, das heißt auf der sakralen Darbringung des Ersttertrages, sei es der ersten Geburt, sei es der ersten Feldfrucht (Ex 34, 19 f.). Die Erstlinge, sowohl die animalischen wie die vegetabilischen, wurden hingegeben, damit das *El*, das sakrale Fluidum der Kulttage, mit dem Opfertier oder der Opfergarbe die schädlichen Stoffe aus dem nun künftig neu anhebenden Leben vorwegnehme und beseitige, worauf denn der Gedanke der materiellen, stofflichen Sühne von Sünden durch den Opfertod eines lebenden Wesens der weiteren Religionsentwicklung eingefügt wurde und damit auch das Passah zu seinem Sinn der Sühnung kam.

2.

Ein solcher Sühnesinn hat sich ja dann bekanntlich im Urchristentum mit der Feier des Herrenmahls verbunden, und die wichtige Urkunde darüber besitzen wir in dem Briefabschnitt

des Paulus. Wir stehen da insofern auf gut historischem Boden, als es sich um Aussagen des Apostels über seine eigene Erfahrung handelt. Er hatte in Antiochien eine Begegnung mit dem Apostel Petrus, dem Haupte der jerusalemischen Urgemeinde, und es kam da zu der großen prinzipiellen Auseinandersetzung über die urchristliche Tischgemeinschaft, ob sie im Sinne des jüdischen Gesetzes das Zusammensein mit Heiden für einen Christgläubigen ausschließe (Gal 2, 11—14). An jener Mahlzeit in Antiochien, an der Petrus mit Unbeschnittenen zusammenkam und darüber mit seinem Gewissen ins Gedränge geriet, weil die Jakobusleute von Jerusalem gegen ihn scharf machten, kann recht wohl der urchristliche Kultakt stattgefunden haben; denn von einer bloßen Privatmahlzeit brauchte ja Paulus keine Kenntnis zu haben, oder sie fiel nicht für seine grundsätzliche Stellungnahme ins Gewicht, wenigstens nicht für eine so heftige. Dann wird von Paulus erzählt, er habe während der Meerfahrt im Sturm auf dem Schiff **das Brot genommen, Gott Dank gesagt vor allen Anwesenden, es gebrochen und davon zu essen begonnen;** nach einigen Handschriften (Peschitto, alte Itala) hätte er auch den andern ausgeteilt (AG 27, 35); er hat sich beim persönlichen Brotgenuß nicht anders betragen als bei der Austeilung des Herrenmahles, so daß ihm, danach zu schließen, der Sakramentgenuß etwas ebenso Alltägliches bedeutet hätte, wie der profane Ernährungsvorgang jedes Essens etwas Feierliches. Und dann erzählen die Wir-Stücke der Apostelgeschichte von dem siebentägigen Aufenthalt des Paulus in Troas auf seiner Reise von Ephesus nach Jerusalem etwas Wichtiges. Der Vorabend seiner Abreise war ein Sonntag. Der Apostel feierte in der dortigen Gemeinde das Herrenmahl und hielt dabei eine Ansprache, die bis Mitternacht dauerte: **Das Zimmer, in dem wir versammelt waren, hatte mehrere Lampen. Ein junger Mensch namens Eutyches saß auf dem Fenstersims, schlief über der langen Rede des Paulus ein und stürzte, vom Schlaf übernommen, aus dem dritten Stockwerk hinunter. Als man ihn aufhob, war er tot. Aber Paulus stieg hinunter, beugte sich über ihn, nahm ihn bei den Armen und sagte: Beunruhigt euch nicht, seine Seele ist noch in ihm. Dann stieg er wieder hin-**

auf, brach das Brot und aß, nahm von neuem auf lange das Wort bis zu Tagesanbruch und reiste dann ab (AG 20, 7—11). Hier ist zweifellos das urchristliche Abenmahl gefeiert worden, und zwar nur mit Brot, wobei mit der Mahlzeit eine ausgiebige rednerische Unterhaltung verbunden war; es war auch der Zeit nach ein wirkliches Abendmahl und fiel auf einen Sonntag, den Paulus überhaupt gern auszeichnete (1. Cor 16, 2). Bei diesem trojanischen Abendmahl hat Paulus den Vorsitz geführt, obwohl er nur zugereist, nicht Mitglied der Gemeinde war; als Stifter von Gemeinden und Persönlichkeit von apostolischem Rang stand ihm diese Leitung eines Kults selbstverständlich zu. Und wie sich die Feier in der Gemeinde von Korinth abzuspielen hatte, das erfahren wir von ihm selbst in seinem ersten Briefe dorthin (1. Kor 10, 1 ff. 11, 17 f.). Wir sind also in der Lage, uns von der Auffassung des Herrenmahls durch Paulus ein zuverlässiges Bild zu machen.

Für Paulus ist das Abendmahl ein Kultakt, der auf eine Einsetzung des Religionsstifters zurückgeht in Erinnerung an dessen von ihm persönlich gebrachtes Todesopfer und als eine Möglichkeit, durch Teilnahme an dem Kultakt mit diesem Todesopfer in Verbindung zu geraten. Auch ist die gesamte kirchliche Gemeinschaft für die Teilnahme aufgeboten; die Gläubigen sind eingeladen, sich an den Tisch des Herrn zu setzen und seinen Kelch in Empfang zu nehmen. Brot und Wein, die an sie verteilt werden, sind der Leib und das Blut des Christus. Diejenigen, welche davon genießen, geraten dadurch in unmittelbare Beziehung zu Christus in seinem Tode. Die genannten beiden Abendmahlselemente sind ein übernatürliches Geschenk des Herrn, geistlicher Speis und Trank. Zugleich aber kommt im Abendmahl, wie es Paulus auffaßt, auch die innige Vereinigung der Gläubigen nicht nur mit Christus, sondern auch mit allen anwesenden Gemeindegliedern zum Ausdruck. Der Segen, den der Gläubige aus der Teilnahme am Abendmahl zieht, ist das inbrünstige Aufgehen im sterbenden Christus — nach Paulus das einzige Mittel, sich mit dem auferstandenen Christus zu verbinden und auf diese Weise erlöst zu werden. Dennoch will Paulus das Abendmahl

nicht als eine bloße Funktion seiner mystischen Heilsmechanik aufgefaßt wissen. Der Mensch hat seinerseits Bedingungen zu erfüllen, wenn ihm die Teilnahme am Abendmahl zum Heil ausschlagen soll. Er muß des Mysteriums, dessen er teilhaftig werden will, würdig sein, muß also trachten, nicht wieder in seine Sünden zurückzufallen, durch die er den Zorn des Herrn erregt und muß sich namentlich auch vorsehen, nicht etwa durch Teilnahme an einem ähnlichen heidnischen Mysterium, wobei wohl für Korinth an den eleusinischen oder sonst einen orphischen Geheimkult zu denken ist, sich dem Wirkungskreis seelenräuberischer Dämonen auszusetzen. Vonnöten ist also ernsthafte Selbstzucht nebst entsprechender Selbstprüfung; denn mit unwürdiger Teilnahme verscherzt der Gläubige nicht nur das gesuchte Heil, sondern zieht sich auch den unerbittlichen Zorn Gottes zu, weil er Mißbrauch an der Gemeinschaft geübt hat.

Dies ist die Meinung des Paulus vom Abendmahl. Aus ihr ist ersichtlich, daß es sich für ihn um ein heilbringendes Sakrament handelt, das im System seiner Erlösungsmystik einen festen Platz angewiesen erhält.

3.

Die Stellung der Eucharistie in den vier Evangelien spiegelt im kleinen die Meinung, daß dem Reinigungssymbol des Täufers bei Jesus ein Ernährungssymbol zur Seite trete. Bietet der synoptische Bericht über das Abendmahl eine schon durch frühere Stücke vorbereitete Handhabe, ein Ernährungssymbol anzunehmen, so sehen wir den vierten Evangelisten, dem die Aufgabe komplizierter theologischer Reflexion über das Herrenleben zugefallen ist, mit einem höchst verwickelten Verfahren beschäftigt, um die Elemente eines christlichen Speisesakraments mit ebensolchen eines christlichen Reinigungssakraments in vollem Gleichgewicht auf die Darstellung der irdischen Jesusgeschichte zu verteilen. Der Evangelist Johannes hat sich in der Durchführung dieser Absicht durch ein sehr radikales Vorgehen zu helfen gesucht. Einen Abendmahlsbericht hat er sich gänzlich versagt, hingegen dessen symbolischen und theologischen Inhalt in Einzelszenen dem Erdenleben Jesu eingefügt. Zu mehreren

Malen gelangen Brot und Wein zur Behandlung. Die bewußte Anspielung auf die Elemente der Eucharistie ist nicht zu verkennen. Es handelt sich um die Hochzeit von Kana (Joh 2) und um das Gleichnis vom Weinstock und seinen Schößlingen (Joh 15). Als der johanneische Christus von seiner Mutter gebeten wird, doch dafür Sorge zu tragen, daß die Gäste wieder Wein zu trinken bekämen, antwortet Jesus: **Meine Stunde ist noch nicht gekommen** (Joh. 2, 4). Im vierten Evangelium ist öfter von dieser *Stunde* Christi die Rede (Joh 7, 30. 8, 20. 12, 23, 27. 13, 1) und immer ist damit seine Todesstunde gemeint. Vorher will er keine Wunder tun. Der Sinn ist wohl der: Jesus weigert sich auf der Hochzeit von Kana schon, das Wasser durch Wein zu ersetzen, weil ja sein eigenes Blut noch nicht vergossen ist, weil er mithin — und der johanneische Christus bedient sich ja überhaupt der Allegorien — die jüdischen Reinigungsgebräuche noch nicht durch ein entsprechendes Jesussakrament außer Kraft gesetzt werden können. Christus wird einmal einen übersinnlichen Trank für die Seinigen schaffen, der sie in einen Zustand wirklicher Reinheit versetzen soll, während die jüdischen Reinigungsbestrebungen in ihrem sakralen Effekt gänzlich unzulänglich geblieben sind. Aber die Möglichkeit dazu wird erst mit dem Eintritt seines Todes geschaffen werden. Es kommt dann noch ein sehr wesentlicher Umstand hinzu: der vierte Evangelist beseitigt zwar den Abendmahlbericht und ersetzt ihn durch die Fußwaschung; den sehr wesentlichen Begleitumstand aber des in die Schüssel getauchten Bissens beläßt er und zeichnet die Verräterrolle des Judas Ischariot noch über den synoptischen Bericht hinaus schärfer. Die betreffenden Stichworte lauten: **Und bei einer Mahlzeit, als der Teufel schon dem Judas, Simons Sohn, des** (oder dem) **Iskarioten, ins Herz gegeben hatte, ihn zu verraten . . . erhebt er sich vom Mahle.** Es soll die Schrift erfüllt werden: der mit mir das Brot ißt, hat seine **Ferse wider mich erhoben** (Psalm 41, 10). **Da tauchte er den Bissen ein, nimmt ihn, und gibt ihn Judas, dem Sohn Simons des Iskarioten. Und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn, da spricht Jesus zu ihm: Was du tust, tue bald. Da nun jener den Bissen genommen hatte, ging**

er alsbald hinaus. Es war aber Nacht (Joh 13, 2. 3. 18. 26 f. 30). Und dazwischen nun die Fußwaschung, die nichts anderes darstellt, als ein Reinigungssakrament; an Stelle des Abendmahls wandelt sich die symbolische Handlung in eine heilige Waschung. Aus einem Speisesakrament wird ein Reinigungssakrament; der Wein des Abendmahles wird also rückverwandelt in das Taufwasser und auf diese Weise der Ausgleich geschaffen zum Verhalten Jesu auf der Hochzeit von Kana. Brot und Wein bilden das Elementepaar des paulinischen Sakraments und sind da einander völlig gleichgestellt. Das Elementepaar heißt bei Johannes: Wasser und Wein, Reinigung und Ernährung. Diese Zweiheit lag dem vierten Evangelisten sehr am Herzen. In der von Jesus geheimnisvoll angesagten *Stunde* ordnet er die Oeffnung des Leichnams durch den Lanzenstich an, damit hier das sakramentale Elementepaar Blut (Eucharistie) und Wasser (Taufe) als Heilkräfte, die durch den Tod, wie vorausgesagt, für die Welterlösung frei werden, seine massive Materialisation erfahre (Joh 19. 34). Das Motiv des Gott-Essens — *manger le Bon Dieu* — wie heute noch die französische Umgangssprache drastisch sagt, ist im Johannesevangelium bewußter und bei aller Allegorie begrifflicher zum Ausdruck gelangt, als in irgendeinem andern urchristlichen Dokument, das wir besitzen.

4.

Was nun aber die Vervielfältigung der Brote anbelangt, die allen vier Evangelien eigen ist, so darf man, wenn man auch hier Johannes neben die Synoptiker hält, diesmal weniger als je den Wandel der Anschauungen außer acht lassen, die seine gnostische Theologie ausmachen, während sich bei den Synoptikern eine solche gnostische Absicht noch nicht im leisesten verrät. Johannes gibt folgende Paraphrase der synoptischen Vorlage: Zur Osterzeit lagert Jesus mit seinen Jüngern und einer großen Menge auf einem Berge. Zur Sättigung der Menge verfügt er nur über fünf Gerstenbrote und zwei Fische. Er vollbringt das Wunder, sie damit alle satt zu machen und hat noch zwölf Körbe Brocken übrig. Das begeisterte Volk will ihn zum König ausrufen. Am andern Tag klärt Jesus dem Volk sein Mißverständnis

auf, indem er auf das Manna in der Wüste hinweist. Das Volk verlangt solches Manna. Jesus antwortet: „Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, wird nie Hunger haben, und wer an mich glaubt, wird nie Durst haben.“ Daß er nun das Gottesbrot sein soll, das vom Himmel herniedersteigt, also das wahre Manna, erregt beim Volk Murren. Er erwidert: Das Manna, das die Väter in der Wüste gegessen hätten, habe ihren Tod nicht verhindern können, wohl aber verhindere den Tod das wahre Himmelsbrot, und das sei sein Fleisch, hingegeben für das Heil der Welt. Die Juden murren von neuem, daß dieses Himmelsbrot in dem Christusfleisch bestehen soll. Jesus bleibt dabei, daß das ewige Leben nur denen beschieden sei, die das Fleisch des Menschensohnes essen und sein Blut trinken. **Wie mich der lebendige Vater abgesandt hat und ich lebe um des Vaters willen, so wird auch, wer mich ißt, um meinetwillen leben** (Joh 6, 57). Jesus gelangt über allem dem zu der schwermütigen Einsicht: **Einer von euch ist ein Teufel; er sprach aber von Judas, dem Sohne Simons des Iskarioten; denn dieser sollte ihn verraten und war doch einer von den Zwölf** (Joh 6, 70 f.). Dieser Auszug aus dem sechsten Kapitel des vierten Evangeliums, das diesen Inhalt hat, läßt die schwere theologische Gedankenarbeit erkennen, die sich der Johannist hat kosten lassen, um auch auf dem Felde göttlicher Ernährungsspekulation die Synoptiker aus dem Felde zu schlagen, was ja seine uneingestandene Absicht war.

Uns scheint nun, die Forschung begehe einen schweren Irrtum, wenn sie der synoptischen Brotvervielfältigung ebenfalls eine derartig rückwirkende Kraft von der letzten Mahlzeit her zuschreibt wie der johanneischen, und diese Erzählungen sogar einfach entstanden sein läßt aus einer nachträglichen Erfindung, die den Zweck gehabt hätte, die letzte Mahlzeit auf einen Sockel zu stellen, den sie mit den vorher erzählten Begebenheiten für den Abendmahlsbericht errichteten. Soweit vorgeschritten war aber das dogmatische Interesse am Sühnetod Jesu selbst bei Markus noch nicht, daß ihm oder seinen Vorlagen, die wir nicht kennen, eine ähnlich gewaltsame Maßnahme zuzutrauen wäre, wie sie sich dann bei Johannes vorfindet. Außerdem übernimmt

ja der vierte Evangelist die bereits vorhandene Erzählung von der wunderbaren Massenspeisung, damit sein theologischer Tiefsinn sie glossieren und seine Dogmatik von der Eucharistie bei diesem Anlaß anbringen kann, während ja die Urgemeinde schon früh diese doppelte Begebenheit einer zweimaligen Speisung von Volksmengen mit kärglichem Proviant sich ausgedacht haben müßte nur zum Zweck, die Heilsbedeutung des letzten Mahls vorzubereiten. Das hieße, wie gesagt, den dogmatischen Apparat und das ihn veranlassende dogmatische Bedürfnis sogar bei Markus ganz unverhältnismäßig überschätzen. Wir haben früher dargetan, wie viel näher es liegt, in diesen merkwürdigen beiden Erzählungen von der Speisung der Fünftausend und der Speisung der Viertausend leicht übermalte, aber dem Kerne nach tatsächliche Begebenheiten von biographischem Werte zu erblicken.

Gewiß soll damit nicht bestritten sein, was ja zu deutlich am Tage liegt, um sich leugnen zu lassen, daß Markus und ihm nach auch die beiden synoptischen Gefährten im Kreuzestod Jesu einen Sühnetod zur Vergebung der Sünden erblicken und daß dieses Dogma auch bei ihnen vom Kreuz weg rückwärts auf die Lebensgeschichte des irdischen Jesus seine düstern Strahlen wirft. Die nicht zu leugnende Ueberdeckung ist aber harmloser Art; durch den Hinblick auf den bevorstehenden Tod wird allerdings das geschichtliche Bild entstellt; denn Jesus hat bestimmt nicht, so wie es Markus uns nun glauben machen will, in seiner Verkündigung auf sein Ende hin abgezielt. Solche Stellen ziehen sich aber durch das ganze Evangelium (Mk 2, 20. 3, 6. 3, 20 f. 8, 31. 9, 30 ff. 10, 32 ff. 38). Damit hängen gewisse weitere schriftstellerische Maßnahmen zusammen, so daß auch die Haltung der Jünger in eine Schablone gespannt wird. Das in dieser Hinsicht am meisten auffallende Wort, der Menschensohn gebe sein Leben hin als Lösegeld für viele (Mk 10, 45), ist als ein späterer, bewußt paulinisierender Eintrag in den abgeschlossenen Markus erkannt worden.

5.

Von dem historischen Vorgang steht uns in den drei ersten Evangelien ein trotz einiger Verdunkelung ziemlich genaues und

trotz äußerster Schlichtheit ungemein eindrucksvolles Bild zu Gebote. Als Passah oder Mazzenfest haben die Teilnehmer die Mahlzeit nicht aufgefaßt, obschon sie sich bewußt waren, daß nun die Zeit dazu nahte. Nimmt man die Darstellung der Synoptiker beim Wort, so hatte Jesus noch nicht manchen Abend in Jerusalem verbracht, seit er daselbst eingezogen war, und übrigens keinen davon in der Stadt selbst; denn wohl mit begreiflicher Rücksicht auf die von ihm und den Seinen kaum übertriebene Lebensgefahr, die er lief, entwich er Tag für Tag auf die Nacht hin nach Bethanien, um diese offenbar im dortigen Olivenhain zu verbringen. Was aber den Ort der Mahlzeit anbelangt, so stimmen alle vier Evangelien überein, Jesus sei in Jerusalem eingekehrt, und im Laufe des Beisammenseins verteilte er Brot und Wein an seine Jünger. Besonders hervorgehoben wird dabei der Kelch, der als einzige gegenständliche Einzelheit aus dem sonst ganz allgemein gehaltenen Vorgang: „während sie aber aßen“ — hervorsticht. Denn das Brotbrechen, das vorher erzählt wird, liegt mit im Rahmen einer trockenen Mahlzeit. Nur soll Jesus diesmal dem gebrochenen Brot eine besondere Bedeutung beigelegt haben. Und ebenso heißt es weiter, er habe den Kelch genommen, dank gesagt, ihn herumgereicht, — die Jünger hätten daraus getrunken und Jesus auch hier ein erläuterndes Wort beigefügt. Weit mehr beigefügt als er selbst hat dann freilich das ehrfürchtige Nachsinnen der Urgemeinde; denn die eindringende Forschung, die gerade auf diese Begleitworte Jesu zur Austeilung der Speisen verwendet worden ist, hat ergeben, daß weder die sogenannte *Einsetzung* stattgefunden hat, noch daß er von einem *neuen Bunde* gesprochen habe; ebensowenig stammt von ihm der Befehl, diese Mahlzeit zu seinem Gedächtnis zu wiederholen, wenn er nicht mehr da sei. Wahrscheinlich ist der wahre Vorgang im Abendmahl noch uns am zugänglichsten bei Lukas (22, 15—18) geblieben, wonach Jesus etwa gesagt hätte:

Mich verlangt sehnlich dies Ostern zu essen mit euch —
Denn ich sage euch, ich werde es nicht mehr essen,
Bis daß es sich vollende im Gottesreiche.
Und als er den Kelch empfing, nachdem er Dank gesagt:

Nehmt das und beteiligt euch daran.
Denn ich sage euch: ich werde fortan nicht mehr vom Gewächs des Weinstocks trinken,
Bis daß das Reich Gottes herbeikommt.

Gesagt wird er also, dem Sinne nach, haben: Das ist nun die letzte Mahlzeit, die ich mit euch teile vor der Herbeikunft des Reichs. Aber wir werden wieder zusammen eine Mahlzeit feiern, wenn das Reich da ist. Er sagte dies in zwei Sprüchen, von denen der erste dem gemeinsamen Essen, der zweite dem gemeinsamen Trinken galt. Mehr ist an jenem Abend, sofern es sich um die Mahlzeit selbst handelt, kaum vorgefallen.

Wie nochmals hervorzuheben ist, kann nicht die Rede sein von einer Absicht des Jesus, an jenem Abend mit seinen Jüngern das Passah zu essen, — wie sie in den Berichten ihm zugeschrieben wird, — er läßt einem *Wasserträger* sich ansagen: **Wo kann ich unterkommen, um Passah zu feiern mit meinen Jüngern?** (Mk 14, 14 Lk 22, 11 b vgl. Mt 26, 18 b). Wäre dies geschichtlich, so hätte jener Wirt dem empfangenen Auftrag nur höchst nachlässig nachgelebt. Vier wesentliche Bestandteile fehlen dem Abendmahl, um ein Passah zu sein. Es wird kein Lamm verzehrt. Der Midraschbericht vom Auszug aus Aegypten und der Wüstenwanderung wird nicht verlesen. Es wird Brot gegessen statt Mazzen und nur aus einem Becher getrunken, während vorschriftgemäß ihrer viere zu leeren sind. Auch zeitlich fällt der Abend vor Passahbeginn: **Es sollten aber in zwei Tagen Passah und das Fest der ungesäuerten Brote stattfinden** (Mk 14, 1 Mt 26, 2), wird also vermutlich der zwölfte Nisan (Frühlingsmonat) gewesen sein. Hält man aber statt Lukas für den ältesten Typus der Abendmahlsüberlieferung Paulus und Markus, so fiele die von jenem hervorgekehrte Betonung der Reichserwartung dahin — denn sie beide sagen gemeinsam nur aus: **Jesus nahm ein Brot, segnete es, brach es und sprach: Dies ist mein Leib. Und einen Becher und sprach: Dies ist der Bund in meinem Blut** (als Zusammenstellung der Ausdrücke, die Paulus mit Markus wörtlich teilt). Wichtig ist auch noch die Bemerkung, daß dieser Vorgang stattgefunden habe, **während sie aber aßen** (Mk 14, 22). In eine bereits

begonnene und als solche verlaufende Mahlzeit wäre das *Abendmahl* gewissermaßen als eine besonders feierliche und geflissentliche Maßnahme überdies eingelegt gewesen. So genau darf freilich eine wahrscheinlich eben doch nur schriftstellerische Ueberleitung nicht beim Worte genommen, wohl aber muß unterschieden werden die Nahrungsaufnahme von den eigentlichen Kennzeichen eines religiösen Festessens bei den Juden, wie sie aus den rabbinischen Gebräuchen ersichtlich ist, von denen die Mischna erzählt — Brotsegen am Anfang, Weinsegen am Schluß. Da aber auf dieser ahnungsschweren Mahlzeit ein besonderer Gefühlston lag und in einer derartigen seelischen Betonung dann immer bei Jesus die Enderwartung mitschwang, so kann Lukas, (wenn man bei seiner Erhebung zum Kronzeugen von einer Ueberschätzung des Codex D und der Itala reden zu müssen meint), doch kaum sehr fehlgeraten haben, wenn er der Ueberlieferung in dieser Richtung auf ein eschatologisches Endziel nachhalf.

Das jüdische Passah scheint eine seltenere und grausame Variante des Speisesakraments gewesen zu sein, das in seiner hauptsächlichen Verbreitung auf einen Ackerbauritus zurückgeht, — das Brot in erster Linie und danebenher noch der Wein ebenfalls in seiner pflanzlichen Eigenschaft als die Frucht vom *Gewächs des Weinstocks.* Es hat also das historische Abendmahl mit dem jüdischen Passah kaum noch etwas zu tun, so wenig wie mit den Blutorgien, die nachher aus vorderasiatischen Priesterkulten ihm zur Seite traten; daran gemessen muß der Ausspruch des johannischen Christus, daß, wer sein Fleisch esse und sein Blut trinke, lebe — als eine weitabliegende Entartung der zarten Ansätze erscheinen, die im historischen Abendmahl sich für die Bildung eines jesuischen Speisesymbols offenbar vorfinden. Worin können diese nun aber bestehen? **Das Brot brechend zu Hause nahmen sie die Nahrung zu sich mit Jauchzen und in Herzenseinfalt** (AG 2, 46), heißt es von der frühsten Urgemeinde, demnach hätten Speisekulte gleich nach Pfingsten im frohen Banne der verkündeten Reichsbälde stattgefunden.

Vielleicht dürfen wir aus jenen authentischen oder fast authentischen Jesusworten bei Lukas (22, 15—18), wonach er jetzt

mit den Seinigen essen will, wie er später wieder mit ihnen essen werde, einen feinen Rhythmus des Werdens und Vergehens heraushören, wie er durch jeden Schlag unseres Herzens, durch jeden Stoß unseres Pulses, durch jeden Hauch unseres Atems pocht. Um ihn als ihren Hausvater saß seine Reichsfamilie, die er sich gegründet hatte. Brot und Wein dufteten und leuchteten ihm auf als die uralten Symbole der Mahlgemeinschaft mit Gott. Der natürliche Rhythmus von Blühen und Welken findet seinen religiösen Pulsschlag in dem Gedankenpaar vom Gott aus der Nähe und vom Gott aus der Ferne — eine Alternative, wie sie auf dem Höhepunkte der alttestamentlichen Prophetie von Jeremias formuliert worden ist: **Bin ich denn ein Gott nur von nahebei — ist der Spruch Jahwes — und nicht ein Gott auch von ferneher?** (Jer 23, 23). Der Gott der Propheten hat von da aus seinen mächtigen Aufstieg in die unendlichen Entfernungen des Himmels genommen und ist zum Weltschöpfer geworden, der von Sonnenhöhe aus und mit Sonnenhelle Erde und Menschheit durchdringt: **Oder vermag sich einer in Schlupfwinkeln zu bergen, daß ich ihn nicht sehen sollte? — Ist der Spruch Jahwes — Fülle ich nicht den Himmel und die Erde aus? — ist der Spruch Jahwes** (ebend. v. 24). Der Prophetengott erwuchs, aber auch erstarrte so zu einem fernen Gott. Die Reaktion darauf haben wir vor uns in der Apokalyptik. Aus ihr heraus wird man dem Paulus gerecht, wenn man sein Bestreben erkennt, den verflüchtigten Gesetzesgott des Moses wieder auf die Erde und zu den Menschen herunterzuholen. Diese Lehre enthält der Römerbrief —, aus dem fernen Gesetzesgott wird der nahe Heilsgott.

Wie steht es nun bei Jesus mit dem *letzten Gleichnis* im Mahl? Wir sahen ja, daß die Gotteswelt ihm ein faßliches und begrenztes Gebäude bedeutet, dieser Oikosraum, in dem der Himmel *Gottes Thron* ist und die Erde *seiner Füße Schemel*, beides greifbar (übrigens nach Psalmworten) anzuschauen wie ein übersehbarer Saal. Aber doch hat er den prophetischen Gegensatz zwischen dem fernen Gott und dem nahen Gott im schwebenden Gleichgewicht gelassen und dadurch sich dessen Paradoxie nicht ausgesetzt. Immer wieder, in einer rhythmischen Schwingung,

kehrt Gott, wenn er unter die Menschen tritt und unter ihnen wohnt, in seinen unerreichbaren Abstand zurück und zieht die Gewißheit des Gläubigen in himmlische Höhen empor. Die Wände des Raumes, in dem er zum letzten Male mit den Seinen aß, wichen vor Jesus zurück in eine unergründliche Ferne: er wird wahrlich nicht mehr essen, bis neu gegessen wird in Gottes Reich! Aber diese Ferne konnte sofort zur Nähe werden! Die eschatologische Inbrunst des Jesus beim Abendmahl ist wohl nicht leicht durch unsere schweifende Phantasie zu überbieten! Die Schwermut, die über dem Mahle schwebt, wird kaum unübersetzt einfach und bewußt Todesahnung gewesen sein, weil es eben Reichsahnung war, die wir uns an Jesus bis zur Gefangennahme nicht konkret genug vorstellen können. Zur Erntezeit nicht! Nach dem Täufertode nicht! Nun aber seit dem im Tempel verursachten Aufruhr jeden Augenblick! Nicht nach seinem erfolgten Tode, meint er also. Er deutet an, gewiß zu sein, daß wenn er das nächste Mal mit ihnen ißt, dann das Reich Gottes da ist. Also morgen — und folglich bricht es diese Nacht herein! Sein engelhafter Kindersinn folgerte so!

Dem aber stand die andere Gewißheit gegenüber: am Tisch saß der Verräter! War das nun auf Erden sein Erntedank?

6.

Die gesamte evangelische Ueberlieferung stimmt darin überein, Jesus sei einem Verrate zum Opfer gefallen und Judas Ischariot habe ihn verraten. Wieder hängt es mit dem schriftstellerischen Arrangement des Markus zusammen, daß schon vorher darauf hingewiesen wird: **Denn er unterwies seine Jünger** (noch in Galiläa) **und sagte ihnen:**

Der Menschensohn wird Menschenhänden ausgeliefert werden,
Und sie werden ihn zu Tode bringen,
Und, zu Tode gebracht, nach drei Tagen wird er auferstehen (Mk 9, 31).—

Siehe, wir steigen nach Jerusalem,
Und des Menschen Sohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten ausgeliefert werden.

Und sie werden ihn zum Tode verurteilen,
Sie werden ihn den Heiden ausliefern (Mk 10, 33).

Die eingetretene Tatsache spielt sich am 12. Nisan ab; Passah und Mazzen standen in zwei Tagen bevor und die Hohenpriester und Schriftgelehrten trachteten, wie sie ihn mit Hinterlist zum Tode bringen könnten. **Denn sie sagten: nicht auf das Fest, aus Furcht, es möchte ein Volksaufruhr entstehen** (Mk 14, 1—2). Und dann wird der Verräter eingeführt: **Und Judas Iskariot, einer der Zwölfe, ging zu den Hohenpriestern, um ihn ihnen auszuliefern, und diese freuten sich, als sie ihn angehört hatten, und sie versprachen ihm Geld zu geben. Und er suchte Gelegenheit, ihn auszuliefern** (Mk 14, 10 f.). Das Weitere ist etwas ausführlicher bei Matthäus erzählt: **Und während sie aßen, sagte er: Fürwahr ich sage euch, einer von euch wird mich verraten. Und sehr niedergeschlagen wendeten sie sich einer um den andern an ihn: Bin ich es, Herr? Aber er gab zur Antwort:**

Der mit mir die Hand in die Schüssel legt,
Der wird mich verraten.
Was den Menschensohn anbelangt, geht er dahin,
Wie geschrieben ist von ihm.
Aber wehe jenem Menschen,
Durch den der Menschensohn ausgeliefert wird.
Besser wäre ihm, er wäre nicht geboren, dieser Mensch.

Und Judas nahm das Wort, der ihn auslieferte, und sagte: „Bin ich es, Rabbi?“ Er erwiderte: „Du sagst es“ (Mt 26, 21—25). Lukas vollendet die Steigerung, indem er für das Verhalten des Judas eine Erklärung gibt, welche die beiden ersten Evangelien schuldig bleiben: **Aber der Satan drang in Judas, genannt Iskariot, ein** (Luk 22, 3). Die schlichte Ueberlieferung kennt ursprünglich nur die Tatsache, daß Jesus verraten wurde, und zwar durch Judas, der sich den Feinden gegen Geld verdang. Matthäus weiß die Höhe des Preises: er beträgt dreißig Silberlinge (Mt 26, 15), weil eine Prophetenstelle eben diesen Ansatz nahelegt: **Wenn ihr einverstanden seid, gebt mir meinen Sold; wenn nicht, gebt mir ihn nicht. Und sie wogen für meinen Sold dreißig Silberlinge ab** (Sach 11, 12). Derselbe Prophet muß nachher auch den Selbst-

mord des Verräters decken, wobei ihn der Evangelist mit Jeremia verwechselt (Mt 27, 3 ff. Sach 11, 12 f.). Doch reicht diese prophetische Anleihe keineswegs aus zur Ursache für die Existenz des Judas, der dann nur als satanischer Gegenspieler zum Messias-Christus erfunden wäre. An der sehr triftigen Menschlichkeit des Verräters ist aber vernünftigerweise nicht zu zweifeln.

Während Simon Petrus der Hauptjünger in der synoptischen Ueberlieferung öfters vorkommt und schon da eine führende Stellung einnimmt, läßt sich das abschließende Bild von ihm doch erst aus der Apostelgeschichte und den großen Briefen des Paulus gewinnen; Rückschlüsse darauf beleben die gelegentlichen Andeutungen über ihn in den Evangelien. Die wichtigste darunter steht mit dem Abendmahl in Zusammenhang, indem Jesus im Anschluß daran Petrus seine Untreue vorhersagt, ebenfalls belegt mit einem Sachariazitat (Sach 13, 7). An diesem Motiv enthüllt sich in der Folge anschaulich das sanguinische Temperament des Hauptjüngers (Mk 14, 54. 66—72. Mt 26, 58. 69—75. Lk 22, 54—62), da er nach großen Beteuerungen seiner Treue in unrühmlicher Schwäche seinen Herrn verleugnet. Anders verhält es sich mit Judas, dessen Person sich nur in der Silhouette des Verräters im Augenblick der Krisis einschiebt; doch ist diese seine Handlung so folgenreich und geht keineswegs im leeren Typus auf, daß er weit weniger aus der synoptischen Ueberlieferung wegzudenken ist als sogar Petrus. Denn er greift im Höhepunkt des Herrenschicksals entscheidend ein und besiegelt es. Sein späterer Selbstmord gehört kaum der ältesten Traditionsschicht an und ist an sich höchstens für erbauliche Betrachtungen von Belang, wie einen Bösewicht die verdiente Strafe auch diesmal erreicht. Von hohem Werte ist dagegen sein Erscheinen, sobald unser Blick sich dem Eindruck zuwendet, den der Verrat in der Seele Jesu hervorruft. Ja, wir müssen uns gestehen, sobald wir in voller Unbefangenheit die Szene des Abendmahls überblicken, daß dann die friedliche Wehmut der Abschiedsstimmung und schwermütige Reichsahnung durchstoßen und übertäubt wird von der Ansage des Verrats und da-

durch dann allerdings in das ahnende Gefühl vom nahen und gewaltsamen Tode überführt wird.

Wenn man da nun nicht davor zurückschreckt, die psychologischen Folgen der Lage zu ziehen, dann darf man jene Deutung nicht unausgesprochen lassen, die (von psychanalytischer Seite) vorgetragen worden ist: Jesus, der seinen Todfeinden eben am gleichen Tage noch so flammend und unerschrocken im Tempel standhielt, habe nun untergehen wollen.

Er war nach Jerusalem gezogen, um seinen Meister, dem Täufer, die Treue zu halten, die ein Prophet dem andern und überdies der Jünger dem Meister schuldet. Er hatte den Tempel gesäubert und dessen hohe Klerisei als Sieger in den Disputationen vor allem Volk verstummen machen. Was geschah nun mit ihm? Sollte er nun täglich immer so dort oben weiter manifestieren? Was hätte das für einen Sinn gehabt? Hätte sich nicht der erste, überwältigend mächtige Eindruck, den sein Auftreten hervorrief, abschwächen müssen? Und was dann? Da gab es für ihn doch nun nur noch eines: dem eigenen Ende nicht ausweichen, sondern ihm furchtlos in die Augen zu schauen. Es ist wohl das Größte am Untergang des Jesus: ihn von der Gewißheit seines Werkes und dessen künftigem Bestande so felsenfest erfüllt zu sehen, daß er der Verzweiflung nicht fähig war. Denn auch das, was ihn dann gleich darauf in Gethsemane befiel, war nicht Verzweiflung.

Die entscheidende Zwiesprache der Abendmahlsstunde lautete — Jesus: **Fürwahr ich sage euch, einer von euch wird mich ausliefern !— Er isset mit mir!** (Mk 14, 18b) und darauf die Jünger der Reihe nach jeder: **Doch ich nicht etwa?** (Mk 14, 19b). Markus nennt den Judas nicht; er sagt nur, der Verräter esse hier mit Jesus, und redet von der Gesamtheit der Zwölfe als dem geschlossenen Kreis ohne Lücke. Die drei andern Evangelien verdeutlichen das jeder auf seine Weise. Bei Lukas (22, 21): **Uebrigens, die Hand dessen, der mich liefert, ist mit mir auf dem Tisch.** Bei Matthäus (26, 25): **Judas aber, der ihn lieferte, hob an und sagte: doch ich nicht etwa, Rabbi? Sagte er zu ihm: Du sagst es.** Sehr ausgebildet ist dann diese unheimliche Seite der Sache im

Johannesevangelium. Der Lieblingsjünger an der Brust des Herrn sagt: **Herr, wer ist es?** Jesus antwortete: **Der, für den ich den Bissen tränke und dem ich ihn geben werde. Und den Bissen tränkend, nahm er ihn und gab ihn Judas, Sohn des Simon Iskariot. Und nach dem Bissen, da drang der Satan in ihn ein** (Joh. 13, 25 f.). Stellt man auf diese johanneische Aussage ab, so läßt sie sich kaum noch anders wenden, als daß der johanneische Christus hier, in dem Bruchstück, das er vom synoptischen Abendmahl beibehält, an Judas einen magischen Akt vollzieht, von dem die Synoptiker noch nichts berichten. Die Folgen einer solchen Auffassung wären dann diese: im Oberbewußtsein des Judas herrscht zunächst keine Ahnung davon, daß er Jesus den Feinden ausgeliefert hat, dann aber wird die Decke, die das Bewußtsein über der unbewußt ausgeübten Verratshandlung magisch absperrte, da sie ja einem erschütternden Gemütseinbruch nicht standhalten kann, in dem Augenblick gesprengt, da Judas erfährt, Jesus stehe gefesselt vor Pilatus. Da wachte er aus dem schwarzmagischen Schlafe, in den ihn der johanneische Christus versenkt hätte, auf, sieht, was er angerichtet hat und bringt sich um: **Als Judas sah, daß Jesus verurteilt war, kam er von Reue gepackt, um die dreißig Silberstücke den Hohenpriestern und Aeltesten zurückzubringen, indem er sprach: Ich habe gesündiget, als ich unschuldiges Blut auslieferte. Aber sie sagten: Was geht das uns an? Das ist deine Sache. Und als er das Geld in den Tempel geworfen hatte, entwich er und erhängte sich** (Mt 27, 3—5). Diese Auslegung ließe sich nur hören, wenn man sich auf den Boden des vierten Evangeliums stellt, wo sich das gewaltige Heilsdrama tatsächlich auf der Kulisse der schwarzen und weißen Magie abspielt. Auf die Synoptiker ist die Vermutung nicht anwendbar. Sie ist infolgedessen auch keineswegs historisch zu rechtfertigen. Der irdische Jesus, der schon in der Wüste die faustische Anwandlung, Magie zu treiben, von sich wies, konnte niemals eines solchen satanisch (schwarzmagisch) okkulten Eingriffs in eine menschliche Seele fähig sein.

Vielmehr erklärt sich sein Zerwürfnis mit Judas weit einfacher, aus normaler Psychologie. Aus bloßer Geldgier hat Judas

nicht gehandelt; da sieht ihn die Ueberlieferung doch zu klein. Auch wird Jesus gewußt haben, warum er jeden einzelnen und damit auch ihn in den engeren Kreis berief. Ein Fehlgriff aus Kurzsichtigkeit ist Jesus nicht zuzutrauen; dennoch kann er sich in Judas getäuscht haben, und gerade diese Enttäuschung mag seinen Anteil an dem merkwürdigen Menschen nur noch vermehrt haben. Die Forschung hat uns inzwischen zum Beinamen Iskariot eine bemerkenswerte Vermutung beschert; danach braucht Judas gar nicht aus dem judäischen Flecken Keriot zu stammen; vielmehr hätte er dem spätjüdischen Apachenorden der Sikarier angehört oder wäre der Sohn eines solchen Geheimbündlers gewesen, wenn der Beiname Iskariot auf seinen Vater Simon zu beziehen wäre. Diese Sikarier kommen in der urchristlichen Geschichte schon einmal vor, insofern der Apostel Paulus unter ihnen einen Doppelgänger besaß und deswegen zu Unrecht verhaftet wurde. Der römische Oberst sah beim Verhör den Irrtum alsbald ein: **Da bist du wohl nicht der Aegypter, der kürzlich die viertausend Mann Sikarier aufwiegelte und in die Wüste führte?** (AG 21, 38).

Sikarier hieß also soviel als *Messermann* oder *Dolchbruder* und bezeichnete die Zugehörigkeit zu einer extremen Umsturzbewegung im Spätjudentum. Nun enthält, wie wir sahen, der synoptische Apostelkatalog unter den zwölf Namen auch einen radikalen Nationalisten, *Simon der Zelote,* und so könnte denn auch Jesus recht wohl mit Judas den Versuch gemacht haben, einen ungestümen Heißsporn in den Bann seiner Verkündigung zu berufen. Unschwer werden wir dann auch erraten, aus welchem Grunde dieser Versuch mißlang und zu einem gespannten Verhältnis führte. Gemäß früheren Ausführungen hätte Judas die Zurückhaltung des Meisters in den ihm nahegelegten messianischen Ansprüchen enttäuscht; deshalb kann zwischen beiden ein seelisches Mißverhältnis von elementarer Wucht ausgebrochen sein, das dann irgendwie Judas zum Vertrauensmißbrauch trieb. Und so wurde Judas schließlich zu einer Hintertragung an den hohen Rat verleitet. Es wäre möglich, daß ihn, den ein Wunsch nach messianischen Taten Jesus zugeführt hatte, nun gegen Jesus

eine wahre Verachtung überkam, weil er in der jesuischen Reichsverkündigung der Ohnmacht nicht länger mehr etwas anderes sehen konnte, als eine Stümperei und Karrikatur revolutionärer Aktion. Der Ekel an einem solchen Reich Gottes mag den Judas um alle Besinnung gebracht haben, wenn wir anderseits anzunehmen berechtigt sind, Jesus habe seinem Trotz und seinen Listen ein Aeußerstes an Stolz und Demut entgegengestellt. Die jerusalemischen Drohgleichnisse hatten ihre Wirkung getan; die Feinde wollten ihm nun um jeden Preis ans Leben. Der Schatten des Täufers und hinter diesem ein ganzer Zug ehrwürdiger Propheten, an deren Gräbern er oft vorübergewandelt war, riefen ihn zu sich hinüber. Judas war sein Mann.

Alle Tage saß ich im Tempel und lehrte,
Und ihr habt mich nicht greifen lassen (Mt 26, 55 b).
Es bedurfte also des Verräters. Er hieß ihn willkommen.

7.

Für historisch können auch noch die Vorgänge im Garten Gethsemane gelten. Aber sobald die Verhaftung vollzogen ist, verwickeln sich die Stränge der Ueberlieferung und sind durch eine orientierte Untersuchung der vier Passionstexte nicht mehr zum vollen Ertrage eines überzeugenden kritischen Befundes zu entwirren.

Als sie den Lobgesang gesprochen hatten, gingen sie hinaus an den Oelberg (Mk 14, 26. Mt 26, 30). Eine zwanglose, ungewollte Anlehnung an den bevorstehenden hohen Festtag mag also mitgeklungen haben. Im übrigen band nicht die geringste Rücksicht mehr auf Zeitereignisse oder heimatliche Sitten der kleinen Schar den Sinn. Die Ahnung der Gefahr und die andere Ahnung, daß der lauernde Tod jene größte, sonst durch nichts zu erschütternde Gewißheit vom baldigen Reichsanbruch bedrohe, verwirrten die Gemüter der Jünger bis zur Erschöpfung. Nicht aber sein eigenes. Jesus versuchte sie mehrmals aus dem Schlummer, in den sie, kaum an Ort und Stelle angelangt, gesunken waren, aufzuschrecken. Das tat er aus der ungeheuren seelischen Anspannung des Augenblicks. Vielleicht haben schon

die ältesten Zeugen, aus denen unsere Synoptiker schöpften, die Größe, die seine Seele gerade in diesen seinen letzten freien Stunden erfüllte, verkleinert, weil keine andere Seele groß genug war, ihr nachzuerleben. Jetzt erweckt es den Eindruck, als hätte Jesus vor der bevorstehenden Verhaftung sich gefürchtet. Das ist aber bei der Geistesgegenwart und der großen Haltung, die er sonst in kritischen Augenblicken bewahrt, unwahrscheinlich; vielmehr weckte er die Jünger wegen der Bereitschaft, auf die er ja in seinen letzten Menschensohngleichnissen unaufhörlich hinwies. Er hat sicher damit gerechnet, daß irgendwie vor der Verhaftung, obwohl sie höchstens wenige Stunden auf sich warten lassen konnte, das Reich Gottes noch anbrechen könnte: **Oder glaubst du, daß ich nicht meinen Vater bitten könnte, er solle mir rasch mehr als zwölf Legionen Engel schicken?** (Mt 26, 53). Sein Gebet, das ein inbrünstiges Ringen war mit dem göttlichen Vater, erschien schon dem frühesten Jesusandenken ängstlicher, als uns jetzt in dem Abstand, aus dem wir heute die Szene lesen, glaubhaft erscheint:

Aber wie es auch sein mag, nicht wie ich will,
Sondern wie du willst (Mk 14, 36. Mt 26, 39. Lk 22, 42).

Und er rang und betete lange. Und sein Schweiß
fiel wie Blutstropfen auf die Erde (Lk 22, 44.).

Der Inhalt dieses Gebets wuchs aus dem Grund des Glaubens und stieg immer neu empor: **Abba Vater, dir ist alles möglich!** (Mk 14, 36). Deshalb können sich in ihm nicht gut Zweifel nachträglich noch gemeldet haben, die er bis dahin unten hielt und gar nicht aufkommen ließ. Der letzte Block Selbstbewußtsein schmolz aus seinem Herzen dahin. Seine Seele war bis obenan mit Erstaunen gefüllt — daß Gott seine Gefangennahme geschehen lasse und seiner also nicht länger bedürfe! Gott kam aus ohne den Menschensohn, der so innig mit ihm verbunden war; er glaubte es machen zu können ohne den unentwegten Streiter gegen Satan und Dämonen, aber auch Erstaunen über die Schwachheit und Trägheit der Menschen, daß die Jünger sogar in dieser Stunde schliefen!

Hätten in diesem Olivengarten — Gethsemane heißt: *Oelkelter* — wirklich Angst und Zittern überwogen und nicht viel

eher eine staunende Sicherheit, die seit der Taufe aus Jesus den *thambischen Aeoniker* schuf, so wäre das Fehlen eines Fluchtversuchs nur schwer und gar nicht die Hoheit zu erklären, mit der er seinen Häschern — einer militärischen Abteilung — entgegentrat und an ihrer Spitze richtig den Verräter vorfand. **Und der Verräter gab ihnen ein Erkennungszeichen, sagend: welchen ich küssen werde, den greift!** (Mk 14, 44, Mt 26, 48). **Jesus sagte zu ihm: Freund, wozu bist du hier?** (Mt 26, 50. Lk 22, 48). Dann wurde er gefangen genommen.

Der nächtliche Anger vor der Stadt konnte nicht einsamer sein als die Einsamkeit der Seele, die hier zum letzten Male mit sich allein war. Die Ueberlieferung läßt sie nicht vom flimmernden Licht des Monds oder der Sterne erfüllt sein. Erst auf dem Hügel der Hinrichtung sorgen die drei ersten Evangelien noch für eine kärgliche Mitwirkung der Natur (Sonnenfinsternis und Erdbeben), aber auch wieder nicht unter einem Natureindruck, sondern im Schatten des alten Testaments: **An jenem Tage, ist der Spruch des Herrn Jahwe, will ich die Sonne am Mittag untergehen lassen, und auf die Erde am hellen Tage Finsternis senden.** (Am 8, 9). Alle diese die Leidensgeschichte ausmachenden Vorgänge vom Palmritt bis zur Grablegung sind in das volle Gefühl menschlicher Erdnähe getaucht. Nicht einen Magier, einen Heiland der Mühseligen und Beladenen schildern die drei ersten Evangelien, und an der so begriffenen und erfüllten Aufgabe sind sie zu einem mächtigen Volksliede geworden.

DRITTER ABSCHNITT.

Wie Jesus unterging.

Die Leidensgeschichte wird von allen vier Evangelisten ungefähr mit gleicher Ausführlichkeit erzählt. Aber mehr als noch vorher spitzen sich die beiden Typen, der synoptische und der johanneische, am Ende ihrer Aufgabe gegen einander zu. Bei Johannes ist eine älteste Ueberlieferungsschicht zugänglich geblieben.

Wenn wir die Verwirrung, in die sie verstrickt ist, lockern. löst sich uns auch für diese letzte Strecke der Zusammenhang.

1.

Wir verfolgen die einzelnen *Stationen* der Leidensgeschichte im Hinblick auf die doppelte Bezeugung durch die drei ersten Evangelien und dann durch das vierte.

DIE VERHAFTUNG.

Es sind nicht die gleichen Personen, die den Judas Iskariot begleiten und die Verhaftung vornehmen. Nach den beiden ersten Evangelisten ist es eine **Schar, die mit Stöcken und Säbeln bewaffnet sind.** Sie kommen von der Partei der Hohenpriester, der Schriftgelehrten und der Aeltesten (Mk 14, 43—15, 1). Markus spricht vom Sanhedrin und zählt dessen Mitgliedschaft auf. Es geht daraus hervor, daß dessen Agenten die Verhaftung vornehmen. Lukas spricht nur von einer **Menge** (Lk 22, 47). Die **Agenten** können nur Begleiter einer militärischen Abteilung sein, die von einem Centurio befehligt ist: **Also bemächtigten sich die Kohorte des Jesus, der Centurio und die Agenten der Juden, und banden ihn** (Jo 18, 12).

DER JÜDISCHE PROZESS.

Die Erscheinung Jesu vor dem Hohen Rate wird bei Johannes so erzählt: Jesus wird erst vor Hannas gebracht, den Schwiegervater des Kaiphas, dem Hohenpriester dieses Jahres (Jo 18, 12—14). Petrus und ein anderer Jünger folgen. Der letztere kannte den Hohenpriester. Er führt Petrus in den Hof ein, usw. (Jo 18, 15—18). Jesus verantwortet sich vor dem Hohenpriester über seine Lehre (Jo 18, 19—23). Hannas schickt Jesus gefesselt zu Kaiphas (Joh 18, 24), Johannes erwähnt den Sanhedrin nicht so, als ob dieser in der Sache eine Sitzung abgehalten hätte. Auch wird bei ihm nicht in aller Form ein Urteil von seiten der jüdischen Behörden gefällt. Die Ueberführung zu Pilatus erfolgt, ehe irgendeine Verurteilung über Jesus ausgesprochen worden ist. Der Hohenpriester scheint sich mit einem Verhör des Ver-

hafteten zu begnügen, während bei Markus ein richtig versammelter jüdischer Gerichtshof ein wirkliches Urteil spricht.

JESUS VOR PILATUS.

Der Bericht des Verfahrens vor Pilatus ist bei Johannes sehr viel ausführlicher als bei den Synoptikern. Markus erzählt nur, Jesus hätte dem Verhör des Pilatus hartnäckiges Stillschweigen entgegengesetzt (Mk 15, 2—5). Da der Statthalter die Gepflogenheit hatte, bei jedem Feste einen Gefangenen loszugeben, bietet er den Juden die Freilassung des Jesus an. Sie widersetzen sich und bitten sich Barrabas aus. Pilatus fragt, was denn mit Jesus zu geschehen habe. Antwort: **Kreuzige ihn!** Er fragt ferner, was Jesus denn Böses getan habe. Angesichts des jüdischen Drängens gibt er nach. Jesus wird den Soldaten übergeben, um mit Ruten gestrichen und gekreuzigt zu werden (Mk 15, 6—15). Bei Matthäus wird Pilatus von seiner Frau, die von Jesus geträumt hat, gewarnt und wäscht seine Hände in Unschuld (Mt 27, 19). Lukas läßt Pilatus erklären, er finde an Jesus keine Schuld (Lk 23, 2—5). Da das Volk wütet (Lk 23, 5), sendet er Jesus zu Herodes. Dieser kann keinerlei Bescheid aus Jesus herausbekommen (Lk 23, 6—10). Er sendet Jesus zu Pilatus zurück, nachdem er ihm zum Spott einen Purpurmantel umgetan hat (Lk 23, 11 f.). Jesus erscheint zum zweiten Male vor Pilatus, der abermals dessen Unschuld feststellt und Freilassung vorschlägt nach vollzogener Geißelung (Lk 23, 13—16). Dann gibt er dem Toben des Volkes nach (Lk 23, 18—25). Johannes steht nun Lukas am Nächsten. Ueberdenkt man den Widerspruch der Berichte, die doch sichtbar ineinander überspielen, so erscheint eine Verurteilung durch die Juden wenig wahrscheinlich. Einmal scheinen die Juden in jener Zeit kein staatliches Recht zur Fällung von Bluturteilen besessen zu haben (Jo 18, 31). Und sodann war die Hinrichtung am Kreuz eine spezifisch römische Todesart (Jo 18, 32a). Ferner ist zu bedenken, wenn Johannes sagt, die Juden kreuzigen Jesus (Jo 19, 18. 19), steht er sich selbst im Lichte, da er mehrmals durchblicken läßt, römische Soldaten hätten die Henkersdienste an Jesus verrichtet. Das Schild am Kreuz, der *Titulus*, trägt durch-

aus römische Spur. Die Kreuzigung wird im Zusammenhang mit dem Würfelspiel um die Kleider ausdrücklich als eine Tat der römischen Militärs hingestellt. Auch sind es Soldaten, die den Schächern die Knochen brechen und Jesus mit dem Lanzenstich die Seitenwunde beibringen. **So taten die Soldaten,** sagt Johannes von alledem ausdrücklich (Jo 19, 23).

Die genaue Vergleichung der vier Passionsberichte zeigt die Ueberlieferung über den Kreuzestod zur Zeit der kanonischen Festlegung noch im Flusse, da sie allerhand widersprechende Bestandteile mit sich führte, jedoch dennoch eine Einheit bildet. Verschiedene Einflüsse haben die Verschleierung verursacht, namentlich eben die begrifflichen Bestrebungen der Urgemeinde, eine irreführende oder günstige Beleuchtung des römischen Anteils auszuschließen. Vor allem handelte es sich darum, die Leidensgeschichte so vorzutragen, daß die Loyalität der römischen Oberherrschaft nicht in einem schiefen Lichte dastand. Nun befand man sich ja mitten in der Heidenbekehrung; in Rom blühte die größte Christengemeinde der Welt, da mußte unbedingt verhütet werden, daß Pilatus, der kaiserliche Beamte, als der Mörder von Jesus Christus hingestellt wurde. Pilatus wäscht sich ja auch buchstäblich rein. Bei Johannes sind uns nun noch Bruchstücke erhalten von der früheren Erzählungsschicht, die unter diesen politischen und propagandistischen Bedenken noch nicht zu leiden hatten. Bei ihm wird Jesus durch den Tribunen und seine Kohorte festgenommen. Dieser Einzelzug ist deshalb als ursprünglich anzusehen, weil er dem Strich der Erzählungstendenz zuwiderläuft, den Juden alle Schuld aufzubürden, und dennoch stehen geblieben ist. Daß Jesus durch den Sanhedrin zum Tode verurteilt worden sei, ist eine Erfindung, die begreiflich ist, wenn man sich eben als bewegenden Antrieb der Urgemeinde für die Bildung der Ueberlieferung den Haß auf die Juden als die Mörder des Herrn vorstellt. Doch scheint der Hohe Rat in der Tat eine Rolle gespielt zu haben. Pilatus hat sich von ihm offenbar ein theologisches Gutachten ausgebeten, um sicher zu gehen, daß die Juden nachher ihm nicht einen Rechtsirrtum beimaßen. Es ist durchaus möglich, daß ein solches theologisches Urteil ab-

gegeben wurde, da die Apostelgeschichte im Kriminalfall des Paulus ebenfalls von einem solchen Gutachten berichtet, das der Sanhedrin der römischen Militärinstanz ausgestellt habe (AG 22, 30). Zweifellos wird durch diese Hinweise die Unterschicht der Ueberlieferung, die bis dahin durch die frühe Kultlegende des Kyrios Christos zugeschüttet war, genügend ausgeschält, um nicht länger mehr zu verkennen, daß die Mitwirkung der Römer an der Hinrichtung sehr viel weiter ging als nur bis zu den doch jetzt sehr unklaren Hilfsdiensten des Prokurators und seiner Organe, wie sich das die Urgemeinde unter mancherlei Beweggründen zurecht legte und deshalb die Passionsgeschichte mit der entsprechenden Färbung versah, als hätte Jesus mit dem Messiasbekenntnis vor dem Hohenpriester sein Leben verwirkt. An einem solchen Bekenntnis hatte die Urgemeinde für ihre Apologetik ein so großes Interesse, daß dieser Wunsch zum Vater der betreffenden eindrucksvollen Szene geworden ist. Wir sahen schon, daß in der Seele des Jesus schwerlich die Voraussetzungen für die Geschichtlichkeit eines solchen Vorfalls gegeben waren. Nun hat namentlich sie den ursprünglichen Charakter der Leidensgeschichte verändert, der auf einem politischen Militärprozeß beruhte, wie er auch gegen andere Volksunruhen rasch angestrengt zu werden pflegte in aufstandsverdächtigen Provinzen.

Bei beiden Verhören besteht das entscheidende Verhalten des Jesus in einem hartnäckigen Stillschweigen vor dem Hohenpriester (Mk 14, 61. Mt 26, 63) und vor Pilatus (Mk 15, 5, Mt 27, 14). Dieses Verhalten läßt an eine Nachahmung des *leidenden Knechtes* (Jes 53, 8) denken; aber auch der Pythagorasroman, ist seine Einwirkung auf die evangelische Anekdotenbildung durch andere Belege stellenweise erwiesen, spricht hier mit. In die Flucht nach einer verlorenen Schlacht hineingerissen, bleibt der Weise vor einem blühenden Wickenfelde stehen, ruft aus: „*Lieber umkommen als reden*!“ und wird dann von feindlichen Syrakusanern eingeholt und niedergemacht. Dies die Fassung seines Endes in den Philosophenbiographien des Diogenes Laertius.

DIE KREUZIGUNG.

Etwas verschieden von den Synoptikern und in einigen Punkten sie ergänzend meldet Johannes: Jesus wird von Pilatus den Juden zum Zweck der Kreuzigung ausgeliefert (Jo 19, 16). Jesus trägt sein Kreuz und wird auf Golgatha mit zwei andern gekreuzigt (Jo 19, 17 f.). Pilatus läßt den „Titulus“ anbringen und beläßt ihn, trotzdem die Juden gegen den Inhalt der Aufschrift Verwahrung einlegen (Jo 19, 19—22). Die Soldaten, die Jesus gekreuzigt haben, teilen seine Kleider (Jo 19, 23 f.). Zu Füßen des Kreuzes stehen mehrere Marien. Außerdem der Mutter Maria entsprechend, der Lieblingsjünger und „Sohn“ Johannes, der Evangelist (Jo 19, 25—27). Jesus verlangt zu trinken. Man reicht ihm einen Schwamm, getränkt mit Essig, der an der Spitze eines Ysopzweiges befestigt ist. Er trinkt und stirbt (Jo 19, 28—30). Die Juden verlangen, daß die Leichname der Hingerichteten des Festtages wegen weggenommen werden (Jo 19, 31—37). Endlich der Lanzenstich: **Nur einer der Soldaten durchbohrte ihm die Seite mit einer Lanze, und es floß Blut und Wasser daraus hervor** (Jo 19, 34). — Simon von Kyrene ist unterdrückt, damit das volle Licht auf den kreuztragenden Jesus falle. Dagegen hat Johannes die beiden Schächer beibehalten, weil sie für den Lanzenstich nötig waren und sich als auffälliger Zug in der Ueberlieferung schon zu sehr festgesetzt hatten. Abgesehen von den übrigen Retouchen des vierten Evangelisten, die nicht von Belang sind, erscheint der Lanzenstich als ein dogmatisches Mysterium der esoterischen Tradition, aus der auch sonst die Keime der eigentlichen urchristlichen Christologie hervorgegangen sind — die Motive, Wasser und Blut, also die Elemente der Taufe und Eucharistie, erscheinen hier mit massivem Heilsmaterialismus dem Leichnam des Heilandes buchstäblich abgezapft unter dem Schutz zweier zu diesem Zwecke weit herbeigeholter Schriftstellen (Ex 12, 46. Sach 12, 10).

Die Urgemeinde selbst hat sich zunächst noch unmittelbarer als mit einer theologischen Theorie am Tode ihres Herrn beteiligt, nämlich in einer rein menschlichen Teilnahme, die einem psychologischen Verständnis in hohem Maße gleichkommt. Hatte sie

für Gethsemane das Wesen des seelischen Erlebnisses in dem Abschied erkannt, den der Heiland von dem Ereignis des immer aufs neue erwarteten, aber auch jetzt wieder hinausgeschobenen Reichsanbruchs nehmen mußte, so versetzte sie sich nun mit richtiger Einfühlung in seinen verzweifelten Herzenszustand. Wieder nicht Todesangst oder Zusammenbruch seines Glaubens an Gott, — er selbst war aus dem Umlauf der göttlichen Reichskräfte nun ausgeschaltet! **Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich — entlassen:** dies dürfte der tiefste Sinn der Anwendung sein, die (Mk 15, 34, Mt 27, 46) der Anfang des zweiundzwanzigsten Psalmes auf den Gekreuzigten im Augenblick des Todes gefunden hat. Der Inhalt an sich wies wohl die Verzweiflungsklage des hingerichteten Verbrechers auf, der nach Hilfe schrie (Ps 22, 12. 20) und aus dessen Einzelzügen Volksverachtung, höhnischer Hinweis auf Selbsthilfe, Körperqual, Gewandverlosung (Ps 22, 7—9, 15 f. 19) selbständige Episoden der Passionserzählung geworden sind. Auch ein anderer, ähnlich lautender Psalm steuerte eine eigene Szene bei: Beim Durst die Tränkung mit Essig (Ps 69, 22, Mk 15, 36, Mt 27, 48, Joh 19, 28 f. Vorher schon *Wein* und *Galle*, Mk 15, 23, Mt 27, 34). Die Gesellschaft von zwei Verbrechern (Mk 15, 32 b, Mt 27, 44, Lk 23, 39—43) erwuchs ebenfalls aus der Stimmung der beiden Hinrichtungspsalmen. Aber da es sich um den Gottessohn handelte, der litt, so quälte ihn auch in der Leibespein mehr noch die Seeleneinsamkeit, unnütz geworden zu sein und den Dienst für die Gottesherrschaft nicht mehr zu versehen.

Das Kreuz, an dem Jesus hingerichtet wurde, ist unter dem Mobiliar der Weltgeschichte weitaus an die Spitze aller Kronen und Throne und Siegestrophäen getreten. An ihm müssen auch, rein vor dem Forum der Wissenschaft, letzten Endes alle Versuche, die konkrete Geschichtlichkeit der synoptischen Jesusgestalt zu leugnen, scheitern. Es ist nicht auszudenken, wie denn nur Paulus eine *Theologie des Kreuzes* hätte aufstellen können, wenn nicht die historische Kreuzigung ihn in seinen religiösen Grübeleien so sehr beschäftigt hätte, wie er an einigen Stellen

seiner Briefe andeutet (1 Kor 1, 23. Gal 6, 14. Phil 3, 18 und sonst). Das Aergernis, daß ein von seinen Anhängern als Christus ausgebotener Jude den gemeinsten Verbrechertod am Schandpfahl erlitten haben sollte, empörte seinen jüdischem Blut entsprungenen Stolz so, daß er diese Sekte um ihres nichtswürdigen Oberhauptes willen erst wütend verfolgte, bis er dann im Zusammenhang mit den österlichen Gesichten, deren eines ihn selbst ereilte, den tiefen Sinn dieser Heilsschmach ergründete und daraus den Grundpfeiler seines kosmischen Erlösungssystems mauerte. Unerfindlich müßte es bleiben, wie Paulus selbst gelebt und seine Hauptbriefe verfaßt haben soll, wenn das **Kreuz** nicht eine historische Tatsache ersten Ranges wäre. Deren Leugnung würde die Mythostheoretiker mit der Beweispflicht belasten: auch die ganze paulinische und überhaupt die neutestamentliche Literatur durch eine ungeheuerliche Mystifikation zu erklären, hinter der irgendwelche federführende Kobolde dem Spätjudentum und dem Vulgärsynkretismus eine Nase drehten! Hat Paulus gelebt und geschrieben, dann ist auch Jesus am Kreuz gestorben. Es hat denn auch die Forschung sich in Vermutungen erschöpft, wie wir uns dieses weitaus einflußreichste Inventarstück geschichtlichen Geschehens, das jemals auf überlieferte Ereignisse einwirkte, vorzustellen haben und etwa folgende Tatsachen aus der zeitgenössischen Profanliteratur zusammengestellt: Simon bekam nur das Querholz (*patibulum*) zu tragen (Mk 15, 21). Dieses wurde nicht auf dem Ende des Stammpfostens befestigt, weil sonst das übliche Täfelchen, das die Schuldangabe trug, nicht mehr hätte obendran angebracht werden können (Mk 15, 26. Mt 27, 37). Sein Kreuz war bis zu drei Metern hoch, wenn der etwa ein Meter lange Ysopzweig heraufgereicht wurde (Joh 19, 29). Die Hängelage des Körpers erschwert die Ausatmung und führt zur Erstickung. Und was solcher Meinungen mehr sind!

Entscheidend für ein Eingreifen des Kreuzes in den Lauf der Erdgeschichte war aber nicht die äußere Dinglichkeit seiner Gestalt, sondern die vorbestimmte Eignung dieser Gestalt zum symbolischen Urzeichen, an dem eine innerste Empfänglichkeit

des menschlichen Herzens nun Feuer fangen sollte. Es war einst den Kirchenvätern nicht unlieb, als sie auf die große Bedeutung hinweisen konnten, die dem Kreuzeszeichen in der heidnischen Symbolik zukam. Im Kreuz oder am Kreuze stehend wurde Gott schon in der ausklingenden älteren Steinzeit verehrt, dann brach die hohe Kultur des Renntierzeitalters jäh ab. Vom Magdalenien bis zum Azylien steigern sich die Funde von Kreuzen in allen Formen: Radkreuz, mehrbalkiges Kreuz, Schrägkreuz, Kreuz im Rechteck oder im Ring. Es fehlt auch in den Felszeichen des Neolithikums und des jüngern Paläolithikums, dem ganzen ozeanischen Rande Europas von Skandinavien bis nach Spanien entlang, an keiner einzigen Landesküste. Als ein solches rohes Kultzeichen wandert von da das Kreuz nach Osten auf drei Wegen; im Festland: Donau, Balkan, Südrußland nach Vorderasien, — Mittelmeer: Kreta, Cypern nach Syrien, — Nordafrika: Aegypten, Rotes Meer nach Tigris-Euphrat. Alles deutet auf einen gemeinsamen Strahlungsherd im ferngrauen Westen der späteren Gralsheimat hin. Im antiken Mittelalter der altägäischen Kultur führen die seetüchtigen Philister das Kreuz im Diskus von Phaistos auf Kreta, mit dem Dreizack zum Gerüst. Es stammt nicht vom Orient, sondern ist mit den *Nordvölkern* von Sonnenuntergang in den Wellenzeilen ihrer Kultur irgendwie angerollt gekommen. Aber auch nach der Rassenmischung in Vorderasien lebte das Kreuz weiter. Davon handelt J. J. Bachofen in der Gräbersymbolik: „Das Kreuz erscheint mit den Dioskuren verbunden. Die Durchkreuzung der Fäden in der Technik des Webstuhls, ihr abwechselndes Hervortreten und Verschwinden schien ein vollkommen entsprechendes Bild der ewig fortgehenden Arbeit des Naturlebens darzubieten. Die ephesinische Diana führt häufig das Kreuz. Darauf ruht die Bedeutung des ägyptischen *Tau*, des *sororium tigillum*, darauf nicht weniger die Bedeutung der *Kreuzwege*. Die Verbindung der beiden Geschlechter, in Form einer senkrechten auf die wagrechte fallenden Linie gedacht, wird durch die Figur des Kreuzes dargestellt.“

Aus allem läßt sich ermessen, was für einen geistigen Ueberwindungskampf das Urchristentum aufzuwenden hatte, um das

historische Kreuz, an dem Jesus sein Leben aushauchte, zum Mittelpunkt des Glaubens an ihn zu machen. Sein theologischer Theoretiker, Paulus, sah darin das Sinnbild für den Querstand des pneumatischen zum natürlichen Menschen.

DIE GRABLEGUNG.

Noch einmal ein von allen vier Evangelisten verbürgter Eigenname: Joseph von Arimathia — Markus macht aus ihm einen Ratsherrn — der **auf das Reich Gottes gewartet** habe (Mk 15, 42 f.). Lukas fügt bei, er sei aber mit dem Sanhedrin im Todesurteil nicht einig gegangen (Lk 23, 50 ff.), und bei Matthäus wird noch gar ein Jünger aus ihm (Mt 27, 57 f.). Bei Johannes wird er zum „Geheimjünger", der auch folgerichtig von dem andern „Geheimjünger", Nikodemus, sich begleiten läßt (Jo 19, 38 ff.).

Von Freidenkern wird der Auferstehung gelegentlich Grund und Boden entzogen durch die Annahme, Jesus sei überhaupt gar nicht begraben worden. Wenn die Römer den Prozeß durchgeführt haben, dann galt römisches Halsrecht. Der *Stauros*, Galgen und Pranger zugleich, schließt Bestattung aus; der Leichnam des Verbrechers wird auf den Schindanger geworfen, dem Aaßgeier zum Fraße. Es wurde da kaum je eine Ausnahme zugelassen; diese hochnotpeinlichen Sitten wurden brutal gehandhabt. Demnach müßte für Jesus statt von einem *leeren Grabe* überhaupt von keinem Grabe die Rede sein. Im interreligiösen Verehrungsbestande kommt der leergewordene, versiegelte oder verriegelte Leichenbehälter vor, aber nur äußerst selten, — im crotonischen Sagenkreise nicht für Pythagoras selbst, jedoch für seinen Schüler Aristeas — und in der Alkmenelegende. Die Einbalsamierung des Leichnams mit Wohlgerüchen (Mk Lk) ist nicht jüdischer Brauch, sondern griechisch oder römisch.

2.

Woher mag uns nun diese Kunde vom Leiden vermittelt sein? Wer waren die Zeugen, die dafür in Betracht kamen? Der Text des Markus weist drei Spuren auf. Einmal bei Anlaß der Kreuztragung: **Und sie führten ihn hinaus, ihn zu kreuzigen,**

und nötigten einen Vorübergehenden, Simon von Kyrene, der vom Felde kam, den Vater des Alexander und Rufus, sein Kreuz zu tragen (Mk 15, 21). Nun nennt auch Paulus einen Christen dieses Namens: **Grüßet den Rufus, den Auserwählten im Herrn, und seine Mutter, die auch die meine ist** (Röm. 16, 13). Sollte es sich um die gleiche Persönlichkeit handeln, was ja natürlich ebensogut der Fall als nicht der Fall sein kann, so hätte dieser Zeuge von seinem Vater her die Vorfälle unter dem Kreuz genau berichten können. An zweiter Stelle kämen in Frage einige Frauen und wohl spätere Mitglieder der Urgemeinde: **Es waren aber auch Frauen da, die von ferne zuschauten, darunter Maria von Magdala und Maria, die Mutter des Jakobus des Kleinen und des Joses und Salome, die ihm, so lange er in Galiläa war, nachfolgten und ihm dienten, und noch viele andere Frauen, die mit ihm nach Jerusalem heraufgekommen waren** (Mk 15, 40 f.). **Die Maria von Magdala aber und die Maria des Joses schauten zu, wo er beigesetzt wurde. Und wie der Sabbat vorüber war, da kauften die Maria von Magdala und die Maria des Jakobus und Salome Gewürze, um ihn einzusalben** (Mk 15, 47. 16, 1). Das Trauergeleite der zur Hinrichtung, Grablegung und nachher zur verschlossenen und versiegelten Felsengruft zugelassenen Jüngerinnen kann für einen historischen Zug gelten. Nach den jüdischen Rechtsverhältnissen, in denen die ursprüngliche orientalische Auffassung nachwirkt, daß das weibliche Geschlecht außerhalb des Gesetzes stehe, liefen weibliche Anhänger und Sippengenossen eines Hingerichteten durch Anwesenheit auf der Richtstätte keine Gefahr, während männliche Mitläufer unfehlbar ihr Leben verwirkt hätten, wenn sie sich auf dem Richtplatz hätten aufgreifen lassen.

Endlich findet sich bei Markus eine merkwürdige Notiz über einen *Jüngling*, und zwar kommt eine solche Stelle, jede unabhängig von der andern, zweimal vor.

Indessen ein Jüngling folgte ihm, der weiter nichts auf dem Leibe hatte als ein Tuch. Und sie griffen ihn. Aber er ließ das Tuch fahren und entfloh ganz nackt (Mk 14, 51).

Und beim Eintritt in das Grabmal sahen sie einen Jüngling sitzen zur Rechten mit einem weißen Kleide angetan, und sie erschraken sehr (Mk 16, 5).

Sicher hat der Verfasser der jetzigen Niederschrift diesen zweiten Jüngling sich als Engel gedacht; denn zur Zeit der Abfassung der Evangelien war das leere Grab und die dazu gehörige Komparserie von Engeln und Kriegern im Osterglauben der Urgemeinde fest eingeführt. Da nun aber bei Markus noch eine weitgehende Zurückhaltung ersichtlich ist, so fragt es sich doch, ob in seinem echten Schluß (Mk 16, 1—8) nicht als Unterschicht eine frühe, jetzt übermalte Berichterstattung anzunehmen ist, und da könnte man denn daran denken, es sei jener Jüngling, der in Gethsemane entfloh, einige Stunden vor der Kreuzigung, in einem ebensolchen zeitlichen Abstand einige Stunden nach der Kreuzigung auch beim Grabe erschienen, ehe die Frauen kamen. Man hat immer schon, und zwar nach der Lage der Dinge nicht anders als erfolglos, daran herumgeraten, was denn bei Markus die Erwähnung des Jünglings während der Verhaftung veranlaßt haben könnte, da jene kurze Mitteilung jetzt ja völlig in der Luft steht. Der kleine Eintrag wäre ganz unerklärlich, wenn nicht irgendeine Zeugenschaft dahinter stände und vermutlich doch eine solche, die mit den von Markus verwendeten Berichten etwas zu tun hat. Da aber im echten Markusschluß bei der Grabstätte außer dem *weißen Kleide*, der bekannten Uniform des apokalyptischen Apparats bei einer Epiphanie durchaus nichts Wunderbares am Ostermorgen sich ereignet, als eben die Feststellung des leeren Grabes, so könnten wir hier wohl noch ein Bruchstück echten Zeugenberichtes vor uns haben. Es hätte dann jener Jüngling von Gethsemane auf seine Weise den Todesgang bis zur Grablegung irgendwie belauscht; neben der Familie des Simon von Kyrene und den verschiedenen von Markus aufgezählten Frauen für den authentischen Bericht der Kreuzigung und Grablegung wäre auch an ihn als späteren Gewährsmann der Urgemeinde zu denken.

Eine ganze Reihe der Ostergeschichten stellt sich so dar, als sei durch die Kreuzigung der Umgang des Jesus mit seinen An-

hängern auf kurze Dauer unterbrochen und von ihm dann wieder aufgenommen worden. Demnach war der Auferstandene einfach wieder in seine frühere Umgebung zurückgekehrt. Von den Meldungen der Frauen, das Grab sei leer, heißt es: **Und diese Reden schienen ihnen ein grundloses Gerede zu sein** (Lk 24, 11). Auch sonst hinterließen die Anwandlungen von Zweifeln eine gewisse Spur:

Wenn sie Moses und die Propheten nicht hören —
Sogar wenn einer von den Toten auferstände,
Sie würden sich nicht überzeugen lassen (Lk 16, 31).

Der Auferstandene bekundet seine wiedergewonnene oder überhaupt nicht eingebüßte Menschlichkeit dadurch, daß er seine Gliedmaßen betasten läßt und die alte Tischgemeinschaft wieder aufnimmt; die Begegnung mit Thomas, dem *Ungläubigen* (Joh. 20, 27) und die Begegnung auf dem Wege nach Emmaus und in der dortigen Herberge (Luk 24, 30 f.) bezeugen dies. Desgleichen die Erscheinung vor den versammelten Jüngern: **Was habt ihr denn, daß ihr so verwirrt seid, und weshalb erheben sich Zweifel in euren Herzen? Seht meine Hände und meine Füße: Ich bin es selbst. Rührt mich an und seht: Denn ein Geist hat nicht Fleisch und Knochen, wie ihr seht, daß ich sie habe!** (Lk 24, 38 f.). Alle diese scheinbar naiven und ungekünstelten Erinnerungen stellen nur einen nebensächlichen Niederschlag der Auferstehungsgewißheit innerhalb der Urgemeinde dar. Aus einer solchen Auffassung wäre niemals eine Jesusgemeinde, wie sie dann erstand und verfassungsfähig wurde, ins Leben getreten. Das konnte nur eine Hoffnung zustande bringen, über deren Bestehen und Wirksamkeit wir namentlich durch Paulus unterrichtet sind — in seiner Liste der Ostergesichte (1 Kor. 15, 3—8). Und hier nun werden wir die eigentliche Kraft gewahr, die dem bei Lebzeiten entstandenen Glauben an Jesus nun die volle Entfaltung verleiht. Der gewaltige Windstoß, der das Segel bauscht — es ist der Glaube, Jesus sei der in den alttestamentlichen Schriften verheißene Messias. Dieser urchristliche Weissagungsglaube ist es denn auch, der sich sofort des Kreuzes auf Golgatha bemächtigt und namentlich durch die Anwendung des zweiundzwanzigsten Psalmes,

aber auch anderer alttestamentlicher Stellen, aus Jesaias und Sacharja, den Rückblick auf das abgelaufene Leben des Vollendeten mit der dogmatischen Schicht überzieht.

Ebenso ist aus der Erinnerung an das historische Abendmahl die Vorstellung von Christus als dem göttlichen Osterlamm erwachsen: **In der Tat, unser Osterlamm ist geschlachtet worden — es ist Christus** (1 Kor 5, 7). Und dann später die johanneische Formel: **Das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt trägt** (Joh 1, 29). Diese Symbolkraft blieb mit der menschlichen Gestalt und Lebensführung des Gekreuzigten und Auferstandenen, an den der Glaube nun unaufhaltsam um sich griff, verbunden. Als eine solche menschliche Gestalt rückte der einst irdische Jesus auf immerdar schwebend über die menschliche Linie empor und kam stets nur als Verehrungsbesitz, niemals als Kultuserreger für die nach ihm sich nennende Religion in Betracht.

Die wissenschaftliche Beurteilung des Christentums bleibt dabei stehen, den von Jesus erschaffenen Glauben an Gott als seinen heißen Wunsch anzusehen nach dem Leben in Gott, das alle Menschen in seinem Beispiele führen sollten. Der Glaube selbst hält sich für die Erfüllung dieses Wunsches und behält sich das Recht auf das innere Kriterium eines solchen Anspruchs vor. Historie und Psychologie können nur so viel feststellen, daß dieses *Leben nach Wunsch* wenig mit einem Hirngespinst zu tun hat. Unter welchen andern Antrieben möchte aber die Urgemeinde zu so kräftigen Lebenszügen gelangt sein, wenn nicht durch die konkreten Berichte der Augenzeugen von ihm, so gefiltert und abgeschliffen sie im kanonischen Text auch auf uns gelangt sein mögen! Nur Erinnerung an historische Vorgänge konnten einen so ausgeprägten Abdruck realistischer Volksschilderung zurücklassen, und nur im Banne unreflektierter Ueberlieferung konnte sich eine so frische Art des erzählenden Vortrags und wirklich wahrgenommener Charaktere ausbilden. Echtes Andenken wirkte stärker nach als literarische Ausstrahlungen und als alle sprachlichen und theologischen Spaltungen zwischen Palästina und dem Hellenismus. Der Blitz der Apokalyptik trug den zündenden Funken in den galiläischen Ebionitismus.

SCHLUSS.

Die Sprüche und Handlungen, die sich von Jesus erhalten haben, strahlten symbolische Kraft aus. Man kann heute drei verschiedene Symbolkreise unterscheiden, aus denen das Lebensbild der synoptischen Ueberlieferung immerdar wirkt: den Christus der Kirchendogmen, den theologischen Mittlerchristus des Paulus und den religionswissenschaftlichen irdischen Jesus, wie er aus der Evangelienkritik sich zur zusammenhängenden Gestalt verdichtet. Die drei Kreise liegen ineinander — zuunterst, mit dem größten Durchmesser, der kirchliche Dogmenchristus, über ihm der protestantische Jesuschrist der Reformatoren und Pietisten, endlich nun, nicht mehr ein Erzeugnis der Kirche, sondern der Kultur, der synoptische Jesus der Forschung, der zum Römerbrief des Paulus in einen deutlichen Abstand tritt.

Diese drei Wirkungskreise nehmen sich aus wie in einem musikalischen System die verschiedenen vorgezeichneten Schlüssel an ein und demselben Notenbalken. Je nach dem giltigen Schlüssel singt sich die gleiche Reihe der Notenköpfe anders und doch ähnlich; die Abstände klingen anders bei gleicher Tonfolge. Der neueingeführte dritte Schlüssel liegt vor zum Gebrauche der Gebildeten. Und da tritt denn die synoptische Wissenschaft dem früheren liberalen Jesusbild, das sich für eine bleibende wissenschaftliche Größe hielt, gründlich entgegen und setzt es außer Kraft. Eine L e b e n s l e h r e, in der die Wissenschaft nur eine ehrwürdige Mumie glaubte achten zu müssen, wird von ihrem Einbunde befreit, und man sieht nun erst, wie sehr sie die Schranken der Geschichte überstand und sich eines überzeitlichen Lebens erfreut. Niemand kann mehr mit den Mitteln der Erkenntnis die Verkündigung des Jesus widerlegen, nachdem die

Wissenschaft sie außerhalb ihrer Beweise gestellt hat. Was hätte dann Jesus dem heutigen Menschen zu sagen? Gewiß nichts anderes als was er auch den Kirchen gesagt hat; aber es ist nun eine dritte Art von Verständnis möglich geworden. Dem Katholiken ist Jesus der Stifter einer priesterlichen Geistesmacht, dem Protestanten die Stütze seines religiösen Ichbewußtseins. Dem modernen Menschen legt die synoptische Verkündigung die Ueberwindung des Entwicklungsgedankens nahe, der seine Weltanschauung immer noch beherrscht. Das Leben entfaltet sich ohne Zutun des Menschen. Es kreist in den kosmischen Bahnen der Planeten und in den Gefäßen der organischen Gebilde. Der Geist, der erkennt und bewußt macht, ist dem göttlichen Leben entbehrlich, wenn nicht gar schädlich und feindlich. Wer sich triebhaft in die göttliche Substanz, die in der Welt wächst, einbezogen weiß, der kann für sich von Gnade reden. Er ist das Kind einer Wahl. Aber diese Gewißheit ist von vorneherein eine Täuschung, wenn sie sich nicht in einer Verantwortung wiederfindet, die seinen ganzen künftigen Wandel unausweichlich bestimmt und gestaltet. Der Mensch, der göttlichen Hauch atmet, sieht sich aufgeboten gegen ein Reich satanischer Gewalten, die sogar im rechtmäßigen Besitz und im geistreichen Wissen lauern. Den Kampf gegen dieses Widergöttliche im Leben zu führen — dazu spornt Jesus in seiner Verkündigung an.

Dieser Jesus einer psychologisch geleiteten Evangelienwissenschaft konnte nur unserm gegenwärtigsten Denken und Auffassen aller Dinge entspringen. Er tritt aus der alten Bibel auf uns zu, weil heute die Betrachtungsweise schwindet, die ihm noch im Wege stand. Der *liberale* Jesus war, wie ein impressionistisches Gemälde oder ein Theaterstück, das aus einzelnen Szenen sich zusammenschiebt oder gar, wie der gleitende Streifen des Filmbandes, gänzlich in der Fläche aufgegangen. Man fürchtete sich vor dem Raume und den Geheimnissen seiner Tiefe. In dieser unzulänglichen Ungewißheit, die gar bald zur Unwissenheit wird, bleibt jede Forschung stecken, die sich mit den synoptischen Texten nur unter dem Ziele beschäftigt, der Menschheit und ihrem nachgerade doch etwas fragwürdig gewordenen Fortschritt zu

dienen. Die psychologische Beleuchtung hingegen darf deshalb, weil sie ja das auf kritischem Wege gewonnene historische Gut bestrahlt, sich der Hoffnung hingeben, etwas von dem offenbarenden Wesen des irdischen Jesus zu vermitteln; denn sie gewinnt ihm nun die eingebüßte Tiefe zurück, mit der er von seinen Religionen erlebt wird, indem ihn historische Psychologie in den kosmischen Zeitraum hinausstellt, wo er sich in keinem Vergleiche freier zu entfalten vermag als in der allzu begrenzten Enge des nur-menschlichen Charakters. Durch ihn laufen, so irdisch er war, die göttlichen Ströme lebendig hindurch. So erschafft wissenschaftliche Forschung, die in der Historie Fuß faßt und von Psychologie geleitet wird, uns einen *dunkeln Jesus*, der nicht der okkulte Christus der theosophischen Hexenmeister ist; und statt ihn als eine *mystische Tatsache* auszugeben, erkennen wir an den gewissenhaft und sorgsam aufgedeckten Spuren seines einstigen Erdenlebens einen weiten Spielraum für eine große Menschlichkeit, ehe hinter den nicht mehr aufzuhellenden Nieten und Lücken der Ueberlieferung das durch keinerlei historische Aufhellung mehr zu enträtselnde heilige Weltgeheimnis anhebt.

Deshalb wird, wer heute dieser Lehre nahe steht, eine gewaltige Erschütterung in sich verspüren von jenem dunkeln Klange:

Siehe, ich gebe euch die Vollmacht,
Auf Schlangen und Skorpione zu treten,
Und über die ganze Macht des Feindes —
Und nichts kann er euch zuleide tun (Lk 10, 19).

Aber welchem Vorgange dient der menschliche Kampf für die göttliche Uebermacht? Nun, der Erneuerung des Lebens, dem jeder Verlust zum Gewinn wird, wenn dieser sich von der unerschöpflichen Kraft der Wiederherstellung ergreifen läßt:

Dieser dein Bruder war tot — und ist lebendig geworden
(Lk 15, 32a).

Seit ein solches Wort gesprochen wurde, herrscht es in der Welt um des Beispiels willen, das sich in der Persönlichkeit seines Urhebers mit ihm verband.

HINWEIS AUF BENÜTZTE NEUESTE FORSCHUNG.

(Fette Zahlen nennen Seitenzahlen unseres Buchs.)

Barton, Bruce: Der Mensch, den niemand kennt (1926) — ein derber Versuch, über die Forschung hinweg ein psychologisches Verständnis der Evangelien zu forcieren mit dem Vorwurf an die Theologie, sie schalte „das spannende Element“ aus. Lehrreich hiefür gleich der Eingang mittelst einer historisch untauglichen Verwendung von Lk. 9, 54—**265** f.

Bertram, Georg: Der Weg über die Wasser als Erlösungsmotiv (1927) **144—147.**

Blüher, Hans: Die Aristie des Jesus von Nazareth (1921): über die Dämonischen S. 101 ff. 106—108, **287** f., über die Selbsteinschätzung *Menschensohn* S. 80 ff., 89. 109 f., **305** f., **313** f., über die *Aergernisse* S. 48, **308**. Abzulehnen ist seine schwarzmagische Hypothese für den historischen Jesus S. 96 f., **341** f. Eklektische Verschweißung von Einflüssen Nietzsche's, Alb. Schweitzer's und der Psychanalyse — außer den obenerwähnten spekulativen Treffern in Gesamttendenz und Orientierung nicht gutzuheißen!

Bolliger, Adolf: Jesus von Nazareth und sein Heil (1926) S. 55, **152**.

Bultmann, Rudolf: Die Geschichte der synoptischen Tradition (1921) **12, 169,** Jesus (1926) S. 55—59, **108—111,** S. 30, 179, **337,** und sonst.

Causse: L'idéal ébionitique dans les Testaments des XII Patriarques (1927) **33.**

Couchoud, Paul Louis: Le mystère de Jésus (1924) S. 136 ff., **37.**

Dibelius, Martin: Geschichtliche und übergeschichtliche Religion im Christentum (1925) S. 74, **335** f.

Eisler, Robert: L'état présent du problème du Josephe slave (1927) **91.**

Fiebig, Paul: Jesu Bergpredigt. Rabbinische Texte zum Verständnis der Bergpredigt, ins Deutsche übersetzt, in ihren Ursprachen dargeboten und mit Erläuterungen und Lesarten versehen (1924) **108, 126** ff. und sonst.

Goguel, Maurice (mein Führer namentlich in den Einleitungsfragen) meistert den erworbenen Forschungsstand im Banne des Markus-Grundrisses, vergl. sein: L'évangile de Marc et ses rapports avec ceux de Matthieu et de Luc. Essai d'une introduction critique (1909). Jésus de Nazareth, Mythe ou histoire (1925) 239 ff. **13—24.** Une nouvelle école de critique évangelique: Die form- und traditionsgeschichtliche Schule. Revue de l'histoire des Religions (1927) 114 ff., **15, 202.** Actes du Congrès international d'histoire des Religions tenu à Paris

en octobre 1923, Tome II, 224 (Begründung, warum der römischen Militärgewalt der entscheidende Anteil am Kreuzigungsprozeß zufiel) nach seiner früheren Schrift: Les sources du récit johannique de la passion (1910) **347—351.**

Goetz, Karl Gerold: Petrus als Gründer und Oberhaupt der Kirche und Schauer von Gesichten nach den altchristlichen Berichten und Legenden. Eine exegetisch geschichtliche Untersuchung (1927).

Fridrichsen, Anton: Le Problème du miracle dans le christianisme primitif (1925) S. 64 ff., 84 ff., **250,** Die Würzung mit Feuer (Symbolae Osloenses Fasc. IV 1926, S. 36—38) **159—161.**

Klages, Ludwig: Wiedererwecker der antik-romantischen Naturpsychologie in unsern heutigen Denkformen, radikaler Fortbildner der Nietzsche'schen Kritik am Intellektualismus und Panlogismus zu einem antispiritualen System der beiden kosmischen Urpotenzen. Von seinen Schriften wirkten hier mit: Vom kosmogonischen Eros (2. Aufl. 1926), S. 83, 82, **161—167, 149** f. — Die Grundlagen der Charakterkunde (4. Aufl. 1926), Kap.: Das Gefüge des Charakters — Tafel, **182** ff. — und sonst mehrfach.

Kreglinger, Richard, stellt eine durchaus einleuchtende Dreiteilung des religionsgeschichtlichen Stoffes aus diesem selbst auf in Monarchische, Heils- und Katholische Religionen und bietet außerdem eine überzeugende Ursprungserklärung des Jahweismus. L'évolution religieuse de l'humanité (1926) **2.** La religion d'Israel (2. Aufl. 1926) S. 152—157. La vie des Images et des mots **172** f., S. 141 f., 214, **281.** (Kadesch-Barnea an vielen Stellen s. unter Quadech) **212, 272.** Passah und Mazzoth S. 167—174, **325** f.

Lévy, Isidore: La légende de Pythagore de Grèce en Palästine (1927) S. 295—340 passim, **276—278, 281, 350, 355.**

Lietzmann, Hans: Messe und Herrenmahl. Eine Studie zur Geschichte der Liturgie (1926) **335** f.

Lohmeier, Ernst: Die Idee des Martyriums im Judentum und Urchristentum (1927) **101.**

Raschke, Hermann: Die Werkstatt des Markusevangelisten. Eine neue Evangelientheorie (1924), enthält eine scharfe Unterscheidung vom *Anfang des Evangeliums* in jedem der drei Synoptiker. S. 124—135, auch wenn man die Eigengängerei dieses neuen Mythisierungsversuchs in keiner Weise sich aneignen wird — **40.**

von Ries, Julius: Einige okkulte Phänomene und ihre physikalische Deutung (1927), in Ergänzung zu Edouard *Bertholet:* Études sur les facultés métanormales (1926) und dazu meine Besprechung beider Schriften: „Kraftausstrahlung durch Auflegung der Hände" in „Der Basilisk" (1927) Nr. 14, **221** f.

Schmidt, Karl Ludw.: Der Rahmen der Geschichte Jesu (1919), S. **15.**

Schweitzer, Albert: Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, 1926 in vierter Auflage erschienen, scheint mir nach wie vor in einzelnen Vermutungen psychologischer Art Erkenntnisse von bleibender Bedeutung zu bieten: die Wirklichkeit des Erntebildes für Jesus **76,** die sakrale Geschichtlichkeit der Brotvervielfältigung **141** f., die Scheu des Jesus vor der unabgeblendeten (national-messianischen) Erwählungsgewißheit — **305.** Lauter Ergebnisse seiner konsequenten Enderwartungstheorie. Mit solchen wichtigen Beobachtungen im einzelnen hat Schweitzer, obwohl er sich verwahrt, an den Texten Psychologie zu treiben, dies eben als unbewußter Begründer einer solchen Methode doch getan, indem er im scheinbar erstorbenen

Dokument den historischen Pulsschlag des irdischen Jesus zu behorchen vermochte und damit biographisch Tatsächliches psychologisch entdeckte. Vrgl. seine Davididentheorie **29.**

Shaw, Bernhard: Die Aussichten des Christentums (1925), 69—73, **127—131.** 112, **275,** 52, **289.**

Spunda, Franz: Griechische Reise (1926), Eliaskapellen S. 87, **87,** der Kreuzweg bei Liwadia 140, **63.**

Eine *Taoistische Geschichte Jesu,* in einem chinesischen Sammelwerk des Jahres 1701. Bei K. L. Reichelt, Der chinesische Buddhismus (1926) S. 216—223, **324.**

Troxler, Ignaz Paul Vital: Ueber das Leben und sein Problem, nach der Erstausgabe von 1806, neu herausgegeben von Hans Kern und Christoph Bernoulli (1925), S. 31—63 passim **106,** ebenda das Zitat von F. C. Oetinger S. 5, **106.**

Wach, Joachim: Meister und Jünger (1925) **95.**

Weber, Max: „Die Pharisäer" (1922) in Bd. III der Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie S. 401—442, **182—185, 307.**

Wirth, Hermann: Zum Ursprung des Kreuzes als Anhang von: Leopold Feiler, Die Entstehung des Christentums aus dem Geiste des magischen Denkens (1927), S. 150 ff. **353** f.

Zum deutschen Wortlaut über eingestreute Bibelstellen.

In Anlehnung an die klassisch gewordene Verdeutschung Weizsäckers oder Wellhausen's übertrage ich manchmal nach eigenem Ermessen und dann gelegentlich mit sinngemäßer Uebertreibung, durch meine entsprechende Auffassung der Stelle veranlaßt. Für die Stichometrie der Logia folge ich, wo ich eine solche annehme, meistens der Zeilenteilung von Alfred Loisy, Les livres du Nouveau Testament, traduit du grec en français (1922), S. 334—447. — Alttestamentliche Stellen nach Kautzsch oder Bernhard Duhm's Uebersetzung der Propheten.

Benützung eigener Vorarbeiten.

Meine *Täuferhypothese* in „Johannes der Täufer und die Urgemeinde" (1918) wird **40—103** ausgebaut im schon damals angekündigten Bestreben, in die Verzahnungen der textanalytischen Ergebnisse eine psychologische Struktur der ältesten Ueberlieferungsschicht einzubauen. Im vierten Hauptstück **176—278** nehme ich überdies eine in jenem früheren Buch noch nicht betretene Spur metaphysischer oder jedenfalls im engern Sinn religionspsychologischer Natur auf, die ich zum ersten Male in einem Referat zum Renankongreß in Paris (Oktober 1923) begangen habe unter der Fragestellung: Was für ein Gott war der synoptische Vatergott? (Dessen französischer Wortlaut in den Akten jenes Kongresses, Bd. II, S. 211—222). Im fünften Hauptstück entkleide ich meine frühere Behauptung von der genialischen *Infantilität* Jesu (vergl. JTU-Register), der damals ihr noch anhaftenden naturalistischen Bindung, vergl. jetzt namentlich **316—324.** Meine eigentliche Jesuspsychologie mit den Hauptstellen (drittes Hauptstück) enthielt mein Vortrag am diesjährigen Loisy-Kongreß in Paris, dessen Wortlaut sich für den ersten Band der Akten im Druck befindet. Die eigentlich chthonisch-symbolistische Seite des synoptischen Problems wurde von mir bereits angedeutet in: Bachofen und das Natursymbol, S. 553—568 „Zum Symbolgehalt des Evangeliums".

REGISTER DER HAUPTGEDANKEN.

BERICHTIGUNGEN:

S. 51, Z. 10 v. o. l.: Belzebuul. — S. 79, Z. 13 v. o. l.: läßt (statt: kann). — S. 92, Z. 12 v. o. l.: zugeschriebene. — S. 96, Z. 11 v. u. l.: den. — S. 106, Z. 5 v. u. l.: Oetinger. — S. 124. Z. 11 v. u. l.: Analogieschluß. — S. 168, Z. 10 v. o. l.: geradezu. — S. 172, Z. 10 v. u. l.: konnte, im. — S. 325, Z. 7 v. u. l: Totemfest (statt Totenfest). **Ergänzung:** S. 165, Z. 16 v. o.: zum *Zinsnehmen* vgl. noch Lk 6, 34. 35. Mt 5, 42.